This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE WILLIAM AR

The Holts on February 22, 1903

* The first marriage i

Die

[illegible]elischen Missionen

in

Afrika.

[illegible]onsstunden betrachtet

von

Pauli, Pfarrer.

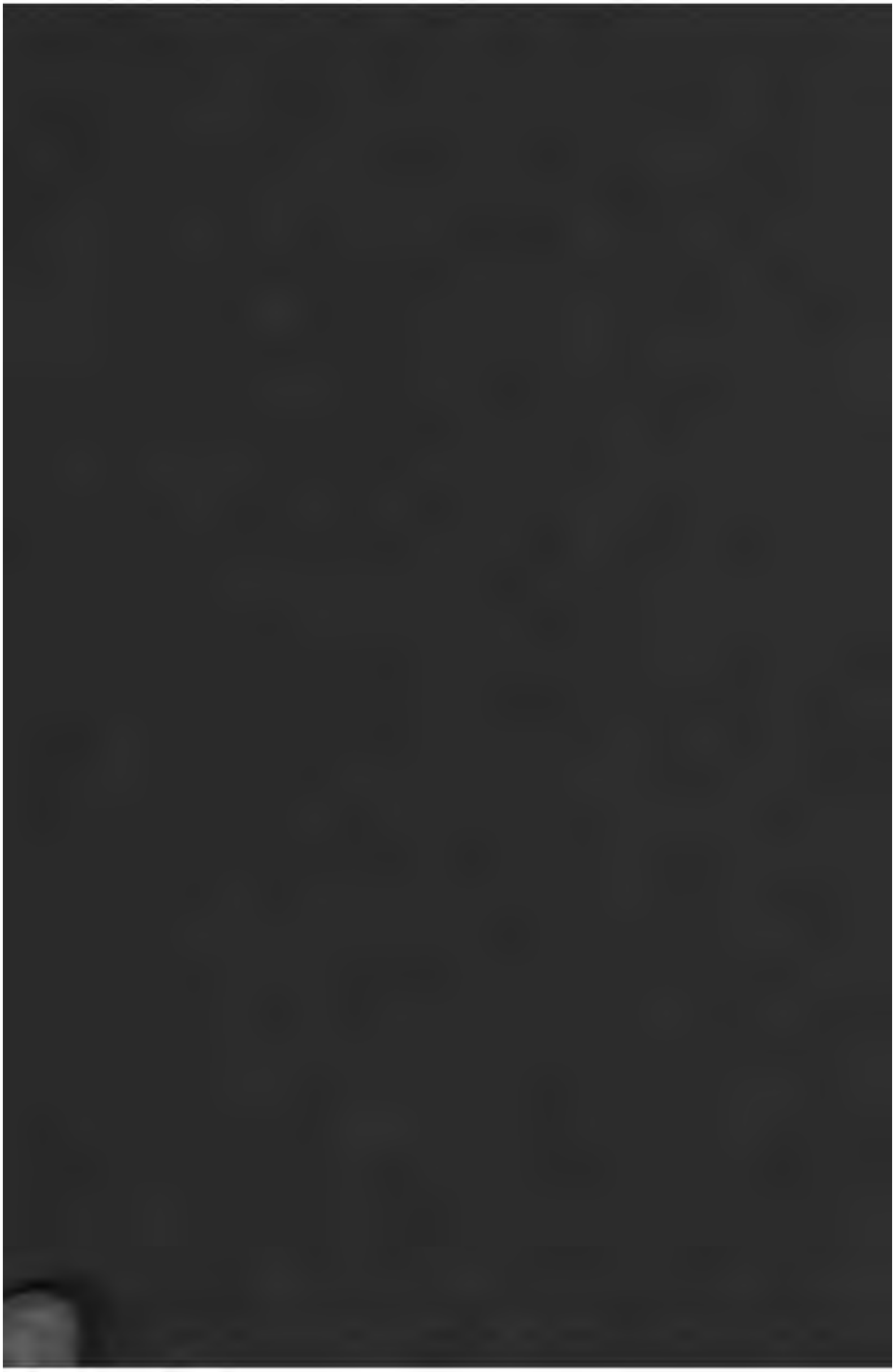
[illegible]evorwortet

von

[illegible]omasius,

[illegible] der Theologie.

[illegible] Deichert.



Die evangelischen Missionen in Afrika.

In Missionsstunden betrachtet

von

J. Pauli, Pfarrer.

Bevorwortet

von

D. G. Thomasius,
ord. Professor der Theologie.

Erlangen,
Verlag von Andreas Deichert.
1869.

CWM

BV3500
P3

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Vorwort.

Obgleich meine geſchichtlichen Studien ſich nicht ſpeciell auf das Gebiet erſtrecken, mit dem ſich das nachſtehende Schriftchen beſchäftigt, ſo wollte ich es mir doch nicht verſagen, dem Wunſche des Verfaſſers, meines lieben jungen Freundes entſprechend, dasſelbe mit einem kurzen Vorwort einzuführen. Denn worauf es bei ſolchen Arbeiten, wie die vorliegende ankommt, iſt nicht blos die gründliche, quellenmäßige Erforſchung des Stoffs — und darin ſcheint mir der Verfaſſer gerechten Anforderungen genug gethan zu haben — es iſt vornehmlich die Darſtellung; und darüber darf ſich auch wohl der ein Urtheil erlauben, der ſich um die Methode der Geſchichtsſchreibung überhaupt bekümmert hat. So leicht es auf den erſten Blick ſcheinen könnte, die Miſſionsgeſchichte in populärer Form zum Zwecke öffentlicher Vorleſungen zu bearbeiten, ſo gehört es doch zu den ſchwierigſten Auf-

gaben. Es gilt nämlich da vor Allem, den großen und erhabenen Gesichtspunkt, aus dem die Geschichte der Mission betrachtet sein will, den Gesichtspunkt der Siegesgeschichte des Reiches Gottes, richtig und im Zusammenhang mit der ganzen Geschichte der Völkerwelt zu fassen, denselben aber nicht etwa nur wie eine Ueberschrift über die Geschichte zu setzen, sondern als den tragenden Hintergrund derselben durchscheinen zu lassen. Es gilt ferner, das Allgemeine mit dem Besonderen, ich meine die Schilderung der allgemeinen Zustände und Vorgänge mit den speciellen Zügen, in denen sich das Allgemeine concret ausprägt, zu verbinden, und so der Darstellung einen plastischen Charakter zu geben. Ohne die Hervorhebung solcher significanten Einzelheiten, an denen wie die alte Nacht und Macht des Bösen, so auch die wunderbare Kraft des Evangeliums über die Gemüther der Menschen zur greifbaren Erscheinung kommt, ohne die Ausstattung mit persönlichen Charakteren und lebensvollen Bildern läßt jede Darstellung der Missionsgeschichte kalt, während sie umgewandt, wenn sie sich blos auf Detail beschränkt, zu einer bloßen Sammlung erbaulicher Anekdoten herabsinkt. Beides in der rechten Weise zu verbinden, ist die Kunst der Geschichtsschreibung — selbstverständlich, leicht gesagt, aber schwer gethan. Der Verfasser

hat darin nach beiden Seiten hin das rechte Maaß gehalten, und deshalb wird sein Schriftchen sicherlich den Eingang finden, den es verdient und der Gemeinde wie zur Lehre so zur Erbauung dienen.

Eine weitere, vielleicht die größte Schwierigkeit liegt in der Vermeidung des Fehlers, an dem so manche, insbesondere ältere Darstellungen dieser Art leiden. Es ist der Wahn, als ob auf dem Gebiete der Heidenmission nur vom Frühlingswehen des Geistes Gottes über den Todtengebeinen und von Wundern und gnadenreichen Bekehrungen zu berichten wäre, während es daheim in der Kirche allewege durch Schwachheit und Sünde hindurchgeht und im besten Falle nur unter schweren und langen Kämpfen vorwärts; es ist das Vergessen des durch die Erfahrung bestätigten Gesetzes, daß auf hoffnungsreiche Anfänge meist wieder Zeiten der Dürre oder doch der langsamen und kümmerlichen Reife folgen. Eine Missionsgeschichte von solchen Gesichtspunkten aus geschrieben kann weder Wahrheit sein, noch aufrichtige, in Gottes Wegen erfahrene, Leser erbauen. Und wenn nun die wirkliche Geschichte dieser gefärbten widerspricht — was anders wird der Erfolg sein, als daß Missionsliebe und Missionsthätigkeit erkalten? Gar nicht zu reden von den Waffen, die man dadurch den

Gegnern der guten Sache in die Hand gibt. „Nein, das Erste, was von einem Berichte verlangt werden muß, ist, daß er durch und durch wahr sei. Ist er das nicht, so ist er unsittlich, sei er auch sonst noch so geschickt und erwärmend. Der Berichterstatter kann wünschen, zugleich für die Mission zu erwärmen, aber er darf diesem Wunsche nicht gestatten, die Thatsachen zu ändern und sich so an der Wahrheit zu versündigen. Man kann wohl dem Begehren der Leser und Hörer so weit nachgeben, daß man das wirklich Erbauliche hervorhebt, das Vereinzelte sammelt und dadurch seine Bedeutung verständlicher macht u. dgl., aber nie darf man vergessen, daß die erste Pflicht eines Missions-Blattes ist, ein vollständig richtiges Bild zu geben*.)“ Unser seliger Graul hat namentlich das Verdienst, daß man von diesen Abwegen auf die rechte, nüchterne, wahrhaft geschichtliche und deshalb auch wahrhaft erbauliche Bahn in der Missionsberichterstattung zurückgekommen ist. Auch das vorliegende Schriftchen hat die Winke dieses Meisters nicht unbeachtet gelassen, es hat die tiefen Schatten, die auch auf dem Missionsgebiete neben den Lichtern hergehen, nicht verschwiegen, es hält

*) Dr. Karl Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission von G. Hermann, Pfr. zu Wintersdorf 1867.

zugleich der Christenheit den Spiegel ihrer Sünden, die sie an der Heidenwelt begangen hat, mit großem Ernste vor, und wendet sich mit seiner einfachen, wahrheitsgetreuen und doch lebenswarmen Darstellung an das christliche Gewissen und an die christliche Liebe.

So gehe es denn hinaus zum gesegneten Gebrauch. Es wird neben den von J. Schlier herausgegebenen „Missionsstunden für evangelische Gemeinden", Nördlingen 1867, noch immer Raum und Stätte finden, weil es zumeist andere Missionsgebiete (das afrikanische und westindische) behandelt, womit es einem wahren Bedürfnisse entspricht. Die Fortsetzung in einem zweiten Heftchen wird demnächst folgen.

Gott der Herr aber begleite es mit seinem Segen und lasse es in der Hand der Brüder im Amt, die sich die Förderung der heiligen Sache der Mission angelegen sein lassen, dazu dienen, Kenntniß und Liebe zu ihr in unsern Gemeinden zu wecken und zu pflegen.

D. Thomasius.

1.

Afrika.

Apostelgesch. 16, 9. „Und Paulo erschien ein Gesicht bei der Nacht, das war ein Mann aus Macedonien, der stund und bat ihn und sprach: Komm hernieder in Macedonien und hilf uns."

„Komm hernieder und hilf uns," das waren die Worte, welche vor mehr denn 1800 Jahren den Apostel Paulus von Asien nach Europa zur Missionsarbeit herüberriefen. Trotz all seiner Kunst und Wissenschaft, seines Glanzes und seiner Reichthümer war Europa doch arm und elend, weil es den lebendigen GOtt nicht kannte und bei all seinem Suchen doch nicht finden konnte. Nur durch die Predigt des Evangeliums war ihm zu helfen und ist ihm geholfen worden, so daß es nun glücklicher ist als alle andern Erdtheile.

„Kommt herüber und helft uns," so ruft besonders der große Erdtheil Afrika, der vielleicht unter allen am meisten Anspruch hat auf das Mitleid und die thätige Liebeshülfe der Christenheit. Denn dort ist das Elend nicht allein größer als sonst wo auf der Erde, sondern es ist dasselbe auf diese Höhe gestiegen nicht ohne Schuld solcher, die Christi Namen tragen. Afrika hat Vorzüge, welche einem Volke eine edle Stellung in der Reihe der Nationen verleihen und es äußerlich glücklich, ja zu einem Segen für die übrige Menschheit machen könnten. Aber wie steht es in der Wirklichkeit? Afrika ist eine sittliche Wildniß, seine Bewohner sind gegen einander reißende Wölfe; sie sind so tief gesunken, daß man ihnen selbst die Menschenwürde abgesprochen und sie den Thieren gleichgestellt hat, ja daß man sie behandelt und verkauft wie bloße Waare. Darin vollzieht sich der Fluch, welcher seit ungefähr 4000 Jahren

auf dem Geschlechte Hams ruht. Aber sollte nicht das alles uns um so mehr auffordern, was in unsern Kräften steht zu thun, damit dieser Fluch Hams aufgehoben werde durch den, in welchem gesegnet werden sollen alle Geschlechter der Erde? daß die geistlichen und leiblichen Sclavenketten fallen und den Gefangenen gepredigt werde eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung? Damit aber der rechte Eifer in uns erwache, so viel wir können dem armen geknechteten Afrika zu helfen, so laßt uns heute einiges von der Noth Afrikas hören. Zuvor aber wollen wir die Lichtpunkte aufsuchen, die auch das afrikanische Leben noch bietet, und ohne deren Dasein eine Arbeit für die Erhebung Afrikas aus seinem Elende ein hoffnungsloses Unternehmen sein müßte.

Abgesehen von der im Norden befindlichen großen Wüste Sahara ist Afrika, so weit es bekannt ist, einer der schönsten und fruchtbarsten Erdtheile und hat unvergleichliche natürliche Schätze. Was nur die heiße Zone hervorbringt, das wuchert auf seinen heißen Flächen in üppigster Weise. Wie fruchtbar der Boden ist, zeigt schon der Umstand, daß der Neger 50 Jahre lang sein Korn jährlich auf derselben Stelle baut, ohne dem Boden Nahrung zu geben. Das Einzige, was in manchen Gegenden geschieht, ist, daß man das dürre Gras abbrennt, worauf rasch ein frisches, junges Grün aufschießt. So könnte der Ackerbau kaum irgendwo mehr Erfolg versprechen als in Afrika, gleichwohl ist er unvollkommen und überdies wenig verbreitet. Das Thierreich enthält außer den wilden Thieren, deren Felle sehr gesucht werden, unzählige Viehheerden. Die Handwerke stehen freilich noch auf sehr niedriger Stufe, wie auch der Handel gering ist trotz der Liebe des Negers zum Handel, die so groß ist, daß nicht allein überall regelmäßige Märkte gehalten werden, sondern selbst die Bewohner von Städten, die mit einander im Krieg liegen, ungefährdet die beiderseitigen Märkte besuchen können. Ordentliche Häuser von Stein bauen sich nur die Könige und Großen, sonst sind die Häuser sehr armselig und klein; ein paar Pfähle werden in

den Boden geschlagen, in die Quere mit Baumzweigen verbunden und mit Lehm beworfen, worauf dann ein Blätterdach gelegt wird. Kaum daß man aufrecht darin stehen kann, taugen solche Hütten nur dazu, um darin zu schlafen und Schutz vor dem Regen zu suchen; der Hof vor dem Hause mit seinem schattigen Baume ist der wahre Versammlungsort der Familie. Gleiche Einfachheit und Genügsamkeit zeigt sich in den Hausgeräthen; Matten dienen als Schlafstätten; kommen noch einige Töpfe und Schalen und allenfalls eine Oellampe dazu, so ist die Hauseinrichtung fertig.

Auch im Volkscharakter finden sich schöne Züge; so besonders große Liebe zur Heimath. Dem armen Neger ist kein Wasser süß, das nicht aus seinem Brunnen geschöpft ist; kein Baum hat ihm so holden und so kühlen Schatten, als der Tabba-Baum seines Geburtsortes. Zwingt ihn der Krieg, die liebe Stelle zu verlassen, wo er seinen ersten Athemzug gethan hat, und Schutz in einem andern Königreich zu suchen, so bringt er seine Zeit mit Reden vom Lande seiner Väter zu, und kaum ist der Friede hergestellt, so kehrt er der Fremde den Rücken, baut eilig seine zerfallenen Lehmwände wieder auf, und freut sich, den Rauch aus seinem Geburtsdorfe wieder aufsteigen zu sehen.

Das Lernen ist dem Negerkinde ungemein leicht; davon liefern die Missionsschulen in Westafrika den unwiderleglichen Beweis. In der kurzen Zeit von 10 Monaten lernten z. B. einige Timnehknaben, die zuvor nie ein Buch gesehen hatten, schreiben und fließend lesen, und an derartigen Beispielen fehlt es kaum in irgend einer Negerschule. Und diese Leichtigkeit des Lernens beschränkt sich nicht auf die Anfangsgründe, auch in der Erlernung fremder Sprachen und Wissenschaften machen die Neger erstaunliche Fortschritte. Von andern Eigenschaften, durch welche der Neger sich auszeichnet, ja in denen er fast unvergleichlich ist, sei nur seine Demuth und Dankbarkeit, seine Geduld und Genügsamkeit erwähnt, von welchen die Geschichte der westindischen Inseln einen herrlichen Beweis giebt. Nie

wurde ein Volk so furchtbar gereizt als dort die Neger. Behandelt wie Thiere, mit der Peitsche zur täglichen Arbeit getrieben, die zartesten Gefühle des Menschenherzens mit Füßen getreten, um ihres Glaubens willen verhöhnt und verfolgt — welches andere seinen Bedrückern an Zahl so überlegene Volk würde nicht bittern Haß gegen seine Feinde genährt und jede Gelegenheit zur Rache benützt haben? Aber unter dem heiligenden Einfluß des Evangeliums auf die sanfte Gemüthsart des Negers hat dort das gerade Gegentheil stattgefunden. So ist das Negervolk mit edlen Anlagen des Geistes und Herzens ausgerüstet, welche die herrlichsten Hoffnungen von dem geben, was die Neger unter der umschaffenden Kraft des Evangeliums werden können. Aber freilich, wo diese fehlt, da sieht es in Afrika über alle Maßen traurig aus.

Denn Afrika seufzt einmal unter der rohesten Unterdrückung. Fast alle Herrschaften des ganzen Erdtheils sind Schreckensherrschaften. Auch wo Mehrere sich in die Gewalt theilen, hat doch die Masse des Volks keinen Vortheil davon; der einzige Unterschied ist, daß die Ruthe der Tyrannei statt von Einem von Mehreren geschwungen wird. Fast unbedingt schalten die Häuptlinge mit ihren Unterthanen, so daß z. B. König William von Limbia nicht einmal duldete, daß seine Unterthanen sich selbst verdingten, sondern er verdingte sie nach Belieben und schickte seinen Sohn mit ihnen, um den Lohn einzunehmen, bevor die Arbeit nur angefangen hatte. Vor dem König von Dahome ist jeder ein Sclave, über dessen Leben und Eigenthum jener nach Belieben verfügt. Selbst sein erster Rathgeber muß, um zum König zu gelangen, vom Palastthor bis zu des Königs Gemach auf Händen und Füßen kriechen, da legt er sich platt auf den Boden, reibt den Kopf im Staube und gebraucht die demüthigsten Ausdrücke. Nur auf Befehl kriecht er vorwärts und alles, was er in Geschäften zu melden hat, meldet er, alle Weisungen empfängt er liegend; vor dem König darf niemand auch nur auf dem Boden sitzen außer den Weibern, die aber auch vorher die Erde küssen müssen.

Afrika ist aber weiter auch ein Sclavenland. Wenigstens drei Viertheile der ganzen Bevölkerung leben in Sclaverei; in keiner Gegend fehlt die Sclaverei, ja man hat Orte gefunden, wo auf 30, sogar auf 70 Sclaven nur Ein Freier kommt. Woher kommt das? Nach dem Herkommen in Afrika wird jeder Freie Sclave, sobald er im Krieg gefangen wird. Die Sclaverei war immer einer der furchtbarsten Begleiter des Kriegs. Wenn der schwächere oder unglückliche Krieger unter dem gehobenen Speer seines Besiegers um Gnade fleht, so gibt er damit jeden Anspruch auf Freiheit auf und erkauft um sie sein Leben. Hungersnoth, durch Dürre, Mangel an Anbau oder Kriegsverheerung hervorgerufen, ist in Afrika nicht unbekannt, und da kommt es oft vor, daß freie Neger sich selbst oder ihre Kinder verkaufen, um dem Hungertod zu entgehen. Macht ein Neger Schulden und kann sie zur bestimmten Zeit nicht zahlen, so wird er mit allem, was er hat, Eigenthum seines Gläubigers, bis er sich wieder loskaufen kann. Aber wo soll er das Geld hiezu hernehmen, da alles, was er erwirbt, seinem Herrn gehört? Er hat meistens nicht die geringste Hoffnung, jemals wieder frei zu werden. Auch Verbrechen, wie Zauberei, Mord, Ehebruch werden mit Sclaverei bestraft, und nicht selten liegt es im Willen des Klägers, ob er den Beklagten als Sclaven behalten oder eine Lösung annehmen will.

Die Sclaven dienen vor allem als Tauschartikel im Handel; sie sind gleichsam das Geld in Afrika; mit ihnen bezahlt man die Waaren, in Sclaven erheben Könige ihren Tribut von den Provinzen. Um eine eiserne Hacke, ein bischen Salz, ein Stück Tuch kann man überall einen Sclaven bekommen. Sie sind ferner die Handwerker und Ackerbauer, da keiner, der auf höhere Stellung Anspruch machen kann, irgend eine der Arbeiten verrichten darf, welche bei uns der Gebildetste thun kann. Viehzucht und Ackerbau sind ganz in den Händen der Haus- und Feldsclaven; wer mehr hat als diese, läßt sie als Weber, Bauleute, Schmiede u. s. w. für seinen Vortheil arbeiten. Sie sind darum auch der wichtigste Besitz der Freien

in Afrika; der Sclave baut das Brod seines Gebieters und webt sein Kleid; um Sclaven kauft der Schwarze sein Weib; Sclaven hinterläßt er seinen Kindern als Erbe. Zwar werden die Sclaven im allgemeinen gut gehalten, so daß sie es besser haben als ihre Leidensgefährten in Amerika, aber doch ist die Sclaverei nicht allein ein großes Hinderniß für geordneten Handel und fortwährender Anlaß zu blutigen Kriegen, sie entsittlicht auch die Gemüther; wie muß es in dem Herzen eines Menschen aussehen, der immer umherschweift, um auf seine Nebenmenschen Jagd zu machen, wie muß alle menschliche Regung in ihm erstorben sein, wenn er kaltblütig die innigsten Familienbande zerreißen kann! Und wie schwer findet das Evangelium in solchen Herzen Eingang!

Wie die Sclaverei, so herrscht in Afrika auch die Vielweiberei unumschränkt und allgemein. An manchen Orten legt zwar ein religiöses Gesetz oder die Sitte Beschränkungen in der Zahl der Weiber auf, aber für gewöhnlich kann der Neger so viele Frauen haben, als er kaufen kann. Besonders groß ist diese Zahl natürlich bei den Fürsten und Königen, bei welchen sie selbst in die Tausende geht. Ein nicht geringer Theil des afrikanischen Elends ist Folge dieser Vielweiberei. „Fleischeslust und Krieg, sagt ein Reisender über Bornu, sind hier die Angelpunkte des Lebens, das Geschäft des Daseins; die unbegrenzte Befriedigung der ersteren ist ein Hauptreiz zum Kriege.“ Damit hängt auch die tiefe Erniedrigung des weiblichen Geschlechts in Afrika zusammen. Das Recht der Eltern über die Kinder ist schrankenlos, sie können mit ihnen thun, was sie wollen. So ist denn die Tochter vor ihrer Verheirathung Eigenthum der Eltern, diese verfügen über sie nach Belieben; gewöhnlich wird sie dem Meistbietenden überlassen. Gefällt einem Manne ein Mädchen, so braucht er ihr selbst gar nichts davon zu sagen, er muß nur mit den Eltern über den Preis übereinkommen, um welchen sie die Gesellschaft und die Dienste ihrer Tochter hingeben wollen. Gewöhnlich ist der Preis zwei Sclaven, außer das Mädchen wäre ungewöhnlich schön, dann

steigt er. Erst wenn das im Reinen ist, hört das Mädchen davon; aber nach ihrem Jawort fragt niemand. Hat einmal der Werber einige Kola-Nüsse, die er mitbringt, mit den Eltern gegessen, so muß sie ihn haben, oder sie kann überhaupt nicht heirathen; denn ein Anderer darf sie nachher nicht haben, sonst wird nach den Landesgesetzen der erste Bewerber sie einfangen und zur Sclavin machen. Da nun noch dazu auf das Alter gar keine Rücksicht genommen wird, so haben die Aeltesten, weil sie gewöhnlich die Reichsten sind, die unbedingte Wahl. Hören wir ein Beispiel afrikanischer Heirath, wie es ein Augenzeuge erzählt: „Ein Neger von der Gambia-Gegend hatte auf ein Mädchen sein Auge geworfen; er machte das übliche Geschenk von etlichen Kola-Nüssen an die Mutter, die ohne irgend eine Rücksprache mit der Tochter ihn befugte, sich ihrer zu bemächtigen, wann er könne. Wirklich wurde das arme Mädchen, während es den Reis zum Abendessen bereitete, von dem feinen Brautwerber und einigen seiner Feinde überfallen und trotz des heftigsten Widerstandes mit Gewalt fortgeschleppt.“ Das nennt man in Afrika Heirathen.

Ist aber das arme Weib einmal verehelicht, so wird ihre Lage nicht besser; sie hat nur den Eigenthümer gewechselt und ist nun zum Besitzthum des Mannes geworden. Denn da die Neger für ihre Weiber bezahlt haben, so erwarten sie von denselben die unbedingteste Unterwürfigkeit und behandeln sie mehr wie gedungene Mägde als wie freie Gehülfinen. „Die Frau, berichtet ein Missionar, hat in ihrem Hause gar wenig zu bedeuten. Man darf nur eine der Negerhütten betreten, um sogleich wahrzunehmen, daß sie als ein geringeres Wesen betrachtet wird. Selten sieht man sie, als wenn sie des Morgens mit einem großen Wassergefäß auf dem Kopfe sich durch die Straßen schleppt oder wenn sie ihr Kind auf dem Rücken Korn mahlt. Sie selbst weiß es nicht anders, als daß sie blos ein Geschöpf der Launen ihres Mannes ist, und das bringt sie auch ihrer Tochter bei.“ Sie muß sich dasselbe gebieterische Benehmen des Mannes gefallen lassen, wie die

Sclavin, und ihm dieselbe kriechende Unterwürfigkeit bezeigen; ja in den meisten Ländern Afrikas darf die Frau mit ihrem Manne nicht einmal unter Einem Dache wohnen. Dazu ist sie in vielen Gegenden auch in Betreff der Ehescheidung ganz der Laune des Mannes ausgesetzt; man betrachtet da die Ehe lediglich als einen bürgerlichen Vertrag, den der Mann nach Belieben auflösen kann. In Bussa kann der Mann seine Frau den Eltern zurücksenden, selbst, ohne auch nur einen Grund dafür anzugeben. Er beginnt damit, sie unfreundlich und verächtlich zu behandeln, wovon sie gewöhnlich bald weiß, worauf es abzielt, und dann selbst zu ihren Eltern zurückkehrt, um das Geschehene zu erzählen. Diese erscheinen dann mit ihrer ganzen Familie bei dem Manne und fragen ihn, ob er wünsche, daß sein Weib hinfort bei ihren Eltern bleibe. Sagt er ja, so ist die Ehe aufgelöst und die Entlassene gilt wieder als unverehelicht.

Aber nicht genug damit, daß die Frau kein Eigenthum, keine Freiheit hat, sondern selbst Eigenthum ist, daß kein Mann daran denkt, ihr als dem schwächeren Gefäß seine Ehre zu geben, wie die Schrift gebietet, sie muß auch oft noch den Mann durch ihre Arbeit unterhalten. Der Neger arbeitet selbst nur so lange, bis er sich eine gehörige Anzahl von Frauen kaufen kann; hat er diese, so läßt er sie für sich arbeiten, während er selbst im trägsten Müßiggang und in der üppigsten Liederlichkeit lebt. Die beschwerlichsten Lasten liegen auf dem Weibe; es treibt die Mühle, besorgt das Marktgeschäft, pflanzt den Acker. Nicht selten sieht man auf Reisen den Mann träge auf dem Esel sitzen, und das Weib sich müde hinter ihm herschleppen, wobei sie oft noch die Lebensmittel oder das Küchengeschirr tragen muß. Ja bei den Sulima-Negern ist den Frauen die ganze Feldarbeit außer dem Säen überlassen, während die Männer nur das Vieh besorgen; die Weiber sind Maurer, Tüncher und dergl., die Männer waschen die Kleider. In so niedriger verachteter Stellung befindet sich in Afrika das weibliche Geschlecht. Wie schlimm muß es unter solchen Umständen mit dem Manne und den Kindern, dem ganzen geselligen

Leben stehn? Mag auch der Einfluß des Weibes, der ihm in seiner tiefen Erniedrigung geblieben ist, gering sein, er muß vergiftend schon in den frühesten Jahren auf das aufwachsende Geschlecht wirken.

Zur Vervollständigung des sittlichen Bildes Afrikas müssen wir noch zweier Laster erwähnen, der Trunksucht und des Hangs zu Diebstahl und Betrug. Dieses Laster des Trunkes, zu dessen Beförderung christliche Kaufleute durch die Einfuhr des Branntweins nicht wenig beigetragen haben, ist in Afrika weder auf eine Volksklasse noch auf eine Rangstufe, nicht einmal auf das männliche Geschlecht beschränkt. Der Mohamedaner, dem seine Religion starke Getränke verbietet, hält darin gleichen Schritt mit dem Heiden, und Fürsten sind so arge Trunkenbolde wie Unterthanen, ja selbst Weiber stehen hierin den stärksten Männern nicht nach. Und wie der Trunk, so ist Stehlen, Lügen und Betrügen mit allem, was damit zusammenhängt, fast allgemein. Kein Eigenthum ist sicher, sobald es aus den Augen des Besitzers ist, und auch unter seinen Augen nicht, wenn der Dieb stärker ist als er. Bei Kauf und Verkauf rühmt sich der Vater den Sohn und der Sohn seinen Vater zu übervortheilen und Gott und der Prophet werden jede Stunde zu Zeugen gerufen, um die handgreiflichsten Lügen und Betrügereien zu decken.

So steht es in sittlicher Beziehung um Afrika. Rufen diese Mißstände nicht laut genug auch ohne Worte: kommt herüber und helft uns? Und doch sieht es in Afrika in religiöser Beziehung noch viel schlechter aus als in sittlicher. Laßt uns denn in Kürze noch einiges von Afrikas Religionen hören.

Eine große Verbreitung hat der Islam, die Lehre des Lügenpropheten Muhamed gefunden, so daß er in den Hauptländern des nördlichen Mittelafrika als die ausschließlich herrschende Religion angesehen werden kann. Wie überall, so ist er auch hier mild und einschmeichelnd, so lange er nur geduldet wird, anmaßend, bitter und rachsüchtig gegen Alle, die sich ihm zu widersetzen wagen, sobald er zur Herrschaft gelangt ist.

Aber meistens ist er mit heidnischem Aberglauben, selbst heidnischen Gebräuchen vermischt, und seine Wirkung ist, alle Hauptzüge von Elend und Verderben in Afrika nur noch fester einzugraben, statt sie auszulöschen.

Im Uebrigen ist der Glaube an Einen GOtt in Afrika durchgängig herrschend, aber die Vorstellung von Gott ist so armselig, als ihr geistiger Gesammtzustand es erwarten läßt. Zudem ist es ein durchgängiger Lehrsatz des Negerheidenthums: „Gott kann sich mit den Menschen nicht einlassen; dafür sind die Geister da.“ Diese Geister nehmen in verschiedenen Naturstoffen, an besondern Orten ihre Wohnung, und alles in der Welt kann durch solche Einwohnung der Geister Fetisch werden, und besitzt dann übernatürliche Kräfte. Besonders groß ist die Furcht der Neger vor dem Teufel, von dem sie glauben, er sei immer um den Weg, um Unheil zu stiften. Wenn jemand nur von seinem Sitz aufsteht, so legen sich gleich seine Diener darauf, damit der Teufel nicht an ihres Herrn Platz schlüpfe; ja die Gambianeger erklärten sogar: „Niemand kann uns Schaden zufügen als der große böse Geist. Wir müssen mit dem Teufel in Freundschaft leben, daß er uns nichts zu Leide thue.“ Gegen ihn suchen sie sich durch allerlei Zaubermittel zu schützen, welche ein Stock, ein Stein, ein Stückchen Schnur u. s. w. sein kann; auch gewissen geheimnißvollen Ceremonien wird solche Zauberkraft zugeschrieben. Wie aber solche Zaubermittel die Kraft haben sollen, Böses abzuwenden, so auch, Gutes zu verschaffen, oder andern Böses zuzufügen. Und dieser Fetischaberglaube ist der festeste in Afrika: alle Thatsachen, alle Gründe, welche die Nichtigkeit der Fetische beweisen, bleiben wirkungslos: höchstens gesteht der Neger zu, daß sein Fetisch schlecht gewesen sei.

Neben den Opfern von Thieren und Früchten sind in ganz Afrika Menschenopfer gebräuchlich, wo sie nicht durch den Islam oder europäischen Einfluß aufgehoben sind. Es ist grausenhaft, wie zahlreich diese gräßlichen Opfer sind. Nach dem Tod von Königen oder Fürsten, vor einem Krieg oder

nach einem glücklichen Sieg fallen Hunderte und Tausende dem Opfermesser; selbst die Gräber der Verstorbenen werden alljährlich mit Menschenblut begossen. In mehreren Gegenden Afrikas wird eine oder mehrere Frauen eines Verstorbenen geopfert; entweder muß sie sich neben den verstorbenen Mann legen und wird lebendig begraben, oder man ertränkt sie im Flusse oder sie muß an Hunger oder Gift sterben. Bei Badagri steht der bekannte Fetischbaum, unter welchem jährlich hunderte von Menschen geschlachtet werden; seine ungeheuern Aeste sind mit Stücken von Menschenleichnamen bedeckt und sein Stamm von unregelmäßigen Haufen häßlicher Todtenköpfe umthürmt, die seit ungezählten Jahren sich da ansammelten.

Das mag genügen, daß wir erkennen, wie unendlich traurig die geistigen, sittlichen und religiösen Zustände in Afrika sind, welches nahezu 150 Millionen Menschen zählt. Sie sind Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein, können wir ihren lauten Ruf: kommt herüber und helft uns! überhören? überhören, da wir ein so sicheres Mittel in Händen haben, um die Todeskrankheit dieses Erdtheils ganz und gründlich zu heilen, nämlich das Evangelium von Christo, dem Sünderheiland? Laßt uns alle helfen mit Gebet und Gaben, daß Mohrenland lerne seine Hände aufheben zu GOtt, dem lebendigen GOtt! Amen.

2.

Sierra Leone I.

1 Mos. 50, 19. Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber GOtt gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.

Die Worte der heil. Schrift, welche wir so eben vernommen haben, können mit vollem Recht angewendet werden auf einem Theil der Mission in Westafrika, auf die Mission in Sierra Leone. Joseph, der Sohn Jakobs, war von seinen Brüdern an ismaelitische Kaufleute verkauft worden aus Haß und Neid, weil er die Liebe seines Vaters in höherm Grade besaß als alle seine Brüder; aber GOtt hatte diese Frevelthat nur darum zugelassen, damit durch Joseph nicht allein seine ganze Familie, sondern auch das große Volk der Aegypter in den sieben unfruchtbaren Jahren erhalten und vor dem Hungertode bewahrt werde. So wurden auch viele tausend Kinder Afrikas von den Ihrigen um schnöden Gewinnes willen an elende europäische Kaufleute verkauft, aber in GOttes Hand war dieser frevelhafte Menschenhandel das Mittel, daß nicht allein die Verkauften das Evangelium von Christo dem Sünderheiland hören und ihre Seelen retten konnten vom ewigen Tode, sondern auch selbst wieder Boten des Friedens wurden für ihre Volksgenossen. Von dieser Mission laßt uns denn heute etwas hören.

Der Sclavenhandel, dieser Schandfleck der Christenheit, wird nun über 300 Jahre fast seit der Entdeckung der Westküste von Afrika getrieben. Man hat berechnet, daß seit dieser Zeit mindestens 30 Millionen Neger aus ihrem Vaterlande geraubt und

in die Sclaverei geschleppt worden sind. Von der Art, wie solcher Handel getrieben wird, sei ein Beispiel erwähnt: „Der König Boatsvaine empfing eine Anzahl Waaren von einem französischen Sclavenschiffe, die er in jungen Negern zu bezahlen versprach. Es ist ihm Ehrensache, genau zu halten, was er verspricht. Die Zeit war nahe, da das Schiff von seiner weiteren Fahrt zurückkommen sollte, und er hatte die bedungenen Sclaven noch nicht vollständig beisammen. Da sah er sich nun unter den friedlichen Nachbarstämmen um und erwählte sich die Quik-Neger, ein friedliches von Ackerbau und Handel lebendes Völklein zum Opfer. Seine Soldaten wurden, auf die kleinen Dörfer vertheilt, ausgesendet und vollzogen durch plötzlichen nächtlichen Angriff auf alle zugleich ohne Widerstand und Schwierigkeit in Einer Stunde ihren Auftrag. Der Stamm war vernichtet; alle Erwachsenen, Männer und Weiber wurden niedergemetzelt, alle Hütten verbrannt. Ganz kleine Kinder theilten das Schicksal der Eltern, während Knaben und Mädchen den Franzosen ausgeliefert wurden."

Auf dem Marsch zur Küste leiden solche arme Gefangene furchtbare Qualen von Ermattung, Hitze, Hunger und Durst, und nicht wenige sterben schon auf diesem Wege. Bis sie aber in das Sclavenschiff gebracht werden können, werden sie in einen ummauerten, aber den glühenden Sonnenstrahlen offenen Hof eingezwängt und erhalten kaum die nöthigste Nahrung, während die Fesseln ihnen in das Fleisch einschneiden. Im Schiff selbst werden so viele als möglich zusammengepropft; da liegen sie so enge, einer an dem andern, daß keiner seine Stellung im mindesten verändern kann; oft müssen sie die ganze Zeit auf dem Rücken liegen, weil die Decke kaum 2 Fuß vom Boden entfernt ist; krumm gebogen liegen sie da, und manche werden dadurch so steif, daß sie ihr Leben lang nicht mehr gerade werden. So sterben sie denn auch auf den Schiffen in großer Menge dahin. Diejenigen aber, welche alle diese Qualen überstanden und den Boden Amerikas betreten, werden nun öffentlich verkauft, und müssen in der brennenden Sonnenhitze

unter beständiger Furcht vor der Peitsche der Aufseher die Felder ihrer Herren bebauen bis zum letzten Athemzug.

Solche Gräuel konnten nicht Jahrhunderte lang an der Christenheit vorübergehen und durch Christen verübt werden, ohne daß auch warnende und strafende Stimmen laut wurden. Nach mehr denn 50jährigen Versuchen und Kämpfen gelang es endlich edlen Menschenfreunden, daß 1807 England den Sclavenhandel als Seeräuberei erklärte und seit 1842 alle europäischen Staaten sich zur Unterdrückung dieses schändlichen Handels vereinigten. Seit dieser Zeit fahren Kriegsschiffe der Küste Afrikas entlang, nehmen die Sclavenschiffe weg und setzen die Sclaven in Freiheit. Es ist freilich noch nicht gelungen, diesen Menschenhandel ganz zu unterdrücken, doch hat er seitdem um vieles abgenommen.

Damit aber, daß man die Sclaven befreit, ist noch nicht alles gethan. Würde man sie an irgend einem Punkte der afrikanischen Küste nur an das Land setzen und gehen lassen, so fielen sie entweder den Sclavenhändlern von neuem in die Hände, oder da sie meistens von erlittenen Mißhandlungen völlig erschöpft sind, gingen sie elend zu Grunde. Was ist also zu thun, um befreite Sclaven zu schützen und körperlich wie geistlich zu fördern? Diese Frage trat schon am Anfang des Kampfes gegen den Sclavenhandel an diejenigen heran, welche für die Neger redeten, und man kam zu dem Entschluß, an einer geeigneten Stelle der afrikanischen Küste eine Colonie freigelassener Neger zu gründen und diese unter den Schutz der englischen Regierung zu stellen. Man wählte hiezu den Küstenstrich von Sierra Leone; ein kleiner Verein in London kaufte 1787 einen ansehnlichen Theil jenes Landes und half mit, daß 460 Neger dorthin übersiedeln konnten. Der Anblick dieser Halbinsel ist jetzt höchst malerisch; die hohen Berge, die sich hinter dem Ufersaum erheben, ihr frisches lebendiges Grün, die hohen Palmbäume, der Wechsel des Anblicks mit dem Fortgang des Schiffes, zuletzt der breite Sierra-Leonefluß, der von vielen Schiffen besuchte Hafen der Stadt Freetown, die vielen Kähne

der umherrudernden Kru-Neger, das alles bietet jetzt einen herrlichen Anblick. Vor 80 Jahren war das freilich noch ganz anders. Von den dorthin übersiedelnden Negern starben beinahe 200 theils auf der Ueberfahrt, theils kurz nach ihrer Ankunft, die Uebrigen geriethen bald in Streit mit den Eingeborenen und zerstreuten sich durch das Land.

Einen neuen großen Zuwachs von 1200 Personen erhielt die Colonie 1792 aus Neuschottland in Amerika, welchen 100 Weiße als Beamte der Gesellschaft beigegeben waren. Sofort wurde ein großer Wald umgehauen und am Meeresufer eine Stadt gegründet, der man den Namen Freetown (Freistadt) gab, weil ein freies Negervolk in ihr erzogen werden sollte. In der Regenzeit richtete freilich das Fieber besonders unter den Weißen große Verheerungen an, und der Ausbruch des französischen Revolutionskriegs schien alle die schönen Hoffnungen, welche man von dieser Niederlassung hegte, zu vernichten. Denn eine französische Flottenabtheilung erschien plötzlich im Jahre 1794 an der Mündung des Sierra-Leoneflusses, raubte alles, was fortgeschafft werden konnte, zerstörte das Uebrige auf barbarische Weise und steckte zuletzt die Stadt in Brand. Aber obgleich der Gesellschaft dadurch ein Schaden von 600,000 fl. zugefügt wurde, ließ sie sich in ihrem menschenfreundlichen Wirken doch nicht aufhalten, und bald war der Schaden wieder gut gemacht. Nach 4 Jahren stand die Stadt schon wieder mit 300 Häusern, mit schönen öffentlichen Gebäuden, etwas besser gegen Angriffe geschützt und von 1200 Menschen bewohnt da. Ackerbau, Handwerke und Handel blühten und der Seehafen wimmelte von Schiffen und Negerkähnen.

Auf diese Weise wurden die ersten Wege gebahnt, auf denen die Boten Christi in die schauerliche Wildniß der afrikanischen Völker mit der Botschaft des Heils eindringen konnten, und es währte auch nicht lange, so fing eine Missionsgesellschaft um die andere an, wetteifernd nach der Waffenrüstung des Geistes zu greifen und auf diesen gefahrvollen Kampfplatz der Christenliebe einzutreten. Und gefahrvoll, verderblich war dieser

Platz nicht sowohl durch Menschen als durch das Klima, so zwar, daß allein die Londoner Missionsgesellschaft im Verlauf von 25 Jahren den Tod von 109 Missionaren und deren Gattinnen zu beklagen hatte. Durch solche Unfälle wurden die einzelnen Gesellschaften zwar gebeugt aber nicht entmuthigt, immer neue Streiter traten in die Lücken der Gefallenen, und so konnte das Werk, wenn auch manchfach unterbrochen, dennoch fortgeführt werden.

Auch sonst war der Anfang hart und schwer. Gleich beim Beginn hatte man neben den Eingewanderten die umwohnenden Eingeborenen in's Auge gefaßt und Stationen unter den Susu-Negern zu Bassia und Kanofi und unter den Bulloms zu Yongru gegründet. Die Missionare errichteten zunächst Schulen, aber diese nahmen ihre Zeit so in Anspruch, daß an die Heidenpredigt kaum gedacht werden konnte. Wohl wurden einzelne schöne Erfolge erzielt, aber da die Missionare den fortwährenden Nachstellungen der Sclavenhändler ausgesetzt waren, welche auch die Eingeborenen aufreizten, so entschloß man sich, die Missionare nach Sierra Leone zurückzurufen, wo es ja auch genug Arbeit gab.

Im Jahre 1816 faßte die Colonie nach einem mäßigen Anschlag 9—10,000 Einwohner in sich, und unaufhörlich wurden neue Negerhaufen eingebracht, die von aufgefangenen Sclavenschiffen weggenommen wurden und in der jammervollsten Lage, nackt, krank, schwach, abgehärmt, verwundet, als Bilder des menschlichen Elends in Freetown einzogen. Diese wurden von der Regierung aufgenommen, gekleidet, beköstigt und zum Unterricht und zur Ansiedlung in einem der 14 Pfarrsprengel untergebracht, in welche das ganze Land getheilt war.

In Freetown selbst war der Mittelpunkt der Mission; dort war 1819 von 240 christlichen Familien kaum eine ohne ein Glied, das lesen konnte, und 400 Bibeln und Testamente waren im Gebrauch, und in 2 Jahren hatte man 3600 fl. für Bibelverbreitung gesammelt. Hier kamen von Zeit zu Zeit alle Missionare zu wichtigen Berathungen zusammen, und hier war

auch die Musterschule der Mission, aus welcher die künftigen Lehrer hervorgehen sollten. Die merkwürdigsten Erfahrungen aber von der alles umwandelnden Kraft des Evangeliums machte man auf den Dörfern und in den neu angelegten Städten.

Von den im Jahre 1816 von Sclavenschiffen befreiten 1100 Negern wurde der größte Theil in einem Orte, wenige Stunden von Freetown, Namens Regent angesiedelt und ihnen Missionar Johnson als Lehrer und Führer vorgesetzt. Die ersten Anfänge seiner Arbeit unter diesen zusammengeworfenen Haufen, welche 22 verschiedenen Negerstämmen angehörten und fast ebensoviele Mundarten redeten, waren äußerst schwierig, um so mehr, da sie erst wenige Monate zuvor von der Sclavenkette befreit worden waren. Diese Neger lebten in bitterem Haß und Feindschaft gegen einander, während sie selbst wechselseitig ihre Sprache nicht verstanden und nur durch ein Kauderwelsch von Englisch sich verständlich machen konnten. Gab man ihnen Kleider, so warfen sie dieselben weg oder verkauften sie und nur schwer waren sie nach und nach zu bewegen, ihre Blöße zu bedecken. Keiner von ihnen lebte in regelmäßiger Ehe und die Unzucht war allgemein. In manchen Hütten waren 15—20 Personen beiderlei Geschlechts zusammengeworfen. Viele sahen wie abgehärmte, ausgedörrte Gespenstergestalten aus, und die Sterblichkeit war unter ihnen ungemein groß, während ein ganzes Jahr hindurch nur 6 Kinder geboren wurden. Der finsterste Aberglaube beherrschte ihre Gemüther; kaum war unter ihnen eine Spur davon wahrzunehmen, daß sie Lust hätten, ihren Zustand zu verbessern, und versuchten es einige Wenige, den Boden zu bebauen, so wurden sie von den Andern davon abgehalten. Viele zogen es vor, im nahen Walde zu liegen, Andere nährten sich durch Diebstahl und Plünderung, so daß Missionar Johnson in der ersten Zeit seines Aufenthalts unter ihnen fast seines ganzen Eigenthums beraubt wurde. Dieser so traurige Zustand dauerte mehrere Jahre, bis nach und nach unter GOttes sichtbarem Segen und bei schweren Uebungen der Geduld und der Liebe es diesem trefflichen Knechte Christi

gelang, mit Hülfe einiger frommen Neger, welche an seiner Seite arbeiteten, unter diesen wilden Haufen Gehör für das Evangelium und mit demselben zugleich ein Gefühl für äußere Ordnung und regelmäßigen Gewerbfleiß zu finden.

Welch' umwandelnden Einfluß das Evangelium auch auf das äußere Leben auszuüben vermag, das beweist nicht leicht ein anderer Ort in demselben hohen Grade wie Regent. Schon 4 Jahre nach der Gründung des Ortes, im Jahre 1820 waren daselbst 19 kleine Straßen mit regelmäßigen Wohnungen aufgebaut und die Wege um das Städtchen her geebnet. Eine große steinerne Kirche, ein Pfarr- und Schulhaus, ein Krankenhaus und mehrere Vorrathshäuser hoben sich auf dem wilden Boden empor. Gärten wurden an den Häusern angelegt und umzäunt, und der Pflug zog nach allen Richtungen hin bis auf eine Stunde weit seine Furchen. Viele Neger fingen an, neben dem Ackerbau auch allerlei nützliche Gewerbe zu treiben, so daß nach kurzer Zeit gegen 600 keiner Unterstützung der Regierung mehr bedurften, sondern ihr eigenes ehrlich erworbenes Brod mit ihrer Familie essen konnten. Sie waren alle anständig gekleidet, und viele Negerinnen hatten gelernt, ihre Kleider selbst zu verfertigen. Bei 400 Ehepaare lebten in geordneter Ehe. Früher hatten die Neger die Nächte in wildem Getümmel mit Tanzen und Trommeln zugebracht, jetzt war es auch Nachts stille und sicher. Auch die große Sterblichkeit verminderte sich auffallend, so daß in 6 Monaten nur 6 Neger starben, während in 3 Monaten 42 Kinder geboren wurden. Nicht Ein Fluch wurde im Ort gehört und der Missionar sah während eines ganzen Jahres nicht Einen Betrunkenen. Die Kirche wurde am Sonntag und in der Woche regelmäßig besucht, und meistens waren 1200—1300 Neger aufmerksam um den Missionar versammelt. Die Schulen, welche anfangs nur 90 Knaben und 50 Mädchen zählten, wurden jetzt von mehr als 500 besucht, welche gute Fortschritte im Lernen machten.

Die Lage der Stadt beschreibt Johnson mit folgenden Worten: „Sie ist von hohen Bergen umgeben, die übereinander

aufragen und bis an den Gipfel mit immer grünem Wald und Buschwerk bedeckt sind. Zwischen den Felsklippen stürzen kleine Rinnsale herab, die sich im Thale zum Bach vereinigen, welcher unsre Stadt in zwei Theile scheidet, und an dessen Ufer sich herrliche Wiesen als Weideplatz ausdehnen. Kirche, Schule und Missionshaus stehen auf einer Anhöhe, von ihrem eigenen angebauten Felde umgeben. Da blühen um uns herum unsere Pflanzungen von Cocospalmen, Cassanda, Plantanen, Bananen und Cafe. Rechts und links dehnt sich die Stadt aus und gegenüber auf der andern Anhöhe ebenfalls, so daß ich von meinem Hause die ganze Stadt überblicke."

Mit welchen Gefühlen, mit welchen Gedanken mag da oft der treue Missionar auf seine Negerhäuser herabgesehen haben, da es ihm ja nicht blos um Sittenverbesserung zu thun war; Tag und Nacht flehte er um weit größeres, um die Wiedergeburt ihrer Herzen, welche allein durch die Kraft des heil. Geistes möglich ist. Aber er flehte auch nicht vergeblich, je mehr und mehr durfte er die Sehnsucht seines Herzens erfüllt sehen, ein Neger um den andern kam zu ihm und fragte tiefbekümmert: was muß ich thun, daß ich selig werde? indem er einfach und rührend den Zustand seines Herzens schilderte. So kam einmal ein Schulmädchen von 16 Jahren und sagte: „vor 3 Monaten hielten sie eine Ansprache an die Schulmädchen. Viele derselben kamen damals herbei, um Ihnen zu sagen, was sie am Sonntag gehört haben; auch mich fragten Sie, ob ich nichts weiß. Ich antwortete nichts, denn ich mußte mich zu sehr schämen. Als Sie mir aber sagten, ich betete nicht zu JEsu, sorgte nicht für meine Seele und ginge deßhalb zur Hölle, bekam ich große Angst und versuchte zu beten, aber mein Herz war kalt wie Stein. Da sah ich all das Böse, das ich thue, fand keine Ruhe und fürchtete mich zu sterben. Jetzt aber denke ich, JEsus Christus ist stark genug, mich zu retten; nur schmerzt mich zu sehr, daß mein böses Herz gegen mich ist, und ich weiß nicht, was ich mit meinem bösen Herzen thun soll."

Solche Bekenntnisse, wie von diesem Negermädchen durfte

er viele hören und oft sah er die Neger mit Sonnenaufgang einsam oder in kleinen Häuflein in den nahen Wald gehen, um ihr Herz vor Gott auszuschütten und den Geist der Gnade sich zu erflehen; und wo er nun bei richtiger Erkenntniß der evangelischen Heilslehre diesen Hunger nach der Gerechtigkeit wahrnahm, da trug er kein Bedenken, sie durch die heil. Taufe in den Bund mit Christo aufzunehmen. Diese Neubekehrten fingen nun bald an, das Seelenheil ihrer verfinsterten Landsleute auf dem Herzen zu tragen und diese zu ermuntern, zu der offenen Quelle des Heils in Christo hinzueilen und die Anerbietungen der göttlichen Gnade anzunehmen. Im Jahre 1817 bereits wurde ein Missionsverein gegründet, der sofort 107 Mitglieder zählte, von welchen jedes wenigstens 6 kr. monatlich zahlte, und einer machte sich auch auf den Weg, seine unwissenden Landsleute aufzusuchen, und ihnen das Heil zu verkündigen, das ihm selbst zu Theil geworden war. Bevor das erste Jahr zu Ende war, hatten diese armen Neger 400 fl. zur Missionssache beigesteuert.

Die christliche Nächstenliebe zu bethätigen, dazu wurde den Bewohnern von Regent im Jahre 1823 eine besondere Gelegenheit geboten, als 238 neue Neger, die vor Kurzen einem portugiesischen Sclavenschiffe abgenommen waren, dort angesiedelt werden sollten. Missionar Johnson geleitete dieselben von Freetown nach Regent und schreibt darüber: „Als wir vor Regent ankamen, lief alles mit Jubelruf uns entgegen, und da die Leute die schwachen kranken Neger sahen, eilten sie auf sie zu, luden sie auf den Rücken und trugen sie in die Stadt. Als die armen Ankömmlinge erschöpft auf dem Boden lagen, erkannten manche unserer Leute ihre Verwandten und Freunde, und es entstand ein allgemeiner Ausruf: o Massa! meine Schwester! mein Bruder! mein Landsmann! u. s. w. Die armen Geschöpfe wußten nicht, wie ihnen geschah; kaum aus dem erstickenden Unterraum des Sclavenschiffes erlöst, wußten sie nicht, sollten sie lachen oder weinen, als sie die Angesichter derer sahen, die sie längst todt geglaubt hatten, und die sie

jetzt sauber gekleidet und oft mit gesunden Kindern in den Armen erblickten. Es war das über alle Beschreibung, und auch wir konnten uns der Thränen nicht enthalten. Die Schulkinder eilten nach Nahrungsmitteln für die Ausgehungerten, die Alten ihnen nach, und bald waren sie mit Speisen aller Art überhäuft und hielten eine Mahlzeit, wie lange her sie keine mehr gelabt hatte. Endlich mußte ich die Leute bitten, den Ermatteten Ruhe zu lassen. Am Morgen war unsre Kirche beim Frühgebet ganz voll, und nach dem Gebet las ich aus den Ankömmlingen die Kinder für unsre Schulen aus, indessen die Erwachsenen unter unsre Leute vertheilt wurden und mehrere die Freude hatten, einen Bruder oder eine Schwester mit sich nach Hause zu führen.

Es wären wohl noch viele ergreifende Beispiele zu erzählen von ihrer Liebe zu GOttes Wort und zu dem Missionar, von ihrer Redlichkeit, ihrem Gehorsam und Fleiß. Doch es sei des Gesagten für dieses Mal genug, haben wir doch gesehen, welche große Umwandlung im Innern und Aeußern das Wort vom Kreuz hervorzubringen vermag; wie nun endlich die Christenheit angefangen hat, ihr großes Unrecht, das sie an Afrika begangen, dadurch gut zu machen, daß sie ihm die selige Botschaft von der in Christo geschehenen Erlösung bringt, und wie auf diese Weise in höherem geistlichen Sinne das Wort unsres Textes in Erfüllung geht: ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks, es zu erretten von zeitlichem und ewigem Verderben. Amen.

3.

Sierra Leone II.

1 Mos. 50, 19. Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.

Das letzte Mal haben wir gehört, daß Menschenfreunde in England den Sclavenhandel mit allen Mitteln bekämpften, aber auch zugleich für die befreiten Neger durch die Gründung der Colonie Sierra Leone auf's beste zu sorgen bestrebt waren; daß Missionare ihnen zur Seite traten, welche die aus den leiblichen Ketten Befreiten zu der herrlichen Freiheit der Kinder GOttes zu führen suchten und so der Anfang gemacht wurde, die schwere Schuld, welche die Christenheit durch den Sclavenhandel sich aufgeladen hat, abzuzahlen. Besonders hörten wir auch, welchen Erfolg die Predigt vom Kreuz unter den Negern zu Regent gehabt hat, wie diese Stadt durch die Botschaft von der durch Christum geschehenen Erlösung äußerlich und innerlich umgewandelt wurde, so daß sie ein weithin scheinendes Licht unter den Heiden wurde. Laßt uns heute noch einige von den Missionsstationen auf dieser Halbinsel besuchen und sehen, was dort unter den Negern durch das Evangelium gewirkt wurde.

Da treffen wir in der Nähe von Regent einen Ort, Namens Gloucester, an dem Missionar Düring die ersten sieben Jahre arbeitete. Ueber seine erste Ansiedelung schreibt er also: Ich hatte wohl von dem traurigen Zustande gehört, in dem die Afrikaner aus den Sclavenschiffen kommen. Aber der Anblick selber war etwas, wovon wir in unsrem civilisirten Leben keine Vorstellung gewinnen können. Es war mir gleich klar, daß es galt, den Leuten alles oder nichts zu sein. Viele hat-

ten die Ruhrkrankheit, Andere waren mit Geschwüren bedeckt, Manche starben. Das Schwerste war, daß sie alles, was man für sie that, als Anstalt für ihre Verkaufung deuteten. So war es in Leicester, meiner ersten Station. Jetzt aber sollte ich eine neue gründen. Als ich zuerst an den Ort ging, nahm ich einen Hirschfänger mit; weil ich aber nicht wußte, was ich damit machen sollte, dachte ich ihn durch einen der Knaben zurück zu schicken. Der aber schien ihn nicht forttragen zu wollen, so daß ich ihn als Stock in die Hand nahm und am Ende sehr froh war, ihn zu haben, weil ich sehr oft damit mir den Weg durch's Gestrüpp bahnen mußte. Endlich fand ich den Ort, wo im Walde 107 befreite Neger mit einem Europäer lagerten, der sie beaufsichtigte.

Es war am 18. Dezember 1816, als ich dorthin geschickt wurde. Ein ganz geringer Geviertraum Waldes war gelichtet; zwei Hütten standen da, die eine halb bedeckt, die andere ganz offen. Die Kranken waren weder vor der Sonne noch vor dem starken Nachtthau geschützt. Es galt also zuerst Häuser zu bauen, um die Leute vor der Regenzeit unterzubringen; aber wie machen? Die Wenigsten konnten arbeiten, die Andern lagen Gerippen ähnlich umher und mußten hin- und hergetragen werden. Allein die Sache mußte angegriffen werden.

Ich hatte bald Raum genug gelichtet, um 14 Häuser für die Neger und eines für mich nebst einem Schulhause zu bauen. Jene waren gut genug, aber mein Haus und die Schule waren größer, so daß die Leute es nicht verstanden, sie regendicht zu machen. Als die Regenzeit kam, waren wir zwar gegen den Wind geschützt, aber wir mußten im Hause zum Essen, Sitzen und Gehen stets den Regenschirm offen haben und über unsre Betten noch ein zweites Dach bauen. Und doch war ich in dieser Lage beständig wohl. Dann ging es an die geistliche Arbeit, zuerst an die Anordnung des Sonntags. Nur Wenige verstanden, was ich wolle, und hatten Mühe genug, es den Andern begreiflich zu machen. Dann kam die Abendschule, endlich die Gottesdienste, die anfangs mit Widerwillen besucht

wurden; zuletzt aber ging auch das. Nach sechs Monaten fing ich an, eine Sorge für ihre Seele an den Leuten zu merken, und war dadurch der glücklichste Mensch der Welt. Nach einem Jahre hatte ich 8 Abendmahlsgenossen. Späterhin wurde mehr Wald ausgehauen und wurden mehr Häuser gebaut, darunter eines für den Aufseher und ein Reisvorrathshaus. Auch in der Raschheit, mit der diese Bauten fertig wurden, zeigte sich die Kraft des Christenthums. Sechs unsrer Maurer waren bekehrte Leute und sichtlich wuchs die Anstelligkeit und Fertigkeit mit dem innern Leben. Auch ein besseres Wohnhaus wurde fertig und ich konnte wagen, an den Bau einer Kirche zu denken. Im September 1818 wurde der Grundstein gelegt und im Juli 1820 stand das Gotteshaus für 1500 Personen fertig da."

Auch in der Schule ging es voran. Wenn der Missionar dahin kam und beim Bibellesen einer Classe um Erklärungen gebeten wurde, so hielten gewöhnlich die Lehrer aller Classen inne, um es auch zu hören. Es war in den Kindern eine solche Liebe zum Unterricht, daß einer, welcher nebenher bei einem Schneider in der Lehre war und von der Arbeit davon lief, am dritten Tag wieder kam und erklärte, er könne nicht ohne die Schule sein. Als ihm erklärt wurde, er dürfe nicht mehr hinein, bat er, ihn zu schlagen, einzusperren, aber nur nicht von der Schule auszuschließen.

Wie in die übrigen Orte der Halbinsel so wurden auch nach Gloucester neu befreite Sclaven vertheilt. Als Missionar Düring einmal solche mit etlichen Leuten in Freetown abholte, sah er bald, da es in die Berge hineinging, daß er nicht gesunde Leute genug habe, um die armen Geschöpfe fortzubringen. Zum Glück war ein Neger vorausgelaufen, und hatte noch mehr Leute aufgeboten, die jetzt die armen Sclaven auf dem Rücken den Berg hinauf schleppten. Wie ganz anders war es nun geworden denn früher, wenn ein Sclavenschiff ankam. Früher kamen wohl auch die Neger neugierig heran, um zu sehen, ob nicht ein Verwandter darunter sei, aber die Andern

beachteten sie nicht. Jetzt nahm ein Weib eine befreite Sclavin mit in ihr Haus, auf die Frage warum? gab sie die Erklärung: „jetzt zwei Jahre, ich hieher kommen; Nachbarin mich nehmen, Gutes thun, von HErrn JEsus Christus sagen. Ich will nun dasselbe thun, was sie an mir gethan!"

Diese Liebe währte aber nicht blos einen Augenblick, sie dauerte fort in der langen zärtlichen Pflege der Kranken, in der Sorge für ihre geistliche Wohlfahrt. Es war das aber nicht leicht bei diesen Neulingen. Davon nur ein Beispiel: nach der eben geschilderten Aufnahme, da sie noch müde waren, und ihnen mehr Nahrung vorgesetzt war, als sie essen konnten, waren sie ganz ruhig. Als sie aber am folgenden Tag, einem Sonntag die Leute reinlich und säuberlich gekleidet in die Kirche gehen sahen, dachten sie nicht anders, als man werde jetzt die Gesunden von ihnen verkaufen, die Andern aber umbringen. Ihre Vertheilung unter die Familien bestärkte nur ihre Furcht und sie erhoben ein lautes Jammergeschrei. Mit Mühe nur konnten sie beruhigt werden, und es dauerte mehrere Wochen, bis sie an ihre Freiheit glaubten. Dann aber nahmen sie gar sonderbare Begriffe von Freiheit an; ohne weiteres nahmen sie Hühner, Schafe und Ziegen ihrer besten Freunde weg, um es sich wohl sein zu lassen. Nur die strengste Zucht konnte die Auflösung der Gemeinde verhindern und Ordnung schaffen.

Selbst der Missionsgeist regte sich unter diesen Negern. Bei einem Missionsfeste, das in Glouceſter gehalten wurde, sprach ein Neger unter Hinweisung auf ihre Errettung aus der Unwissenheit der Heimath, aus dem Sclavenjoch und dem Sclavenschiff von der Freiheit der Gnade GOttes, und wies auf Joseph und seine Brüder hin, um die Zwecke GOttes bei ihrem eigenen Verkauft-werden klar zu machen. „Er errettete seine Brüder vom Hunger; auch wir sollen unsre Brüder erretten, die uns verkauften."

Wie so viele andere Missionare mußte auch Missionar Düring zu seiner körperlichen Erholung nach England gehen. Als nun nach ½ Jahr die Nachricht eintraf, daß er wieder komme,

erwarteten ihn die Gemeindeglieder 18 Tage lang in Freetown. Noch auf dem Schiff befindlich wurde er von ihnen erkannt, und als er im Boot noch weit vom Ufer war, hörte er schon rufen: Das ist unser Massa! Das ist Herr Düring! Ja das ist er! GOtt sei Dank! Da das Boot an's Land stieß, zogen sie ihn im wörtlichen Sinne heraus, hingen sich an ihn, daß er sich nicht rühren konnte; Viele weinten vor Freude. Andere riefen: wollt ihr heute den Massa umbringen? und dieser Jubel dauerte mehrere Stunden fort. Auf dem Weg nach Gloucester begleiteten sie ihn mit Schießen und Lärmen; in der Nähe der Heimath aber wurde alles stille, dann sangen sie ein geistliches Lied. Sie wollten ihn in sein Haus tragen, was er aber nicht duldete. „GOtt sei gelobt, Massa ist wieder da!" war das Loosungswort der ganzen Stadt. Kaum im Hause angelangt, hörte er die Kirchenglocken erschallen; die Kirche war bei dieser Betstunde gedrängt voll.

Mit frischem Muth und neuer Hoffnung, die aufgesproßten Saaten seiner Arbeit vor Augen, ging Missionar Düring wieder an die Arbeit. Predigen, katechisiren, Bekümmerte trösten, Verwundete heilen und pflegen, die herrlichsten Bekenntnisse aus redlichem Herzen hören, Kranke besuchen, die sich ihrer Leiden in Christo rühmten, war jetzt sein beständiges Geschäft. Dieselben Erfahrungen wie zuvor erfrischten seinen Muth, aber die körperliche Kraft war diesem Arbeitsleben nicht mehr gewachsen. Er erkrankte mehrfach wieder, zuletzt so, daß wenig Hoffnung des Lebens mehr blieb. Sein Krankenzimmer war oft ganz gefüllt von Negern, die auf den Knieen lagen und um seine Erhaltung flehten. Er wollte nun mit seiner Gattin nach England zurückkehren, aber sein Schiff kam dort nie an. In einem der furchtbaren Novemberstürme des Jahres 1823 ist es untergesunken.

Eine andere Station auf der Halbinsel ist Charlotte, wo der Missionar Taylor mit seiner Gattin zu wirken anfing, nachdem sie einige Jahre nichts weniger als das Bild einer blühenden Gemeinde dargeboten hatte. Es waren die wildesten

der befreiten Neger, eine Art Menschenfresser, die man hier angesiedelt und bisher vergeblich durch strenge Mittel zu civilisiren gesucht hatte. Es waren ihrer zuerst 250, und es währte längere Zeit, bis sie durch die Predigt des Evangeliums ergriffen und erneuert wurden. Der erste Anfang zur Besserung, das erste Zeichen von Herzensregung war folgendes: Eines Morgens brach eines der Schulmädchen in Thränen aus und konnte vor Schluchzen nicht antworten, als es um die Ursache gefragt wurde; erst Nachmittags gab sie auf die wiederholte Frage die Antwort, weil sie das Gelernte nicht mehr wisse. Doch war allmählich ein Fortschritt zur Besserung wahrzunehmen und Missionar Taylor konnte melden: „Eines Tages kam ein Mann mit einer Schulkarte in der Hand zu mir und sagte: ‚o thu, Massa, o thu!‘ Auf meine Frage, was soll ich dir thun? brachte er endlich heraus: ‚mich heute Nacht zwei Zeilen lehren, ich so gerne Buch lernen.‘ Nachher fragte ich ihn nach seinem Herzen, und er sagte: ‚o Massa, mein Herz mich plagen, großer Stein da wohnen.‘ Ich fragte ihn, ob er sich nicht rechtschaffen vorkäme, er stehle, fluche und schwöre ja nicht. Er aber sagte: ‚o Massa! mich lügen, mich stehlen, mich alles Böse thun; mich von GOtt stehlen, was ihm gehört‘ (er meinte sich selbst). Sogar ein Sinn für die Rettung der Heiden sprach sich in Missionsgaben aus. Daneben aber kamen noch Betrunkene in die Schule, grausame Mißhandlungen fielen vor, und der Missionar meinte oft, vergeblich zu arbeiten. Endlich aber geschah an einem Weibe, das bisher auf alles Schlechte recht erpicht gewesen war, ein Wunder der Herzensänderung, das er mit den Worten bezeichnet: ‚Der Löwe ist ein Lamm geworden.‘ Sie schilderte in den stärksten Ausdrücken, wie sie die schlimmste Sünderin sei, schlimmer als Räuber und Mörder und rühmte die Barmherzigkeit des HErrn, der sie dennoch am Leben lasse. Ein Mann folgte nach, der öfters also betete: o HErr unsre Herzen sind all zusammen wie Stein, der nichts fürchtet! aber mache du uns die Sünde immer mehr fürchten. Unsre Herzen sind zu starr,

mache sie weich. O HErr fange mich, wie man die Fische im Wasser fängt, und laß mich nicht mehr von dir, sondern bewahre mich vor Sünde.

Ein Communikant mußte wegen einer schmutzigen Sünde von der Versammlung ausgeschlossen werden; gleichwohl kam er mit den Andern. Auf die Frage, wie er dazu komme, blieb er sprachlos. Der Missionar las nun aus Eph. 5, 3—5 über den Geiz vor und überließ es den Anwesenden zu entscheiden. Es war ergreifend, den Haß gegen die Sünde und das Erbarmen mit dem Sünder zu sehen. Einer sagte z. B., wir alle sind Sünder und wissen, was Versuchung ist; der Teufel kommt und versucht uns ganz sanft und fein, und wir fallen in Sünde, ehe wir es merken oder bedenken. Mit Ausnahme eines Einzigen, der es sehr strenge nahm, ließen Alle den Armen wieder zu. Wunderbar war, wie Leute, die zuvor nichts als Haß und Bitterkeit gewesen waren und stets in Hader und Zank lagen, jetzt ein schönes Bild des Friedens darboten.

Allmälig stieg die Bevölkerung von Charlotte durch mehrfache Zuweisung befreiter Neger auf 676, und diese Zufuhren unglücklicher Sclaven gaben auch hier Anlaß zu Aeußerungen christlich milder Theilnahme, wie wir sie in Regent und Gloucester gesehen haben, Aeußerungen, welche das verborgene Samenkorn des Glaubens, aus dem die Liebe hervorgeht, recht augenscheinlich darthaten.

Wenden wir uns, ehe wir die Halbinsel Sierra Leone verlassen, noch zur Stadt Kent, welche auf der südlichsten Spitze der Halbinsel nahe dem Cap Schilling am Meere liegt. Dort arbeitete längere Zeit Missionar Schön; dieser fand bald, welch' eine Mauer seinem Wirken entgegengebaut war in der Selbstgefälligkeit und Anmaßung der Leute. Aber doch gelang es ihm, diese Mauer allmälig einzureißen und bei den Leuten Eingang zu finden mit der Predigt des Evangeliums. In dieser Zeit schrieb sein Gehülfe Young: Die Leute hier sind erstaunlich unwissend und gleichgültig. Oft war ich daran,

meine Bibel zuzumachen, niederzusitzen und zu weinen, wenn ich so viele Erwachsene schlafen oder stumpf hinstieren, die Kinder aber Possen treiben sah. So besuchte ich am Abend eine kranke Frau. ‚Kennst du GOtt, der dich liebt und dir aus deiner Noth helfen kann?‘ fragte ich. „Er auf dem Gipfel wohnen; ich habe nie etwas gegen ihn gethan, ich habe nie meinen Nächsten Böses gethan.“ — ‚Aber du kennst GOtt nicht, auch nicht dein eigenes Herz; du hast kein Bewußtsein von Sünde.‘ — „Mein Herz gut, ich nie Böses thun.“ — ‚Du bist allerdings durch dein Kranksein an manchem gehindert, was GOtt erzürnen könnte; das ist eine große Gnade.‘ — „Mein Herz, sagte sie, nie so reden; ich nie in meinem Leben Böses thun.“ Ich versicherte sie, daß sie doch eine Sünderin sei. „Ich nichts davon wissen“ war die Antwort. — ‚Bist du nie ungeduldig oder mißvergnügt, wenn dein Mann und deine Kinder dir nicht kochen, wie du es willst, oder dir nicht Wasser holen, wenn du es brauchst?‘ — „Ja, sagte sie, wenn mir Vater die Brühe verderben, ich ihm Palawer machen (zur Rede stellen).“ — Da knüpfte ich an und langsam Schrittchen für Schrittchen gelang es, sie auf ihr sündiges Herz und zu dem Heiland zu führen, den sie so wenig kannte.

Das Leben aus Gott blieb aber doch auch hier nicht aus. Ein späterer Missionar, Bultmann, meldet von dort: ich freue mich, sagen zu dürfen, daß die Gemeinde an Zahl und Kraft wächst. Viele fragen nach der Wahrheit und eine Anzahl Christen steht im Sinn und Wandel fest auf dem Grund des Evangeliums. Einige Wenige haben das innige Verlangen, die an sich erlebten Gnadenwunder des Heilands ihren finstern Landsleuten zu verkündigen. Ja einer der Communikanten erklärte mir, daß nächst seinen Eltern, welche höchst wahrscheinlich nicht mehr leben, er am sehnlichsten wünsche, den Mann zu finden, der ihm zuerst die Kette um den Hals gebunden und ihn als Sclaven verkauft habe, und ihm zu sagen, daß er nicht nur keinen Groll gegen ihn im Herzen trage, sondern ihm für das unendliche Wohl, das er ihm durch seine Grausamkeit ohne Wissen

verschafft, seinen wärmsten Dank aussprechen möchte, und gerne alles thue, um ihm dieselben Segnungen zu verschaffen, die er durch Gottes Gnade zu genießen habe. Er malte mit der größten Ruhe und Milde die wirklich grausamen Umstände seiner ersten Gefangennehmung, wie er an Hals, Händen und Füßen gefesselt mit roher Gewalt von den letzten seiner kleinen Schwestern losgerissen wurde, und sprach dann auf eine Weise, die sich selbst als aufrichtig bewies, das innigste Mitleid mit dem aus, der ihn also behandelt hatte. Er versicherte, daß er oft aus Sorge für das Seelenheil dieses Mannes ganze Nächte nicht schlafen könne und für jetzt nichts anderes zu thun im Stande sei als ernstlich und unablässig für ihn zu beten.

Wie hier in Kent, wie in Charlotte, Regent, Glouceſter und Freetown so bewies auch in den andern Städten und Dörfern der Halbinsel das Wort Gottes seine Kraft, Herz und Sinn, inneres und äußeres Leben umzubilden. Mehr und mehr übte das Evangelium seinen Einfluß auf die ganze Bevölkerung aus und die Finsterniß des Heidenthums mußte zurücktreten. In dem Seminar wurden nach und nach Lehrer und Prediger fast für alle Dörfer gebildet, so daß die Mission, wenn auch je und je nur wenige europäische Missionare anwesend waren, doch immer ihren Gang fortging. Ordinirte Neger gibt es immer mehr, und weil die englischen Bischöfe der Colonie meist schnell wegsterben, so dachte man schon daran, einen wackeren Neger zum Bischof zu wählen. Nachdem zuerst der Unterhalt der Schulen den Gemeinden übertragen war, ist es nun auch dahin gekommen, daß 9 Gemeinden ihre Kirchen und Prediger selbst unterhalten. Die Gemeindeglieder haben überhaupt das Lob, nicht nur fleißig im Kirchenbesuch und Betvereinen zu sein, sondern auch alle christlichen Liebeszwecke mit großer Hingebung zu fördern. Bei einer Volkszählung im Jahre 1852 zählte man unter 45,000 Seelen 36,000 getaufte Christen, welche verschiedenen Confessionen angehörten.

Unter diesen Umständen verspricht die Colonie höchst einflußreich für die Zukunft Afrikas zu werden. In derselben sind

gegen 200 Volksstämme vertreten, welche 151 ganz verschiedene Sprachen reden. Diese Stämme wohnen theils auf einer Küstenstrecke von 1500 Stunden, theils im Innern Afrikas. Nachdem schon früher einzelne Bekehrte den Wunsch ausgesprochen und theilweise ausgeführt hatten, in ihr Vaterland zurück zu kehren und christlich auf dasselbe zu wirken, wurde ein solches Verlangen auch in größeren Kreisen erregt durch die Expedition in den Nigerfluß, welche die englische Regierung im Jahre 1840 unternahm. Dieselbe sollte durch den Nigerfluß in das Innere Westafrikas bringen, wo der Sclavenhandel seine rechte Heimath hat, und mit den Häuptlingen Verträge abschließen, durch welche sich diese verpflichten, hinfort vom Sclavenhandel abzustehen, dagegen rechtmäßigen Handel mit England zu treiben. Konnten auch nicht alle Zwecke der Expedition erreicht werden, so gewann man doch klare Einsicht, daß nur durch Eingeborene die großen Ziele des Evangeliums in Afrika erreicht werden können. Woher aber sollte man die Arbeiter gewinnen? Auf diese Frage deutete Jedermann nach Sierra Leone. Es war jetzt klar, wofür die großen Opfer an heißer Arbeit, an großen Geldsummen, an theuren Menschenleben gebracht werden mußten. Mit neuer Hoffnung blickte man auf das emporblühende Seminar, aus welchem Sendboten für das innere Afrika hervorgehen sollten. Ein Missionsgeist wehte über die ganze Colonie, und seit der Zeit werden immer wieder Neger als Missionare ausgesendet, um ihren Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. So muß selbst der elende Sclavenhandel wider seinen Willen mithelfen, daß alle Lande der Ehre dessen voll werden, der, was die Menschen böse zu machen gedachten, gut zu machen weiß und viel, ja alles Volk erhalten möchte, erretten von zeitlichem und ewigem Verderben. Amen.

4.

Goldküste I.

Ps. 68, 32. Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu GOtt.

Wohl kein Theil der ganzen Erde hat gerechteren Anspruch auf die theilnehmende und helfende Liebe der Christenheit als Afrika. Wir haben nicht allein diesem ungeheuren Festlande eine große Schuld abzuzahlen für den unbeschreiblichen Jammer, der seinen Bewohnern auf der östlichen und westlichen Küste durch den Sclavenhandel zugefügt wurde, sondern auch die tiefe moralische Versunkenheit, in welcher überall seine schwarzen Volksstämme sich befinden, macht Afrika vorzugsweise zum Gegenstand theilnehmender Hülfeleistung für Alle, welche die Welt im Geist JEsu Christi anzuschauen gelernt haben. Im Innern Afrikas ist der Slavenhandel die furchtbare Quelle der blutigsten Kriege und Zerwürfnisse unter Volksstämmen geworden, welche zuvor vergleichungsweise in sicherer Harmlosigkeit neben einander gelebt hatten, und jeder Aufschwung eines Besseren wurde durch denselben schon im Keime erstickt. Freilich konnte mancher Volksstamm durch den Einfluß dieses schmachvollen Menschenhandels nicht grausamer gemacht werden, als er schon zuvor war, aber wäre unter diesen Völkern auf Einführung bürgerlicher Gesittung und eines rechtmäßigen Handelsverkehrs auch nur der hundertste Theil der Mühe verwendet worden, mit welcher man die unglücklichen Opfer des Sclavenhandels aufzutreiben pflegte, hätte man zugleich den Versuch damit verbunden, das Evangelium unter denselben auszubreiten, es würden sich die rohesten Barbarenstämme zu einem Grad bürgerlichen und sittlichen Vorschrittes unter dem Segen GOttes emporgeschwungen haben, der ihnen vielleicht noch lange Jahr-

zehnte fremd bleibt. Es ist ein tiefbeugender Gedanke, daß seit Jahrhunderten der Christenname in diesen Ländern fast immer nur im Gefolge der schändlichsten Verbrechen bekannt wurde. Aber je größer die Thätigkeit des Bösen war und ist, Unrecht zu üben und allgemeines Elend zu verbreiten, um so größer muß auch das Bestreben der Gläubigen sein, mit der Hand der Christenliebe die geschlagenen Wunden zu verbinden und zu heilen und durch die Segnungen des Evangeliums der Macht des Bösen ein Ziel zu setzen.

Es ist auch GOtt Lob! in den letzten 50—60 Jahren in dieser Hinsicht viel geschehen. Nicht nur ist der Sclavenhandel verboten und wird so viel als möglich unterdrückt, sondern fast der ganzen Küste entlang finden sich Missionare, welche den armen Negern das Evangelium verkündigen. Aber noch ist lange nicht genug geschehen; denn ganz abgesehen davon, daß der Sclavenhandel wenigstens im Geheimen noch fortbesteht, können Jahrzehnte nicht gut machen, was Jahrhunderte verdorben. Zudem sind der Missionare noch viel zu wenige für die vielen tausend Neger, welche die Hände ausstrecken und rufen: kommt herüber und helft uns!

Haben wir früher gesehen, was für die freigelassenen Neger in Sierra Leone geschehen ist, durch die Fürsorge christlicher Liebe, so wollen wir heute Missionare von Basel begleiten, die sich unter den Eingeborenen der Goldküste selbst niedergelassen und unter ihnen gearbeitet haben.

Der Theil der westafrikanischen Küste, welcher in einer Hauptrichtung von West nach Ost zieht, ist von Cap Palmas bis gegen die Mündungen des Nigerflußes in drei Hauptabschnitte getheilt, welche nach dem, womit hauptsächlich gehandelt wurde, die Elfenbein-, die Gold- und die Sclavenküste genannt werden. Auf der Goldküste haben sich seit ihrer Entdeckung durch die Portugiesen im Jahre 1452 die Europäer am meisten niedergelassen; darum finden sich auch der Küste entlang eine Reihe von holländischen und englischen, früher auch dänischen kleinen Festungen (Forts), von welchen aus der Handel mit

den Eingeborenen betrieben wurde. Durch den Woltafluß ist die Goldküste von der weiter östlich gelegenen Sclavenküste getrennt, auf welcher zum Theil norddeutsche Missionare das Evangelium verkündigen. Längs der Küste ziehen sich, vom Meer nur durch fortlaufende Sandbänke getrennt, schmale Salzseen hin; landeinwärts bietet sich dem Blick zunächst nur eine weite Sandfläche, doch ist sie nicht ohne Leben. Kleine Fischerdörfer wechseln mit größeren Wohnplätzen der Eingeborenen; selbst das Grün der Pflanzen fehlt nicht gänzlich, indem in der Nähe der Städte und Dörfer Gruppen von Kokosnußpalmen gepflanzt sind; auch die Fächerpalme fristet hier ihr Leben und dient dazu das Einerlei der weiten Fläche zu beleben. Diese Küste ist für die Europäer ungemein gesundheitsgefährlich, denn außer dem Fieber und der rothen Ruhr, die vielfach den Tod zur Folge haben, werden sie auch von dem Guinea-Wurm heimgesucht. Geht man von der Küste landeinwärts, so kommt man zunächst auf eine wellenförmige trockene Ebene. Die wenigen Bäche, welche sie durchziehen, sind drei Viertheile des Jahres ganz oder beinahe wasserlos; die Richtung ihres Laufes ist nur durch den dunkelgrünen hohen Pflanzenwuchs bezeichnet, der sich längs desselben hinzieht. Sonst bietet die Fläche einen traurigen Anblick; nur mageres Gras, einzelne Büsche und Bäume vermag der dürre sandige Boden hervorzubringen und unzählige, mehr als mannshohe Ameisenhaufen hat sie aufzuweisen. Je näher man aber den Akuapembergen kommt, desto schöner und fruchtbarer wird das Land. Blickt man von einem dieser Berge herab, so glaubt man einen Garten GOttes vor sich zu haben. Zu den Füßen des Beschauers dehnt sich eine weite Ebene aus, bedeckt mit hohem Gras und mit zahllosen Fächerpalmen überstreut; östlich zieht sich der Woltastrom wie ein silbernes Band hin, während der Blick gegen Süden durch das unendliche Meer begrenzt ist. Zu Zeiten gewährt die Gegend den Anblick eines reifenden Kornfeldes das ringsum von Obstgärten, wo Baum an Baum steht, umsäumt ist.

Die Bewohner dieses Landes gehören zum Theil (nämlich die Bewohner des Innern) dem weit verbreiteten Odschi-Stamme an, zum Theil dem Gâ-Stamm, der an der Küste hin bis zum Wolta das Land besetzt hält und sogar noch jenseits des Wolta in zersprengten Haufen sitzt. Diese alle sind Fetischanbeter und Menschenopfer gehören zu ihren Gottesdiensten. Hören wir zunächst etwas von ihrer Religion. Die Neger des Odschistammes reden von einem höchsten Wesen, das im Himmel oder in der Höhe wohnt, und das sie Onjamä oder Njongmo nennen. Man kann sie sagen hören: Gott hat alle Dinge gemacht, Gott hat uns alles Gute gegeben, einen sanftmüthigen Menschen nennen sie ein Kind Gottes, auch schreiben sie die siebentägige Wocheneintheilung Gott zu. Aber obgleich sie so einige Kenntniß von einem höchsten Wesen haben, so denken sie sich doch dasselbe als in unnahbarer Ferne und Höhe, und so ist ihnen auch Gott nicht im Geringsten Gegenstand ihrer religiösen Verehrung. Es findet auf sie die deutlichste Anwendung, was der Apostel schreibt (Röm. 1, 21. 25.): „Sie wußten, daß ein Gott ist und haben ihn nicht gepreiset als einen Gott noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel worden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Sie haben Gottes Wahrheit verwandelt in Lügen und haben geehrt und gedient dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer." Ihre Furcht wie ihr Vertrauen gehört ausschließlich den Fetischen. Unter diesen denken sie sich geschaffene Geister, welche die Natur und besonders den dichten geheimnißvollen Wald bewohnen. Diese Geister können auch körperliche Gestalt annehmen und offenbaren sich besonders den Fetischmännern. Es sind theils gute Geister, welche dem Menschen Schutz und Hülfe leisten, theils böse, die ihm Schaden zufügen; doch scheint die Furcht im Gemüth des Negers zu überwiegen. Darnach richtet sich auch die äußere Seite seiner Religion; diese besteht einmal in einem vielgestaltigen Zauberwesen, um den gefürchteten bösen Einfluß der Fetische von sich abzuhalten. Darum behängen sie sich auch mit allerlei Amuletten, die oft nur aus einem Fetzen

rothen Tuches oder einem Stücke beschriebenen Papiers u. s. w. bestehen, und dem bösen Zauber heimlich abwehren sollen. Bei allem Widerlichen, das ihnen begegnet, namentlich bei allen Todesfällen, erwacht in ihnen der finstere Argwohn, es habe das der Zauber eines Feindes bewirkt. Ihre Religion besteht aber weiter in Opfern, um sich die Gunst der Fetische und ihren guten Einfluß zu verschaffen. Zu diesen Opfern nimmt man Eier, Früchte, Speisen, die man häufig an den Weg hinlegt, wo der Fetisch durchkommen soll, ebenso Hühner, Katzen und Schafe. Will man sich aber die Gunst des Fetisches für ein großes Unternehmen sichern, wie z. B. für einen Kriegszug, oder seine Dankbarkeit für einen Sieg u. s. w. bezeugen, so werden auch Menschen geopfert. Am zahlreichsten sind solche Menschenopfer beim Tode eines Fürsten oder Königs, was mit ihrer sinnlichen Vorstellung vom Leben nach dem Tode zusammenhängt. Nach ihrer Meinung gelten nämlich auch dort noch Standesunterschiede wie auf Erden, und wenn ein vornehmer Mann stirbt, und seine Seele in die Geisterwelt tritt, so muß sie dort ihrem Rang gemäß auftreten, sie darf daher nicht allein kommen, sondern muß ein angemessenes Gefolge von Sclaven, eine entsprechende Anzahl von Weibern haben, und diese ihm mitzugeben, wissen sie keinen andern Weg, als sie an seinem Grab und bei seinen Begräbnißfeierlichkeiten zu schlachten. Dies geschieht denn auch in furchtbarem Maße und mit empörender Gefühllosigkeit. In Akuapem zwar sind die Menschenopfer durch das Verbot der früheren dänischen und jetzt der englischen Regierung in so weit unterdrückt, daß sie nur selten einzeln und geheim vollzogen werden, in den benachbarten Staaten Aschante und Dahome aber sind diese Opfer noch an der Tagesordnung und werden in geringerer und größerer Anzahl bei dem Tode jedes angesehenen Mannes gebracht. Nicht selten stößt der Reisende in diesen Gegenden auf einen in der Straße liegenden Körper ohne Kopf, an dem die Geier ihre grausige Mahlzeit halten.

Solcher Art sind die religiösen Vorstellungen, die geweihten

Bräuche der Neger, und es ist leicht einzusehen, daß diese unmöglich einen Trost oder irgend einen sittlichen Halt dem armen tief gesunkenen Neger geben können. Sie reden von selbst eine Sprache mächtig und dringend an alle Christenherzen, die keiner Erklärung bedarf; ja Mohrenland streckt bittend seine Hände aus gegen die Christenheit und ruft: kommt herüber und helft uns! Wann wird wohl die Weissagung erfüllt werden und Mohrenland lobend und dankend seine Hände ausstrecken zu GOtt, daß er es berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte?

Dieser Ruf: „kommt herüber und helft uns" ist GOtt sei Dank! gehört und verstanden worden; es ist ein Anfang gemacht, diese furchtbare Finsterniß mit den Waffen des Lichts zu bekämpfen. Der erste Missionsversuch auf der Goldküste wurde 1736 gemacht, da die Brüdergemeinde einen Mulatten Namens Christian Protten, der Theologie studirt hatte, und Heinrich Hukuff dorthin absendete. Letzterer aber starb bald nach der Ankunft, Protten aber, welcher nach mehreren Jahren zurückgekehrt war, ging später noch 2mal freiwillig hin, ohne daß es damals dem HErrn gefiel, Segen zu seiner Liebesarbeit zu geben; denn Seine Stunde war noch nicht gekommen. Lange harrte nun die Brüdergemeinde auf eine Gelegenheit zur Erneuerung dieses nicht vergessenen Versuches, bis sich endlich eine solche 1767 darbot, da von Copenhagen aus ein Stück Landes und die nöthigen Freiheiten für diese Mission angeboten wurden. Fünf Brüder kamen im Juli 1768 in Christiansborg an; doch bevor sie eigentlich in die Arbeit eintreten konnten, starben drei, während die beiden Ueberlebenden schwer von Krankheit litten. Im Februar 1770 kamen 4 weitere Brüder nach und fanden durch Vermittlung des dänischen Gouverneurs bei dem König von Akim die freundlichste Aufnahme. Schon trafen sie Anstalten, sich bei Ningo niederzulassen, da wurde einer nach dem andern vom Fieber dahingerafft bis auf einen, Namens Westmann, der sich nach Westindien einschiffte, aber noch unterwegs starb.

Die nämliche Erfahrung, welche so viele Missionsgesellschaften machen müssen, die Erfahrung: „Unser großer Meister begräbt seine Arbeiter, setzt aber dennoch sein Werk fort," mußte auch die Basler Missionsgesellschaft machen, als sie im Jahre 1828 das Werk der Mission an der Goldküste begann. Die ersten Missionare, welche sie dorthin sandte, waren Henke, Salbach, Holzwarth und Schmid; am 18. Dezember 1828 landeten sie in Christiansborg, wo sie von Negern und Europäern mit Freuden empfangen wurden. Zum ersten Male nach 20 Jahren wurde durch sie in der dortigen dänischen Kirche wieder Gottesdienst gehalten, auch eine Zahl Kinder, welche die heil. Taufe noch nicht empfangen hatten, getauft. In ihrer ersten Niederlassung in der Stadt Ussu bei Christiansborg entfaltete sich bald für zwei derselben eine vielfache Gelegenheit, den zahlreichen Mulatten der Umgegend durch Unterricht sich nützlich zu machen und auch nach und nach eine Schule für die Jugend einzurichten. Die beiden andern aber schickten sich an, in der etwa 15 Stunden entfernten, ebenfalls am Meer gelegenen Negerstadt Ningo sich niederzulassen, wo die Neger ihr Verlangen ausgedrückt hatten, einige christliche Lehrer in ihrer Mitte zu haben, um von ihnen in dem Wege des Heils unterrichtet zu werden. Aber schon im August 1829 wurden drei Missionare vom Fieber weggerafft, und als zur Hülfe für den allein übrig gebliebenen Henke im Jahre 1832 drei weitere Missionare, Heinze, Riis und Jäger, auszogen, war die erste Nachricht, die ihnen bei der Landung in Christiansborg entgegengebracht wurde, daß auch Henke bereits im Grabe liege. Es währte kaum 3 Wochen, bis sich auch bei ihnen das Fieber einstellte, und am 20. April starb Heinze, nachdem er die beiden Andern in ihren heftigen Fieberanfällen gepflegt hatte. Mehrere Monate flossen dahin, bevor sie nur wieder an der freien Luft sich bewegen konnten; endlich wagten sie es, um dem Schauplatz ihrer künftigen Thätigkeit näher zu sein und für die Erlernung der Aschantisprache die ersten Gelegenheiten aufzusuchen, sich auf einige Zeit in den Akuapembergen nieder-

zulassen. Aber ihre Hoffnung, daß in der reineren Bergluft ihre Kräfte gestärkt würden, erfüllte sich nicht. Die Anstrengung der Reise war zu groß, so daß Jäger, kaum angekommen, von einer heftigen Brechruhr befallen wurde und am 18. Juli aus diesem Leben schied. So war denn Riis allein übrig geblieben von den 7 Missionaren, die nach der Goldküste ausgezogen waren; aber auch für ihn war die Trübsalszeit noch nicht vorüber, denn mehr als ein Vierteljahr hatte er noch mit verschiedenen Krankheiten zu kämpfen, bis sich endlich seine Natur an das afrikanische Klima gewöhnt hatte. Die erste Zeit seines Alleinseins brachte er in Christiansborg zu, wo er das dortige schon länger erledigte Predigtamt zu versehen hatte; dadurch wurde die Ausführung seiner Absicht, Negerschulen in den Akuapembergen zu errichten, sehr verzögert. Aber ihn zog es unwiderstehlich zu den verfinsterten Heidenmassen des Inlandes, welche vom Weg des Heils noch nie etwas gehört hatten, und so machte er sich denn im Januar 1835 zu einer Besuchsreise in den Akuapembergen auf und wurde überall von den Negern mit Freudenschüssen empfangen. Auch die Häuptlinge des Volkes zeigten sich sehr erfreut über sein Vorhaben, als Lehrer des Evangeliums unter ihnen seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Nach Christiansborg glücklich zurückgekehrt, hatte er den Entschluß bald gefaßt, im Namen seines GOttes in Akropong, dem Hauptort jenes Landes sich niederzulassen und wenn auch ganz allein unter den Tausenden von Götzendienern seine Kräfte im Dienst Christi zu verzehren.

Am 19. März 1835 machte er sich auf den Weg nach Akropong, das er am 4. Tage erreichte; geräuschlos zog er dort ein, aber die Freude der Neger über seine Ankunft war in deutlichen Zügen auf ihren Gesichtern geschrieben. In feierlicher Gemeindeversammlung wurde dem Missionar nicht allein die Erlaubniß zum Aufenthalt ertheilt, sondern die Leute erboten sich auch, ihm das Haus auf dem von ihnen geschenkten Grund und Boden zu bauen. Aber es währte bis zum Mai, bis endlich die Sache ernstlich in Angriff genommen wurde,

ja er mußte selbst in den Wald, um das nöthige Holz zu Fenstern und Thürpfosten zu Wege zu bringen. Ueberhaupt hatte er viel mit der Trägheit, der lügenhaften und betrügerischen Gesinnung vieler Neger zu kämpfen, wie denn auch die Trunksucht und das fortwährende Verlangen selbst der Häuptlinge nach Branntwein ihm viel Herzeleid bereitete. Aber doch fehlte es auch nicht an den Keimen seliger Hoffnungen, indem da und dort in einfältigen Negerherzen ein verborgenes Werk der göttlichen Gnade wahrgenommen werden konnte, welches als Frucht der Predigt des Evangeliums erschien. Wo er hinkam, wurde er mit freundlichen Begrüßungen empfangen; die Neger fühlten sich glücklich, in ihrer Mitte ihn zu besitzen, ja sie erboten sich, ihn auf seinen Besuchsreisen zu den umliegenden Orten zu tragen, damit „der liebe weiße Mann", „der weiße Vater" wie sie ihn nannten, auf dem Wege nicht ermüden möge.

Im November 1836 landeten zur Unterstützung des einsamen Missionars zwei weitere Missionare, Mürdter und Stanger, in Christiansborg und wurden in Akropong von der ganzen Negerbevölkerung auf's freudigste bewillkommt. Mit erfrischten Kräften gingen die Missionare an ihr Werk und verwendeten großen Fleiß auf die Erforschung der bis dahin ungeschriebenen Landessprache. Auch mitten unter den Feindseligkeiten der Neger unter einander genossen die Missionare das allgemeine Zutrauen und die Liebe aller Parteien. Sie machten kleinere und größere Reisen in die Umgegend und fanden überall große Bereitwilligkeit, ja Verlangen nach Lehrern und Unterricht. So schien eine Zeit lang das dortige Missionswerk den besten Fortgang zu haben. Aber schon im Dezember 1837 starb Missionar Stanger und im November des nächsten Jahres folgte ihm Mürdter im Tode, so daß Riis abermals einsam auf dem ungeheuren und überaus schweren Arbeitsfeld jenes Negergebiets dastand. Dazu wurde Riis an der Arbeit unter den Negern durch neu ausbrechende politische Unruhen und Verwirrungen so gehindert, daß er sich sogar nach Ussu bei Christiansborg zurückziehen mußte. Unter diesen Umständen

berief seine Missionsgesellschaft ihn zurück, um zu berathen, ob man noch weiter an der Goldküste das Missionswerk fortführen solle, nachdem in so kurzer Zeit 8 Missionare dort den Tod gefunden.

So schien auch der dritte Versuch, dem armen Negervolk jener Küste den Segen des Evangeliums zu bringen und den Fluch Hams, der auf ihm ruht, wegzunehmen, zu scheitern. Aber GOttes Wege sind wunderbar! Die abgebrochene Missionsarbeit wurde wieder aufgenommen, und von welchen Erfolgen sie begleitet war, werden wir das nächste Mal sehen. Mohrenland fängt an, seine Hände auszustrecken zum HErrn und wird es immer mehr thun; aber laßt uns zum HErrn flehen, daß er immer mehr Arbeiter sende in seine Ernte unter den Negern, daß er seinen Segen zu ihrer Arbeit gebe und seinem selig machenden Worte die Herzen öffne, auf daß die dichte Finsterniß des Götzenwesens vom Lichte seiner göttlichen Wahrheit vertrieben werde! Ihm sei Anbetung und Ehre in Ewigkeit! Amen.

5.

Goldküste II.

Ps. 68, 32. Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu GOtt.

Wir haben das letzte Mal gehört, daß drei Missionsversuche unter den Negern auf der Goldküste gemacht wurden, zwei nämlich von der Brüdergemeinde im vorigen Jahrhundert, und der dritte seit dem Jahre 1828 von der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel; und wie die beiden ersten an dem schnellen Tode der Missionare scheiterten, so schien auch der dritte Versuch vergeblich zu sein, nachdem von neun ausgesandten Boten des Evangeliums acht dort ihr Grab gefunden hatten. So wurde denn der allein übrig gebliebene Missionar Riis von seiner Missionsgesellschaft zurückgerufen, um mit dieser zu berathen, ob unter solchen für Europäer so ungünstigen Umständen es möglich sei, diese Mission fortzusetzen. Aber der Ruf: „Komm herüber und hilf uns" war zu laut, als daß man Mohrenland umsonst seine Hände zu den Christen hätte ausstrecken lassen können. Nach reiflichen Erwägungen wurde beschlossen, diese Mission zu erneuern, aber zugleich zu versuchen, auf den Akuapembergen eine christliche Negerkolonie zu gründen, indem man Negerchristen aus Westindien dorthin verpflanze. Die dänische Regierung gab hiezu ihre Einwilligung und auch sonst fand dieser Plan allgemeine Billigung. So zogen denn am 19. Mai 1842 Missionar Riis mit seiner Frau, Missionar Widmann und Thompson, ein Neger, der in Basel für den Missionsberuf vorbereitet worden war, zunächst nach Westindien, während Missionar Halleur direkt nach Afrika reiste. Auf den dänischen Inseln Antigua, St. Thomas, St. Croix und St. Jan, welche Riis, die Noth Afrikas im Herzen, den

Ruf Christi an die christlichen Neger auf den Lippen, von Gemeinde zu Gemeinde durchzog, fand sich nur Ein Jüngling, welcher dazu willig und von dem HErrn selbst ausgerüstet schien, mitzuziehen. Erst auf Jamaika fand sich, was man suchte. Wiederum zog auf dieser Insel Missionar Riis, von einigen christlichen Freunden unterstützt mit seinem dringenden Anliegen von einer Niederlassung zur andern, Versammlungen wurden gehalten, Besprechungen fanden statt, Afrikas Stimme scholl mächtig in die Seelen seiner geistlich und leiblich befreiten Kinder, aber zu dem Entschluß, nach Afrika zu ziehen um Christi willen, wollte es nicht kommen. Da trat ein junger Mann, Eduard Walker in einer solchen Versammlung auf und sprach u. a: „wenn ich nach Afrika gehe, so verlasse ich meine Heimath nicht; ich gehe in mein Land. Keine Ruhe ist in meinem Herzen, wenn ich denken will, nicht zu gehen. Betet für uns, meine Brüder und Schwestern, die wir dorthin ziehen, daß uns der HErr helfe und uns segne. Wir vertrauen nicht auf uns selbst, daher sind wir auch nicht bange, nach Afrika zu gehen, denn Er wird uns bewahren und uns helfen." Diese einfachen Worte machten tiefen Eindruck auf die Versammelten. So erklärten sich denn auch bald 24 Neger, alt und jung, für den Missionsdienst in Afrika bereit, darunter 10 Ehepaare mit ihren Kindern. Im Anfang des Jahres 1843 versammelten sich Alle zu Kingston, wo sie freie Ueberfahrt auf einem Auswandererschiff zu erhalten hofften. Doch das Schiff kam nicht. So mußten sie denn, da sie jeder Tag der gefährlichen Regenzeit Afrikas näher brachte, und sie deßhalb nicht länger warten konnten, mit großen Kosten ein Schiff miethen, und am 8. Februar 1843, Tags nachdem ein furchtbares Erdbeben die Grundfesten dieser Inseln erschüttert hatte, zog das Schiff „Joseph Anderson" mit seiner für die Freunde Afrikas so kostbaren Ladung mit vollen Segeln in das weite Meer hinaus.

Am Abend des Osterfestes landeten diese Auswanderer in Christiansborg, wo sie von dem dänischen Gouverneur freundlich bewillkommt und dann in einer königlichen Pflanzung unter-

gebracht wurden, bis sie im Sommer nach Akropong auf den Bergen übersiedeln konnten. Dieses Mal kamen Alle nur mit leichten Fiebern durch und rühmten dann das gesunde Klima der Berge. Als sie im Juni nach Akropong zogen, wurden sie im ersten Dorfe des Akuapemlandes Abude von dem Häuptling, seinen Nachfolgern und andern Bekannten mit einer langen Salve Flintenschüsse empfangen und konnten sich von der Freude über ihre Rückkehr in ihr Land und von ihrer wohlwollenden Gesinnung überzeugen. In Akropong selbst fanden sie freilich das Missionshaus in einen Lehmhaufen zerfallen, Garten und Wege verwachsen und das Dorf selbst wegen eines Bürgerkriegs halb verlassen, doch war ihnen die Liebe und die Geneigtheit, mit der man sie aufnahm, hinreichender Ersatz. Mußten sie auch noch durch einen Dollmetscher zu den zahlreich erschienenen Heiden reden, so „schließen sich doch, wie sie schreiben, die Thüren allenthalben um uns her auf, kräftige Stimmen rufen uns von verschiedenen Seiten zur Arbeit;" aus vielen Dörfern der Nachbarschaft, wie Late, Abude kamen Bitten um Lehrer und Schulen. Widmann, der in den Dörfern umherzog, fand bei Häuptlingen und Aeltesten, ja selbst bei Fetischpriestern Eingang, während Thompson nach Ussu an der Küste sich begab, um dort einer englischen Schule vorzustehen. Und wenn auch die westindischen Christen nicht ohne Schwachheiten waren, den Missionaren manche Schwierigkeiten bereiteten, und die von ihnen gehegten Hoffnungen nicht vollständig erfüllten, so stellten sie doch das Bild einer christlichen Gemeinde dar, und es fand zwischen ihnen und den umwohnenden Heiden ein großer Unterschied statt.

Doch bald erhoben sich Widerwärtigkeiten. Der Häuptling Adum von Akuapem hatte bei den Todtenfeierlichkeiten seines verstorbenen Vorgängers auch Menschen geopfert. Da gingen die Missionare selbst zu ihm, redeten ihn ernstlich an und geboten ihm, im Namen Gottes zu bekennen, ob er Menschen getödtet habe. Er bejahte es. In diesem Namen verboten sie ihm, weiter Menschen zu tödten, und da ein Sclave noch in

Ketten lag, um geopfert zu werden, so befreiten sie ihn vor dessen Augen. Weil nun dadurch die ganze Feierlichkeit sehr gestört war, so wurde Adum gegen die Missionare aufgebracht. Er widersetzte sich der Errichtung von Schulen und wollte die Missionare auf Akropong beschränkt wissen. Vorerst konnte der Wille des Gouverneurs, die Drohung der Missionare, wieder wegzuziehen, was das Volk als das größte Unglück angesehen hätte, und die Festigkeit des Missionars Riis, der z. B. dem Häuptling in einer öffentlichen Verhandlung den Fetisch aus der Hand nahm, etwas ausrichten, und das Werk ging erfreulich fort. Theile der heiligen Schrift wurden in die Landessprache übersetzt, eine Kirche eingeweiht, Widmann predigte ohne Dollmetscher; Lieder wurden in unsern Melodien, aber in der Sprache Westafrikas gesungen und der Fetischaberglaube begann dem Licht der Wahrheit zu weichen.

Aber um so drohender wurde der nun folgende Sturm. Der Häuptling Adum war besonders durch seine Trunkenheit so tief gesunken, daß die Aeltesten, weil er das Land zu Grunde richte und nicht in Akropong wohnen wolle, einen Amtsverweser Oussu wählten, und bald darauf setzte auch die dänische Behörde Adum ganz ab und ernannte den Oussu zu seinem Stellvertreter. Da nun jener mit einem Gewaltstreich drohte, so nahmen ihn die Aeltesten gefangen; aber er wurde bald wieder frei und streute nun unter den Negern aus: Missionar Riis habe seine Tödtung verlangt, so daß selbst Drohungen gegen das Leben der Missionare laut wurden. Die hiedurch entstandenen Streitigkeiten und Feindseligkeiten suchten die Missionare so gut als möglich zu beschwichtigen und dieses Mal ging es auch ohne Blutvergießen ab. Aber Adum gab seine Hetzereien nicht auf, und so konnte Ruhe und Frieden in die aufgeregten Gemüther der Neger nicht zurückkehren. Endlich kam der Gouverneur, welcher während dieser Zeit in Europa gewesen war, zurück, und forderte die Häupter der beiden Parteien nach Christiansborg, um die Sache zu schlichten. Adum weigerte sich zuerst, als er aber hörte, daß Oussu komme, wußte er

einen Mordplan anzuzetteln und sagte dann seine Anwesenheit zu. Gemäß der Verabredung mit Adum hatten die Neger von Ussu bei Christiansborg gebeten, eine Vereinigung der Streitenden versuchen zu dürfen, bevor die Sache an den Gouverneur gelange, was ihnen auch zugestanden wurde. Die Zusammenkunft fand auch wirklich auf dem Marktplatz von Ussu statt, aber bevor es noch zur eigentlichen Verhandlung kam, entstand Streit, Adums Leute wollten Oussu in den Block schlagen, worauf die Akroponger schossen und zwei Männer tödteten. Nun kam es zu grausamen Blutscenen. Oussus Leute wurden überwältigt, er selbst floh schwerverwundet, wurde aber eingeholt, und nun rissen ihm die Feinde noch lebend das Herz aus dem Leibe, schnitten Hände und Kopf ab und trugen diese als Siegeszeichen nach Ussu, während noch manche andere Neger aus Akropong getödtet wurden. Bestürzung und Jammer war nun in Akropong, und die Missionare mußten bittere Vorwürfe hören, als ob sie diese Trauerscenen veranlaßt hätten; doch ließen sich die Neger eines Besseren belehren. Adum wurde von der dänischen Regierung gefangen gesetzt und später nach Westindien gebracht, während ein junger Mann von liebenswürdigem Charakter, der weder der Familie des Adum noch der des ermordeten Oussu angehörte, zum Häuptling von Akuapem ernannt wurde. Zwar herrschte zwischen den Negern von Akropong und Ussu noch lange große Erbitterung, doch beruhigten sie sich endlich und erkannten an, daß die Missionare recht gehandelt hatten. Das Vertrauen der Neger fand sich wieder, so daß sie erklärten, so lange die Missionare in Akropong blieben, würden sie auch in Akropong bleiben, aber bei ihrem Abzug dasselbe auch verlassen. Missionar Widmann hatte bald wieder 12 Knaben zur Schularbeit um sich versammelt, und 14 Neger standen im Taufunterricht. Auch in Ussu schritt die Schule des Missionars Thompson sicheren Ganges fort, so daß auch eine Feuersbrunst, welche fast den ganzen Ort zerstörte, sowie Aufruhr und Blutvergießen auf den Gassen des Dorfes sie nur kurze Zeit stören konnte.

Im Januar 1843 langten drei neue Missionare in Christiansborg an, während Halleur mit geschwächter Gesundheit nach Europa zurückkehren mußte. Einer dieser Angekommenen schrieb: „wie groß war meine Freude, als ich, aus dem Walde heraustretend, die kleinen weißen Häuser in einem umzäunten Hofe erblickte — die Missionsniederlassung von Akropong.“ Er meldet, wie höchst einfach und bescheiden er die Einrichtung gefunden habe, die Häuser aus Holz, Lehm und Gras gebaut, nur mit den nöthigsten roh gearbeiteten Geräthschaften versehen, so daß nicht einmal Schränke für Kleider und Bücher, ja selbst nicht Bettstellen für alle Missionare vorhanden gewesen seien; er selbst machte sich sofort daran, Bänke für die Kapelle und Tische für die Schule zu machen und einige junge Neger in der Tischlerei zu unterrichten. „Rührung ergriff mich, schreibt ein anderer, als ich das Kirchlein sah, gefüllt mit Christen und Heiden, mit Nackten und Gekleideten, und die Vielen, welche draußen horchen, weil sie sich noch nicht hineinwagen; als ich das Glöcklein hörte, das in der Gabel eines großen Baumes hängt und über diese Berge hin die Einladung zum Hause GOttes erschallen läßt; da ich die Knaben erblickte, die auf dem Lehmboden knieend auf den Bänken schreiben, weil wir noch keine Tische haben, und die lieblichen Zeugnisse aus ihrem Munde vernahm; da ich sogar Zeuge war, wie heidnische Neger, wenn sie Abends im Schatten von ihrer Arbeit ausruhten, christliche Lieder sangen.“

Zwar unterlag einer dieser drei Missionare, Sebald, nach kaum einjähriger Arbeit dem Klimafieber, Widmanns Hoffnung, die Taufbewerber bald taufen zu können, ging nicht in Erfüllung, theils weil er selbst oft am Unterricht gehindert war, theils weil es bei jenen zu keiner aufrichtigen Herzensänderung kommen wollte, und der älteste der dortigen Missionare, Riis, mußte sich, so schwer es ihn ankam, doch endlich entschließen, nach Europa für immer zurückzukehren, um dort von seinen langjährigen Arbeiten auszuruhen. Doch kam neue Hülfe und am Pfingstfeste 1847 konnten zwei Jünglinge als die Erstlinge

aus den Heiden getauft werden. Auch in Ussu wurde zunächst in einem Zimmer das Evangelium vor Negern und Mulatten gepredigt, bis am 1. Januar 1850 die neue Kapelle daselbst eingeweiht wurde. In den Dörfern Täschi und Labodei, dem Hauptfetischplatz der Gegend, wurden Schulen errichtet, zu welchen selbst der Fetischpriester seine Knaben sandte. Eine neue Station errichtete Missionar Meischel in Aburi, einem volkreichen Orte zwischen Ussu und Akropong unter vielversprechenden Aussichten im Jahre 1847, gleichwohl fand dort das Evangelium keinen empfänglichen Boden und als Meischel Ende 1849 wegen gänzlicher Ermattung seiner Kraft das Dorf verlassen mußte, blieb es längere Zeit ohne Missionar. Neue Arbeiter, Locher und Zimmermann, kamen im Jahre 1850 an, deren letzterer, bald schwer erkrankt, nach Basel schrieb: „lassen Sie die Lücken, welche Krankheit und Tod hier machen, nicht leer, sondern füllen Sie dieselben, wenn's möglich ist, immer doppelt aus, der Sieg muß doch endlich kommen." Still und geräuschlos, aber unaufhaltsam ging das Werk GOttes vorwärts. In Akropong war ein Katechistenseminar eingerichtet, der Gottesdienst hier wie in Ussu gewöhnlich in der Landessprache gehalten, das Wichtigste des lutherischen Katechismus in die Gã-Sprache, welche an der Küste gesprochen wird, gedruckt, während auch die auf den Akuapembergen gesprochene Odschisprache fleißig bearbeitet wurde. Behufs besserer Erziehung der Jugend hatte auf beiden Stationen jeder der verheiratheten Brüder eine kleine Anzahl von Knaben oder Mädchen wie eigene Kinder in's Haus genommen. Auch nach Außen hatten die Missionare ihre Thätigkeit gerichtet und die umliegenden großen Orte besucht, wo sie überall für die Predigt des Evangeliums aufmerksame Zuhörer fanden.

Nachdem bereits im Jahre 1851 der Theil der Goldküste, auf welchem diese Missionsstationen liegen, von Dänemark an England abgetreten und dadurch mehr Leben und Energie in die Verwaltung der Colonie gekommen war, trat mit der politischen Erhebung derselben auch eine neue religiöse

Bewegung ein, welche zwar im Innern des Landes, in Akropong, weniger bemerkbar war, in Ussu oder Christiansborg aber die Gemeinde um das Vierfache vermehrte, so daß am Anfange des Jahres 1853 im Ganzen 117 Negerchristen als die Erstlingsfrucht einer langen Thränensaat von fast 25jähriger Arbeit dieser Mission dastanden. Dauerhafte, gesunde Wohnungen waren erbaut, das Dickicht war gelichtet, Gärten und Baumpflanzungen angelegt. Aus den Katechistenseminarien der beiden Stationen waren bereits eine Anzahl tüchtiger Nationalgehülfen hervorgegangen zur Unterstützung der Missionare, regelmäßig wurden Predigtreisen in die Umgegend gemacht und eingeborene Gehülfen in den benachbarten Dörfern als Schullehrer aufgestellt. Freilich mußten die Lücken, welche Tod oder Krankheit in den Reihen der Missionare machten, immer wieder ausgefüllt und die Arbeitskräfte vermehrt werden, denn die Gemeinde wuchs, die Schulen blühten, Einfluß und Ausdehnung der Mission war im Zunehmen.

Da traf im September 1854 die Station Christiansborg ein schwerer Schlag. Eine den Negern aufgelegte Kopfsteuer hatte einen Aufstand derselben zur Folge, den man nur durch Beschießung der Stadt Ussu meinte niederschlagen zu können, und wobei auch die Missionsgebäude zerstört wurden. Die Missionare mußten theils nach Jamestown, theils 4 Stunden landeinwärts nach Abokobi flüchten, wohin auch die Mission mit ihren Schulen verlegt wurde, und dieses blieb auch Station, nachdem ein Theil der geflüchteten Christiansborger Christengemeinde wieder dorthin zurückgekehrt war. In Damsa hatten sich die dortigen fünf Christen selbst ein Bethaus gebaut, und aus dem seit 1850 verlassenen Aburi meldeten sich 17 Männer zur Taufe. Im Jahre 1853 hatte sich Missionar Süß ganz allein in dem drei Tagreisen weit nordwestlich von Akropong gelegenen Gjadam im Akemlande niedergelassen, doch mußte diese Station später aufgegeben werden, weil Gjadam in einem Kriege ganz zerstört wurde.

Im Jahre 1856 traten gegen 40 Heiden in und um

Abokobi, in Akropong aber 60 in die Gemeinde ein, und zwar Menschen von jedem Alter, vom Säugling bis zum Greise, auch von jedem Stande; Freie und Unfreie, Herren und Sclaven haben miteinander das Siegel des neuen Bundes erhalten. Zugleich ging aber auch im Kroboländchen, einem Theil des Adangme-Landes nordöstlich von Akropong, eine Thüre auf. Nach früheren Besuchen anderer Missionare hielt sich Missionar Steinhauser im August und Oktober 1856 längere Zeit in der Hauptstadt Odumase bei dem König Odonko Azu auf. Abends pflegte ihn der König zu sich abzuholen und hörte ihm mit Ernst und Willigkeit zu. „Diese Sache ist die richtige, sagte er, sie ist nicht wie die der Fetischpriester; Gott hat nicht nöthig, daß er lüge; aber schnell kommt diese Veränderung nicht, mit mir altem Manne wird's noch am schwersten gehen, bei den Jungen wird die Noth geringer sein." Bei dem zweiten Besuche begann Steinhauser mit 24 Personen, unter welchen auch der König war, einen Taufunterricht; bereits hatten sich Etliche durch theilweises Auswendiglernen des Katechismus hiezu vorbereitet. Als aber die Taufe selbst herankommen sollte, erklärte der König, nicht blos er selbst, sondern ganz Krobo sollte sich taufen lassen: eben deßhalb müsse er aber noch ein wenig verziehen. Hingegen seine Söhne mögen sogleich die Taufe erhalten. Aus allem war zu merken, daß der König innerlich ergriffen sei und in einem großen Kampfe stehe, aber die Kraft zum sofortigen Durchbrechen fand er nicht; hauptsächlich wohl darum, weil er für seinen Thron in Sorge war. Von den Söhnen des Königs erklärte der Aelteste, daß er gleichfalls warten wolle; dagegen wurden zwei andere, im Alter von 20—26 Jahren, in Gegenwart des Vaters und der ganzen Stadt getauft, und man konnte überzeugt sein, daß sie lebendige Glieder der Gemeinde Christi seien.

So schien denn der Tag gekommen zu sein, da die von den basler Missionaren aufgeschlagenen Zelte sich mit schwarzen Brüdern füllten; „wie hoffnungslos, schließen dieselben ihren Bericht im Jahre 1856, wie hoffnungslos schien oft das hie-

sige Missionswerk in früheren Zeiten! Nun aber dürfen wir getrost rückwärts und vorwärts blicken, und auch auf uns anwenden, was der Herr durch den Propheten spricht: Zu seiner Zeit will ich solches Alles eilends ausrichten. Ja er wird's thun, Seinem Namen zu Lob und Ehre, und vielen Seelen zum ewigen Heile!" Amen.

6.

Goldküste III.

Ps. 68, 32. Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu GOtt.

Wir haben bisher gesehen, wie das Evangelium auf der Goldküste von den Missionaren der basler Missionsgesellschaft gepflanzt wurde, und wie dieses Reiß, das mehr als einmal verloren schien, dennoch nun zu einem Baum geworden ist, der weithin seine Zweige ausbreitet, unter dessen Schatten sich nun viele Seelen sammeln, welche fragen, was muß ich thun, daß ich selig werde? und da gelehrt werden, ihre Hände auszustrecken zu GOtt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir der Entwicklung dieser Mission im Einzelnen nachgehen; dafür laßt uns heute eine Wanderung durch dieses Missionsgebiet machen und die einzelnen Missionsstationen besuchen.

Die erste Station, auf welche wir kommen, ist Christiansborg oder Ussu, der Landungsplatz für die neuankommenden Missionare. Christiansborg selbst, eine kleine Festung, welche ehedem den Dänen, seit 1851 aber den Engländern gehört, wurde durch ein großes Erdbeben am 10. Juli 1862 fast ganz unbewohnbar und wird wohl nach und nach in Trümmer zerfallen. Neben diesem liegt die Negerstadt Ussu, welche nach der Beschießung durch die Engländer 1854 allmälig wieder aufgebaut wird, mit den Missionsgebäuden. Der Hauptgottesdienst am Sonntag, welcher in der englischen und der Landessprache gehalten wird, wird von den Offizieren und Soldaten des Forts fleißig besucht; selbst der Commandant fehlte keinen Sonntag. Bibel- und Missionsstunden wurden fleißig gehalten, ja auch mehrmals schon ein Missionsfest gefeiert, das erste am 6. Januar 1859, bei welchem außer den basler Missionaren

mehrere fremde Gäste Anreden hielten und die veranstaltete Collecte über 400 fl. eintrug. Dort befindet sich eine Knabenanstalt, eine höhere Lehranstalt und eine Mittelschule, in welcher Negerjünglinge theils für das Schullehrerseminar, theils für das Predigerseminar vorbereitet werden, ein Lehrerseminar für die Gästämme und 4 Werkstätten, in welchen die nicht zu Lehrern und Predigern tauglichen Knaben irgend ein Handwerk erlernen sollen. Jeden Freitag Abend wird an verschiedenen Plätzen der Stadt eine Straßenpredigt gehalten. „Es ist freilich, heißt es in einem der neuesten Berichte, oft ein trauriger Anblick, wenn wir kommen, die Leute zum Hören des Wortes GOttes einzuladen. Hier sitzt ein Haufe spielender junger Männer, die Kraft und Zeit auf keine würdigere Weise auskaufen können oder wollen; dort eine Schaar schreiender Kinder; daneben ein Haufe handelnder Weiber, die unter beständigem Zanken und Schreien kaufen und verkaufen und ihrerseits den größten Beitrag liefern, die Aufmerksamkeit anderer auf sich zu lenken. Da wäre man wohl öfter als einmal versucht, zu fragen: was nützt unser Predigen? Allein es gebührt uns zu schweigen. Wir säen ja auf Hoffnung, und andere sind es, die ernten werden." Und daß auch hier, obgleich die Ussuneger durch den Verkehr mit ungläubigen, gottlosen Europäern unempfänglicher sind für das Wort GOttes, die Predigt nicht vergeblich ist, zeigt, daß die Gemeinde doch 174 Glieder zählt. Hier findet sich außer den Werkstätten auch eine Missionshandlung, welche vor allem die Stationen mit dem Nöthigen versorgt, nun aber auch Zweigniederlassungen, die eine am Ausfluß des Woltastromes in Ada und die andere am obern Wolta in Anum, einem Hauptmarkt der Baumwolle, gegründet hat. Im Ganzen sind die Heiden dort freundlich gegen die Missionare, obschon sich hie und da Feindschaft regt. Wenn es sich nicht um persönliche Bekehrung handelte, würden sie sich leicht zum Christenthum wenden. Sobald aber auf persönliches Ergreifen des Heils gedrungen wird, zeigen sich Gleichgültigkeit und allerlei Ausflüchte. Einen gewaltigen Eindruck

machte auf die Heiden das Erdbeben des Jahres 1862, und mehrere besuchten die christlichen Gottesdienste. Andere sagten, die Fetische zürnen den Weißen. Zum Schutz der Stadt ließ der Fetisch auf ihrer Ost- und Westseite weiße Flaggen aufziehen. Die Priester behaupteten, die Fetische seien verreist und hielten eine Versammlung; der Hauptfetisch, Lakpa, sei zuerst zurückgekehrt und habe gedroht, in Einer Nacht sämmtliche Häuser der Europäer dem Boden gleich zu machen. In der Stadt herrschte deßhalb eine große Aufregung; bis nach Mitternacht konnte man den wilden Lärm der Götzenfeiern hören. Einer der Missionsarbeiter, der noch Heide ist, sagte aber darnach: „Lakpa ist nichts, wir riefen ihm die ganze Nacht, aber er kam nicht, er hörte uns nicht, er ist nichts.“ Des andern Tages sagten die Priester, in 32 Tagen werde Christiansborg untergehen, worauf ein Theil der Bewohner der Stadt ein Leben wie wilde Thiere führte. Des Todes Bitterkeit suchten sie sich mit Fressen und Saufen, Tanzen und Lärmen zu vertreiben. Aber die Knaben der Missionsschule widersprachen ernstlich den Aussprüchen der Fetische und suchten vor Alten und Jungen die Wahrheit zu vertheidigen, daß es nur einen wahren, lebendigen GOtt gebe, und dieser zürne über die Sünden der Bewohner des Landes, daher komme das Erdbeben. Gewiß ein deutlicher Beweis, daß dort das Evangelium nicht umsonst und vergeblich gepredigt wird.

Etwa $2^1/_2$ Stunden östlich von Christiansborg liegt Täschi, eine Stadt mit ungefähr 2500 Einwohnern; dort ist seit 1859 eine kleine Gemeinde und die Missionare kommen regelmäßig zum Predigen dorthin. In einem Bericht hierüber heißt es: der Häuptling ist dem Verstande nach von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, hat auch einen lieben bekehrten Sohn; allein Sünden des Fleisches und heidnisches Wesen halten ihn noch gefangen. Der dortige Lehrer, ein kindlicher bekehrter Mann, lag leider viel und lange krank darnieder, behielt aber doch einen freudigen Geist und predigte vom Bett aus. Die Bewohner Täschis geben im allgemeinen gute Hoffnung. Ich

habe einen großen Theil der Stadt von Haus zu Haus durchzogen. In drei Häusern habe ich Leute gefunden, auf die der Herr sein Auge gerichtet hat zum Leben. Auch unter den Negern sieht man manchfache Strahlen der Herrlichkeit unsres Gottes, Spuren seines Ebenbildes, einen kindlichen Zug zum Vaterhause. Hausbesuche sind aber dringend nothwendig. Der Neger liebt vor allem die Familie; ist er daheim, so sitzt er in seinem geschlossenen Hof, umgeben von Kindern. Da ist dann der beste Predigtplatz, wo man den Leuten nahe kommt; da lernt man auch das Elend der Leute erst recht erkennen! Wie unwissend sind dieselben Leute, in deren Straßen schon seit Jahren gepredigt wird! Wenn man so von Haus zu Haus geht, und sieht die steinharten Aeltesten der Stadt mit verschmitzten Gesichtern und sündebeladenen Gewissen, dort eine Anzahl leichtsinniger Fischer, welche Branntwein wie Wasser trinken, dort ein Haus voll Weiber, die von böser Lust brennen, dort ehrbare Pflanzer, die gleich unsern Namenchristen daheim voll Selbstgerechtigkeit stecken, da vergehen einem die hohen Phantasien von schnellem Erfolg unsrer Predigt. Da gilt es mehr beten um den Geist der Gnade. Doch fehlt es auch nicht an Ermunterung und Tröstung. Wenn man den Zustand des Volkes, wie er vor einigen Jahren war, vergleicht mit dem jetzigen, so sieht man die stille aber gewaltige Arbeit Gottes und den Fortschritt zum Besseren.

Geht man von Christiansborg auf der von den Missionaren gebauten Straße — der ersten auf der Goldküste — landeinwärts, so kommt man nach 4 Stunden zu dem Christendörflein Abokobi, das nach der Beschießung Ussus der Zufluchtsort der Missionare war. Seitdem ist die dortige Gemeinde theils durch Christen aus Ussu, theils durch bekehrte Heiden ständig gewachsen und zählte im Jahre 1866 168 Christen. Hieher wurde auch die Mädchenanstalt von Christiansborg verlegt und am 9. Januar 1864 ein Kirchlein eingeweiht, wobei wenigstens 500 Personen anwesend waren. Abokobi besitzt auch den ersten Brunnen der ganzen Gegend; bisher war es

nämlich durch die Fetische verboten, nach Wasser zu graben, und man war lediglich auf das in Cisternen gesammelte Wasser angewiesen: hier aber gelang es, nachdem man bis in eine Tiefe von hundert Fuß gegraben hatte, ausreichendes und gutes Wasser zu finden. Da der Ort selbst klein ist, aber rings umher viele einzelne Höfe und Dörfer liegen, so ist eine Hauptaufgabe der dortigen Missionare, in denselben umherzuziehen und so mehr den Einzelnen oder kleineren Häuflein das Evangelium nahe zu bringen. Zu den von hier aus besuchten Dörfern gehört auch Sasabi, wo durch die christliche Liebe der Heimath und den Fleiß der Eingeborenen ein Betsaal erbaut werden konnte, der am 17. November 1861 eingeweiht wurde. Der Betsaal war gedrängt voll Leute und vor den offenen Thüren und Fenstern stand noch eine große Menge. Da sprach unter Andern der Aelteste Paulo Mohenu, der früher Fetischpriester gewesen war, ungefähr also: „JEsus ist der Lebensfürst, die allmächtige Liebe, die sonnenhelle, volle Herrlichkeit; die Fetische aber sind Nichtse, es gibt gar keinen Fetisch in der Welt; das was ihr Fetisch nennt, ist ja nichts als Holz, Stein, Erde u. s. w. von Menschenhand gemacht. Die Fetischpriester alle sind Lügner- und Betrüger. Ihr kennt mich Alle. Ich habe euch früher angelogen und betrogen, ich war ein Lügner und Betrüger, wie keiner von euch; ich war ein Ehebrecher u. s. w. Ach meine Väter und Brüder! höret doch mich großen armen Sünder an: Die allmächtige Liebe und Gnade JEsu Christi hat mich bekehrt; es ist nichts an mir: JEsus allein ist meine Gerechtigkeit, Er allein ist's werth, daß man ihn liebt und dient bis in den Tod; Er allein macht selig und vergnügt auf Erden und im Himmel. Warum laßt ihr euch knechten? JEsus allein schenkt wahre Freiheit. JEsus starb auch für euch Sasabier; ihr seid bereits losgekauft, der Kaufpreis ist sein Blut. Ich armer aber begnadigter Sünder bitte euch im Namen JEsu Christi, der für uns gestorben und auferstanden ist, kommt zu Ihm, bekehret euch. Der Fetischdienst bringt nur Leiden aller Art mit sich und ewige Qual; JEsu Dienst aber ist Seligkeit,

Freude und Leben hier und dort. Euer schwarzer Mitbruder sagt das, ich habe es erfahren" u. s. w. Ist das nicht ein Beweis, daß Mohrenland anfängt, seine Hände auszustrecken zu GOtt, wenn solche Zeugnisse von Negern abgelegt werden?

Die erste Station des Akuapemlandes ist das bereits auf den Bergen gelegene Aburi (oder Abude) mit der Nebenstation Tutu; diese Station zählt bereits 195 Christen, und in der Mädchenanstalt werden 50 Mädchen erzogen und unterrichtet. Es ist die Arbeit an den Mädchen ein wichtiges Stück der Mission; erkennen doch die Neger selbst, daß die Versunkenheit und Unwissenheit des weiblichen Geschlechts für das ganze Volk ein Unglück ist. Wie das Christenthum auch in Aburi schon eine Macht geworden ist, beweist folgende Geschichte: Ein Jüngling hatte sich zur Taufe gemeldet, aber längere Zeit widersetzte sich seine Familie seinem Uebertritt zum Christenthum. Endlich ließ das Haupt der Familie den jungen Mann zu sich kommen und fragte ihn, ob er wirklich Christ werden wolle. Als derselbe dies nun freudig bejahte, sagte ihm der Alte: „Es gibt auch unter den Christen viele Taugenichtse; aber das Wort (GOttes) ist gut. So wollen wir dir erlauben, Christ zu werden, in der Hoffnung, daß du ein guter Christ wirst. Geschieht dies, so werden sicherlich noch mehr Glieder aus unserer Familie Christen werden." Doch fehlt es auch da nicht an Feindschaft. Einer jungen Frau, welche auch übertreten wollte, setzte besonders ihre eigene Mutter hart zu. Als alles nichts helfen wollte, so sagte diese: „ich werde mein Tragkissen zerschneiden." Dies ist das Zeichen, wenn Mütter ihre Kinder gänzlich verstoßen. Doch die Antwort war: „Willst du dein Tragkissen zerschneiden, so kann ich es dir nicht wehren; aber ich will eine Christin werden."

Die größte Station aber ist Akropong, welches 369 Christen zählt. Vergleicht man den kümmerlichen Anfang der dortigen Mission mit dem Jetzt, so müßte man blind sein, um nicht wahrnehmen zu können, daß der HErr Großes gethan hat. Von den Heiden sind viele von der Wahrheit des göttlichen

Worts mehr oder weniger überzeugt, und im Allgemeinen findet man viel mehr Geneigtheit, das Wort vom Kreuz zu hören als früher, doch sind gründliche Bekehrungen immer noch selten. Leute, die schon alle möglichen Sünden begangen haben, können sagen: ich habe noch nie etwas Böses gethan, bis man sie durch Beispiele überführt. Ein Hinderniß für eine noch gedeihlichere Entwicklung war besonders der König Kwaw Dade, ein bigotter Fetischdiener, ein arger Branntweintrinker und Lüstling, der trotz seiner vielen Weiber doch öfters wegen Ehebruchs von seinen Aeltesten gestraft wurde. Dieser starb im Juni 1866, und ein Jahr später wurde an seiner Statt Asa zum König gewählt, der die Missionare wenigstens seiner Freundschaft versicherte. Leider wurden bei Kwaw Dades Leichenfeier wieder verschiedene Leute nach afrikanischer Sitte geschlachtet.

Seit dem Jahre 1863 ist hier außer einer Knabenanstalt und Mittelschule das Predigerseminar für die ganze Basler Mission auf der Goldküste eröffnet, in welchem Negerjünglinge aus den verschiedenen Stämmen, unter denen gearbeitet wird, zu Predigern ihrer Landsleute herangebildet werden, und ein Schullehrerseminar für die Otschi-Stämme; nach 3 Jahren wurden fünf Zöglinge, nachdem sie eine mündliche und schriftliche Prüfung bestanden hatten, für tüchtig erkannt, in die Arbeit einzutreten. Auch die Heidenpredigt wird eifrig betrieben; nicht nur wird jeden Freitag in der Heidenstadt selbst gepredigt, sondern auch jeden Monat die ganze Gegend mit der Predigt durchzogen. Zur Missionsniederlassung gehört auch eine Pflanzung, in welcher die Knaben der Erziehungsanstalt einige Stunden des Tages zu verschiedenen Arbeiten angehalten werden. Schon 1863 waren auf dieser 18,000 Kaffebäumchen, welche 2600 Pfund Kaffe ertrugen. — Was nun die Gemeindeglieder selbst anlangt, so konnte man bei Einzelnen mit Freuden ein inneres Wachsthum wahrnehmen; sie lernen sich selbst immer besser erkennen, wachsen in der Erkenntniß des Heils und fühlen mehr ihre geistlichen Bedürfnisse. Die Meisten kleiden ihre Kinder ordentlich und halten sie zur Schule an. Die

Gottesdienste, bei welchen die Predigt immer in der Landessprache gehalten wird, werden im Allgemeinen von Christen und Heiden ordentlich besucht. Die Häuptlinge kommen selten, noch weniger die Fetischpriester, denn sie scheuen das Licht der Wahrheit, weil ihre Werke böse sind.

Während eines Feldzugs im Jahre 1866, an dem alle eingeborenen Christen Theil nehmen mußten, hatten sie regelmäßig ihre Morgen- und Abendandachten und die Gottesdienste im Lager, was auf die Heiden einen guten Eindruck machte; auch der König gab ihnen bei ihrer Rückkehr ein gutes Zeugniß.

Zur Station Akropong gehören mehrere Außenstationen, d. h. Plätze, welche von den Missionaren regelmäßig besucht werden, außerdem aber von einem eingeborenen Lehrer bedient sind. Zu diesen gehört Date; dort war 1858 Eduard Samson Lehrer, welcher berichtet: „Es ist nicht meine Sache viel Rühmens zu machen von unsern Christen, Taufcandidaten und Schulknaben, aber ihr Zunehmen im Christenthum drängt mich doch, das zu sagen, daß, seit wir angefangen haben ein Schulhaus zu bauen, die Leute sehr viel Hülfe geleistet haben. Wenn ein Theil nach Wasser geht, macht ein anderer Lehm an, und wieder Andere holen Gras. Wenn sie gefragt werden, warum sie sich damit plagen ohne Bezahlung, so ist ihre Antwort: um des Christenthums und des Lernens willen.“ Diese Veränderung ist um so merkwürdiger, als Date früher der allerhärteste und unfruchtbarste Boden zu sein schien. Seit dem Jahre 1865 hat Date einen eigenen ordinirten Pfarrer, den eingeborenen David Asante, der in Basel gebildet wurde, und zählte in diesem Jahre 117 Christen, deren Benehmen im Ganzen befriedigend war. Auch die ärgsten Feinde des Wortes Gottes bezeugten dessen Unschädlichkeit. So äußerte sogar eine Priesterin: „Das Wort Gottes ist gar nicht so schlimm, wie man manchmal meint; es ist das beste Mittel für die Erziehung der Jugend. Nur muß man dabei seinen früheren Götzen an den Festtagen Opfer bringen; dann ist alles recht.“ Wo solche Aeußerungen sogar von Priestern gemacht werden, da kann

der Götzendienst keinen starken Halt mehr haben. Hat doch auch der alte Fetischpriester Ansaku kurz vor seinem Tode seinen Leuten gesagt, der Fetisch sei nichts, das Wort GOttes aber sei wahr.

Laßt uns heute noch die gegen Nordwesten der Akuapemberge liegenden Stationen im Akemlande besuchen, während wir die Mission unter den nordöstlich wohnenden Krobonegern aufsparen. Im Akemlande in der Stadt Gjadam ließ sich alles hoffnungsvoll an. Der Plan für die Anlegung der Station war festgestellt und die Vorbereitungen zur Ausführung getroffen, da wurde im Jahre 1860 die Stadt im Kriege zerstört und die Missionare flüchteten sich nach Kukurantumi, 3 Tagreisen von Akropong, wo sie sich ein paar nothdürftige Häuschen bauten und von wo aus später auch eine Station in der Hauptstadt Kjebi gegründet wurde. Der König von Kjebi zwar legte den Missionaren mancherlei Schwierigkeiten in den Weg; so machte er eines Tages das Gesetz, kein Knabe dürfe in die Missionsschule kommen, für welchen nicht an ihn, den König, ein Thaler gezahlt werde; bald darauf ging er weiter und erließ das Verbot, Niemand dürfe den Missionaren unter zwei Thalern eine Last von der Küste bringen; dann verbot er wieder, irgend welche Gewächse an die Missionsarbeiter zu verkaufen. Doch die Aeltesten, welche ganz auf Seite der Missionare standen, brachten es dahin, daß er das Gesetz wieder zurücknahm. Wie sehr dies Volk im schwärzesten Aberglauben verstrickt ist, davon mag folgende Geschichte zeugen: Am 6. Februar 1866 entstand ein Geschrei, ein Weib aus der königlichen Familie wolle sich erhängen, auf weitere Nachfragen hieß es: sie müsse sich erhängen, und bald fand man ihre Leiche im Wald, welche nun in die Stadt gebracht wurde. Sie ist aus der königlichen Familie und Kindswärterin von des Königs Schwester, also schon alt. Diese Schwester hielt sie in allen Ehren und nannte sie Mutter. Nun kamen aber Krankheits- und Todesfälle in der Familie vor, und dieses Weib mußte eine Hexe sein. Zuletzt wurde noch eine Enkelin von des Königs

Schwester krank, und da mußte nun diese Frau auch schuld sein. Sie wurde öffentlich angeklagt, und da sie sich, wohl aus Angst, schuldig bekannte, mußte sie sich erhängen. Als eine geachtete Person wurde sie in allen Ehren bestattet und aus Furcht, sie möchte ihre Verwandten in der Unterwelt anklagen für das, was sie ihr anthaten, woran sie aber selbst Schuld sei, wurde ihr eine Todtenfeier gemacht, um die Sache wieder gut zu machen.

In diese dicke Finsterniß heidnischen Aberglaubens scheint nun das helle Licht des Evangeliums hinein, und man kann manchfach wahrnehmen, daß das Wort GOttes nach und nach die Bollwerke des Satans untergräbt und mancher Akemer mit dem Evangelium nicht mehr so unbekannt ist. Als die Missionare in einem Dörflein, wo gerade der Fetischpriester seine Tänze aufführte, sich zum Predigen anschickten, rief ein Neger: „Wer des Teufels Wort hören will, der bleibe dort; wer aber Gottes Wort hören will, der komme hieher!"

Wahrlich, der HErr hat Großes an der Goldküste gethan, wenn man den kleinen Anfang vor 24 Jahren mit dem Jetzt vergleicht. Sind es jetzt doch 7 Hauptstationen und 14 Außenstationen, welche von 56 europäischen Arbeitern besetzt sind. 1054 Gemeindeglieder stehen unter ihrer Pflege, während 661 Kinder die Missionsschulen besuchen. Bitten wir den HErrn, daß er bald die Zeit kommen lasse, wo sein Name gepriesen wird über alle andern Namen, denen jetzt noch das arme Volk mit Furcht und Zittern seine Opfer bringt und vergebliche Verehrung zollt. Amen.

7.

Goldküſte IV.

5 Moſ. 1, 21. Siehe da das Land vor dir, das der HErr, dein GOtt, dir gegeben hat; zeuch hinauf und nimm es ein, wie der HErr, deiner Väter GOtt, dir geredet hat. Fürchte dich nicht und laß dir nicht grauen.

Die ſo eben verleſenen Bibelworte, welche der Knecht GOttes, Moſes, dem Volk Iſrael zurief, als es an den Grenzen Canaans ſtand, finden auch ihre Anwendung auf die Miſſion. Wie die Kinder Iſrael das von Heiden bewohnte Land im Namen GOttes einnehmen ſollten und in dem darüber entbrennenden Kampfe gewiß ſein konnten, daß der HErr ihnen zum Sieg verhelfe, ſo ſoll auch die Miſſion immer weiter vordringen in den Heidenländern, und darf gewiß ſein, daß der HErr ihr zum Sieg verhelfe, denn ſeiner Ehre ſoll ja noch die ganze Erde voll werden. Und wie das im Allgemeinen gilt, ſo wird auch oft einer Miſſionsgeſellſchaft ein beſtimmter Weg gewieſen, ein Land ihr gezeigt, das ſie im Namen des HErrn einnehmen ſoll. Die von Baſel ausgehenden Miſſionare arbeiten zum Theil auf der Goldküſte von Afrika, und wir haben früher von dem Anfang und Fortgang dieſer Miſſion gehört. Aber können, dürfen ſie ſich auf den ſchmalen Küſtenſtrich beſchränken, den ſie jetzt einnehmen? Oeſtlich von ihnen, jenſeits des Wolta arbeiten bereits bremer Miſſionare, weſtlich von ihnen wesleyaniſche Miſſionare, ſo ſind ſie denn nothwendig gegen Norden hin verwieſen, und in dieſer Richtung liegen denn auch zwei Königreiche, welche recht Burgen des Satans genannt werden können wegen des furchtbaren Blutdurſtes ihrer Deſpoten, das Aſchante- und Dahome-

reich, und bevor nicht diese vom Evangelium erobert sind, droht dem Christenthum immer noch große Gefahr.

Diejenigen basler Missionsstationen nun, welche am meisten gegen Osten dem Dahome-Reich zu liegen, sind Odumase im Krobolande und Ada am Ausfluß des Wolta. Von dem ersteren wollen wir denn heute reden. Zuerst laßt uns aber einiges von Land und Leuten hören.

Gegen Osten und Nordosten wird das Kroboland vom Woltastrome umsäumt, im Norden und Nordwesten aber bildet das Akuapemgebirge die Grenze, während gegen Süden sich das Gebiet der Kroboer in die Ebene des Andangme-Landes verliert. Es ist ein kleines Land, das ein rüstiger Fußgänger in neun Stunden seiner Länge nach durchziehen kann. Der merkwürdigste Berg ist der Krobo, der sich steil aus der Ebene erhebt und auf seinem Gipfel die zwei Städte Jilo und Manija trägt, und für den ganzen Stamm in Kriegen der Zufluchtsort und feste Burg ist. Die Kroboer gehören zum Andangme-Stamm, der in früheren Zeiten wohl einen gemeinsamen Wohnsitz mag gehabt haben; aus irgend welchen Gründen wanderte er aber gegen Südwesten aus und theilte sich am Wolta. Die Kroboer nun, welche auf mindestens 30,000 Seelen geschätzt werden, sind ein tüchtiger Menschenschlag, der sich durch schönen und kräftigen Körperbau, durch Fleiß und Arbeitsamkeit auszeichnet; besonders wohlthuend tritt den Missionaren ihr einfaches, zutrauliches und gemüthliches Wesen entgegen. Einer derselben schreibt: „Gehen wir hinaus in den Krobostamm zu predigen, so finden wir überall aufmerksame, ernste Zuhörer, nirgends Spott und Widerspruch, selten Rohheit, Stumpfheit oder Leichtsinn oder gar Bettel bei und nach der Predigt. Schon beim erstmaligen Besuch fällt dieser Unterschied gleich beim Ueberschreiten der Grenze auf. Noch findet sich im Krobostamme, bei allem nicht zu leugnenden Verderben, unverkennbar eine gewisse religiöse, sittliche, ökonomische Solidität, die man selbst äußerlich den Leuten ansieht — ein Rest göttlich angelegter Grundlagen. Gelingt es dem Evangelium, der Auflösung,

die innerlich bereits angefangen, während der Stamm äußerlich noch im Aufblühen begriffen ist, Einhalt zu thun, besonders der Vielweiberei und Unzucht zu steuern, so berechtigt dieser Stamm zu den schönsten Hoffnungen."

Die Kroboer stehen unter zwei Fürsten oder Königen, welche unabhängig von einander regieren, jeder selbständig seinen Stammestheil. Doch betrachten sie sich als Brüder und sind zu Schutz und Trutz verbunden, wenn es auch nicht immer ohne Neid und Eifersucht abgeht. Bricht Krieg aus, so wird die im Hause des Königs befindliche große Trommel geschlagen und aus der Art, der Stärke, der Schnelligkeit, wie das geschieht, versteht jeder kriegskundige Mann, um was es sich handelt. Bewaffnet eilen die Krieger nach dem Hause des Königs zur Musterung; dort erfahren sie das Nähere und ziehen an den bezeichneten Ort. Während ihrer Abwesenheit vertreten die Weiber zu Hause und auf dem Felde, in der Arbeit und in andern Dingen ganz ihre Stelle. In einem solchen Falle z. B. fühlte sich das Lieblingsweib des Königs Odonko Azu verbunden, den Platz ihres Gemahls in der Kapelle von Odumase für ihn zu besetzen. Werden die Kroboer in ihrem Lande angegriffen, so flüchtet man von allen Seiten mit der besten Habe auf den Kroboberg. Hier erwarten sie den Angriff des Feindes und da der Berg nur auf einem schmalen, treppenartig über die Felsen aufsteigenden Wege zugänglich ist, so könnte eine kleine Schaar Bewaffneter einem ganzen afrikanischen Heere den Zutritt verwehren.

Dieser Berg ist denn auch der religiöse und nationale Mittelpunkt des Stammes. Hier thronen Kadokro und Nadu, die höchsten Fetische der Kroboer, und die ersten Priester, sowie der bigotteste Theil des Volkes wohnen fast beständig an dieser heiligen Stätte; hier werden alle Todten in ihren Wohnungen begraben und hier oben wird ihre Todtenfeier gehalten. Des Jahres einige Male verlassen die Kroboer ihre Pflanzungen und Höfe und versammeln sich mit ihren Häuptlingen auf dem Berge, um ihre Fetisch- und Volksfeste zu feiern.

Auch alte gebrechliche Männer und Frauen findet man oben, welche da ihr Leben beschließen wollen. Die Häuser sind regellos in die Felsen hineingebaut und hängen da wie Adlernester. „Eine sonderbare Stadt! ruft Missionar Heck aus, wir stehen auf dem flachen Dach eines Hauses; wir schauen aufwärts und hoch über unsern Häuptern steht auf einem majestätischen Felsen ein zweites Haus! Wir schauen abwärts und senkrecht unter unsern Füßen steht ein drittes Haus! Und so ist die ganze Stadt beschaffen, — es ist eine Felsenstadt."

Die meiste Zeit aber [illegible]ingt der Kroboer auf seinen Pflanzungen zu. In dem prächtigen Palmwald, welcher die Ebene bis an den Fuß des Akuapemgebirges bedeckt, sind hunderte von Niederlassungen zerstreut. Meistens sind es einzelne Höfe, in denen ein Bauer mit seinen Weibern und Kindern sein Wesen treibt; doch bilden die Niederlassungen hin und wieder auch kleinere und größere Dörfer bis zu 500 Einwohnern. Fast jeder hat drei Häuser, eines auf dem Kroboberge, eines auf den größern Dörfern und eines auf den neu angelegten Pflanzungen.

Was die Kroboer vor andern Stämmen auszeichnet, ist nicht allein das Festhalten an der von den Vätern überkommenen Einfachheit und ihr Arbeitsfleiß, es tritt bei ihnen auch die Sclaverei nicht in der gräßlichen Weise zu Tage, wie anderwärts. Der Sclave ist ein Theil der Familie; sein Meister ißt und trinkt mit ihm und arbeitet mit ihm auf einer Pflanzung. So ist denn auch die Hoffnung nicht ungegründet, daß in Krobo leichter als in andern Stämmen das Sclaventhum von dem Geist der christlichen Liebe werde überwunden werden. Ein anderer Schaden, der aber nicht so leicht dürfte beseitigt werden, ist die Vielweiberei. Die Menge der Weiber ist der Stolz des Familienhauptes; je reicher der Mann ist, um so mehr Weiber hat er, und mit der Zahl der Weiber und Kinder wächst auch seine Arbeitskraft und sein Vermögen. Das Weib wird gekauft; frühe Verlobungen schon im zartesten Kindesalter sind an der Tagesordnung. Will das Mädchen nicht,

so muß es und wird im Nothfall halb todtgeschlagen, bis aller Widerstand gebrochen ist. Und mit derselben Rohheit und Härte wird von dem Manne auch in der Ehe geschaltet. Um des kleinsten Versehens willen läßt sich der Mann, dem doch im Allgemeinen Gutmüthigkeit nicht abzusprechen ist, zu den gröbsten Mißhandlungen fortreißen; dem armen Weibe bleibt nur ein Trost — ihre Kinder.

Eine eigenthümliche Einrichtung des Krobolandes ist die sogenannte Otufo-Kostüme. Nach diesem Brauch haben sich alle Mädchen im zwölften Lebensjahre oder etwas später in eine der Bergstädte zu begeben und dort 1—3 Jahre zuzubringen. Von einer alten Frau beaufsichtigt stehen diese Otufo-Mädchen unter dem Schutze eines besonderen Fetisches, der an sie die Forderung stellt, daß sie sich in dieser Zeit jeglicher Arbeit auf den Pflanzungen enthalten, kein Korn mahlen, kein Wasser oder Holz auf dem Felde holen. Während der ganzen Zeit dürfen sie nie auf den Dörfern oder Höfen bei ihren Verwandten übernachten. Ihre Zeit bringen sie meist gemeinschaftlich mit Tanz, Gesang, Erlernung der alten Volkslieder und Gebräuche und mit Processionen zu. Der Zweck dieser Otufo-Kostüme soll die Bewahrung der Sittsamkeit unter der weiblichen Jugend und die Fortpflanzung der alten Gebräuche des Volkes sein. Aber mit dem Christenthum ist diese Sitte unverträglich, und muß deßhalb mit der Zeit fallen. Noch aber erweist sich diese Sitte als ein starkes Bollwerk gegen das Christenthum, indem manches vom Worte GOttes angefaßte Mädchen um der Otufo-Kostüme willen sich vom Bekenntniß des Christenthums und von der heiligen Taufe zurückhalten läßt.

Die Religion der Kroboer ist wie die der übrigen Stämme auf der Goldküste eine Religion des finstern Schreckens und der steten Angst. „Wenn wir den Afrikaner betrachten, so können wir uns des Gedankens nicht entschlagen, daß er die äußere sichtbare Welt als eine athmende beseelte Masse ansehe, die ihn mit einer zahllosen Menge von schlaflosen Augen bewacht, was ihn unter beständiger Besorgniß und Scheu erhält."

Die Kroboer nun hängen noch viel mehr mit blindem Glauben an ihren Fetischen als die andern Stämme um sie her, und so geschieht es denn nicht selten, daß die abgefeimten Fetischpriester aus dem Gã-Lande zu den gutmüthigen Kroboern eine Geschäftsreise machen und ihnen durch allerlei Kunststücke und Prophezeiungen das Geld aus der Tasche locken. Daß sie aber doch ein Gefühl des Elends und Fluches der Sünde, der auf ihnen liegt, ein Bewußtsein ihrer geistlichen Armuth und Verlassenheit haben, bezeugt die Aeußerung des Königs Odonko Azu: „wir Kroboer sind wie die Thiere des Feldes geworden."

Dieses Völklein besuchten zuerst im Jahre 1855 basler Missionare; hören wir sie selbst erzählen: „der Fürst, ein Mann von etwa 60 Jahren, von verständigem und einnehmendem Aussehen, nahm uns äußerst freundlich auf und da er gerade an einem schlimmen Fuß darniederlag, so ließ er uns durch einen seiner Söhne ein Logis anweisen und bat uns, wir möchten, wenn wir's uns bequem gemacht hätten, wieder zu ihm kommen. Nachdem wir etwas genossen hatten, begaben wir uns zum König und brachten beinahe den ganzen Nachmittag bei ihm zu. Er war umringt von seinen Aeltesten und etlichen erwachsenen Söhnen sowie von der Schaar seiner Weiber. Wir setzten ihm den Zweck unsres Kommens auseinander; wir seien Gesandte des Sohnes Gottes mit der Aufforderung an ihn, daß er und seine Unterthanen vom Götzendienst ablassen und dem HErrn JEsu Christo dienen. Er antwortete: es thue ihm leid, daß wir nicht früher gekommen seien; gegen das Gesagte habe er durchaus nichts; es könnten jetzt, wären wir früher gekommen, schon Viele von ihnen an unsre Lehre glauben; es stehe jedem ganz frei, und wer nicht glaube, habe es selbst zu verantworten. Daß die Weißen Recht haben, habe er längst geglaubt. Was die Fetischpriester und das Fetischwesen betreffe, so könnten seine anwesenden Leute bezeugen, daß er oft anhaltend mit ihnen disputire und Zweifel in ihr Vorgeben setze; aber bisher habe es ihm und seinen Leuten ganz an Belehrung gefehlt. Daß es ihm nicht um bloße Complimente zu thun

war, zeigte er sogleich, indem er uns auf unsre Bitte einen seiner Söhne, einen netten gescheidt aussehenden Knaben von 12 Jahren, auswählen ließ, um ihn zur Erziehung mitzunehmen. Als es Nacht war, hatten sich im Hof des Königs eine Menge Leute versammelt, an welche wir Ansprachen hielten." Auch ein Katechist, welcher im folgenden Jahre nach Odumase kam, fand bei dem Könige die beste Aufnahme und die größte Bereitwilligkeit, ein Haus zu bauen, sobald Missionare kämen. Missionar Steinhauser hielt sich von da an mehrmals längere Zeit dort auf, und besonders der König hörte mit Ernst und Willigkeit auf sein Wort. „Die Sache ist die richtige, sagte er, sie ist nicht wie der Fetischpriester; GOtt hat nicht nöthig, daß er lüge. Aber schnell kommt die Veränderung nicht; mit mir altem Manne wird's am schwersten gehen, bei den Jungen wird die Noth geringer sein." Er wohnte zwar dem Taufunterricht bei, aber zur Taufe selbst konnte er sich nicht entschließen, während zwei seiner Söhne Christen wurden. Nun wurde er auch noch in einen Krieg mit den Engländern verwickelt, in welchem Odumase fast zerstört wurde, und dadurch wurde er noch mehr vom Schaffen seiner Seligkeit abgelenkt. Dem Krobovölkchen wurde eine Kriegssteuer von mehr als 100,000 fl. aufgelegt, eine kaum erschwingliche Last, und da das Volk lässig war, diese Steuer zu bezahlen, so war auch schon davon die Rede, einen Theil des Landes an einen andern Häuptling zu verkaufen, um sich auf diese Weise bezahlt zu machen. Doch wuchs die Gemeinde und das Evangelium gewann unter den Heiden ganz in der Stille Raum, besonders seitdem im Jahre 1859 Missionare in Odumase ihren beständigen Wohnsitz genommen hatten. Sehr häufig kamen Fremde um das Wort GOttes zu hören, und als 1864 eine neue Kapelle gebaut wurde, halfen nicht nur alle Christen, sondern auch an 20 Heiden, den König an der Spitze. Auf größern und kleinern Ausflügen (denn im Krobolande führt jeder Spaziergang von einer Viertelstunde in einige Dörfer) wurden die Missionare überall freundlich aufgenommen und willig angehört, ja man

betrachtet sie als Volksgenossen und hat ihnen nach den ihnen anvertrauten Knaben afrikanische Namen gegeben; so heißt z. B. Missionar Zimmermann, nach Tei, dem Sohne des Königs, Täitschä, d. h. Vater des Tei.

Im Jahre 1867 bestand die Gemeinde aus 97 Getauften; mochten auch etliche, jüngere Glieder der Gemeinde durch ihr freches zuchtloses Wesen den Missionaren viel Noth und Kummer machen, so konnten dieselben doch an dem ältern Kern und an den jüngsten Gliedern mehr Freude haben. Im Ganzen blieb die Gemeinde fest auf ihrem Grund stehen, übte Zucht unter sich und war fleißig im Gebet und Werken für das Reich GOttes in der Nähe und Ferne, was die 335 fl. beweisen, welche in diesem Jahre für Mission und andere Zwecke den Missionaren übergeben wurden. Auch verkündigen die älteren Christen mit Wort und Wandel das Evangelium in ihrer Umgebung und in der Nachbarschaft, und nehmen die Schrift auf ihre fernen Plantagen mit. Leute, die getauft sein wollen, gibt es in Menge, aber die von Odumase schieben die Taufe unter irgend einem Vorwande von Jahr zu Jahr auf, besuchen die Kirche und denken, wenn sie es machen wie der König, so sei es genug. Und die Auswärtigen kommen am Sonntag, besuchen die Kirche, Sonntagsschule und Kinderlehre und eilen dann heim; unter solchen Umständen ist es natürlich mit dem eigentlichen Taufunterricht sehr schwierig. Doch fehlt es auch nicht an manchfachem Trost und Ermunterung. Allem Anschein nach durchsäuert das Evangelium in stiller fast unmerkbarer Weise den ganzen Volksstamm. Hat doch selbst der König einem englischen Beamten erklärt, daß er am Sonntag keine Verhandlungen vornehme, sondern „beten gehe."

Dieser König Odonko Azu ist nun am 26. September 1867 unerwartet schnell nach nur 4tägiger Krankheit still, friedlich, gefaßt, aber unentschieden, wie er gelebt hatte, gestorben. Gerne nahm er den Zuspruch der Missionare an und verlangte ihre Fürbitte; mit den Worten: „ich bin in GOttes Hand!" verschied er. Dreimal war er unter den Taufbewerbern und sollte

noch in derselben Woche getauft werden, aber dreimal ging er zurück, ohne einen andern Grund anzugeben als den: „ich will noch ein wenig warten.“ Er war ein fleißiger Besucher des Gottesdienstes und ein aufmerksamer Zuhörer; er dachte viel über GOttes Wort nach und folgte ihm in Vielem; ein fleißiger Beter förderte er das Reich GOttes, wo er konnte. So wie von ihm wurde der Missionar von keinem aufgenommen, gehegt, gepflegt, geliebt und behandelt, und sie geben ihm das Zeugniß: er war ein Fürst, weise und gut wie keiner in Westafrika!

Sein Tod ist ein schwerer Verlust für die dortige Mission und es ist sehr zu wünschen, daß die Kroboer bald in Einigkeit einen neuen Fürsten wählen, der noch entschiedener vorgeht als Odonko Azu. Aber wenn auch jetzt Zeiten der Trübsal über die dortige junge Gemeinde kommen und das Werk der Mission sollte aufgehalten werden — es können das doch nur Wölklein sein, welche das helle Licht des Evangeliums auf kurze Zeit verdunkeln. Gar bald wird es in um so hellerem Glanze hervorbrechen und das ganze Land durchleuchten. Denn dem Evangelium muß ja doch der Sieg bleiben, daß auch das Kroboland seine Hände ausstreckt zu Gott und alle Zungen bekennen, daß JEsus Christus der HErr sei zur Ehre GOttes des Vaters! Amen.

8.

Sclavenküſte.

Jak. 5, 7. 8. Siehe ein Ackermann wartet auf die köſtliche Frucht der Erde und iſt geduldig darüber, bis daß er empfahe den Morgenregen und Abendregen. Seid ihr auch geduldig und ſtärket eure Herzen; denn die Zukunft des HErrn iſt nahe.

Die Ermahnung, die der Apoſtel in den eben verleſenen Textesworten gibt, gilt freilich allen Chriſten in allen Lagen des Lebens; aber ſie findet doch auch eine beſondere Anwendung in der Miſſion. Der Ackermann kann für eine gute Ernte nicht mehr thun, als daß er das Feld ſo gut als möglich beſtellt; das Gedeihen aber, den Morgen- und Abendregen gibt GOtt; und eine lange Erfahrung hat den Ackermann gelehrt, daß Keimen, Wachſen, Fruchttragen ſeine Zeit braucht, darum wird er nicht ungeduldig, wenn er nicht ſchon den Tag nach der Saat ernten kann, ſondern wartet Monatelang auf die köſtliche Frucht der Erde. Auch das Wort GOttes, welches die Miſſion auf dem Acker der Heidenwelt ausſtreut, hat Samenart, es braucht Zeit, um in den Herzen Wurzel faſſen zu können, zu wachſen und Frucht zu bringen. Aber das vergeſſen wir daheim ſo leicht; gar oft will uns die Miſſionsarbeit vergeblich erſcheinen, wenn nach einigen Monaten oder Jahren ſich noch keine großen Erfolge der Predigt aufweiſen laſſen. Da gilt es eben geduldig ſein und die Herzen ſtärken, daß ſie nicht muthlos und verzagt werden; denn endlich muß doch das Evangelium den Sieg davon tragen, und die Zukunft des HErrn zu einem Volke, da er es heimſucht mit ſeiner Gnade, erfolgt mitunter gerade dann, wenn wir die Arbeit als vergeblich anſehen und am liebſten aufgeben möchten. Solche

Geduld ist aber besonders nöthig bei der Mission in Afrika unter einem Volke, das wie kein anderes gebunden ist mit Ketten der Finsterniß, versunken in die greulichste Abgötterei und Fleischeslust. Wie lange währte es, bis man auf der Goldküste Früchte der Predigt sehen konnte! wie lange mußte da allein auf Hoffnung gesät werden. Nicht anders ging es und geht es der norddeutschen Missionsgesellschaft, welche ihre Arbeiter auf die östlich an die Goldküste grenzende Sclavenküste ausgesendet hat.

Die Sclavenküste hat ihren Namen daher, daß hier immer der Sclavenhandel am lebhaftesten betrieben wurde, weil ihn die eingeborenen Fürsten begünstigten. Aber im Jahre 1851 gab es nur noch drei Häfen, wo sich größere Sclavenmärkte fanden, nämlich: Whidah, Porto Nuovo und Lagos. Fast die ganze Küste ist in Abhängigkeit von dem Königreich Dahome, welches hinter der Küste weit nach Norden sich ausdehnt. Sein König, ein Tyrann, wie es kaum einen ärgeren geben kann, ist überall gefürchtet, er hat Frauenregimenter, bis an 10,000, wie gewöhnliche Soldaten bewaffnet und von Frauen befehligt. Der Hauptschmuck seines Palastes in Abome besteht aus Menschenschädeln, die rings um die Mauer her befestigt sind. Nicht weniger als 6000 Schädel waren hiezu 1785 zum Andenken eines Sieges ausgeliefert worden; und da hiezu noch 127 fehlten, wurden ohne weiteres so viele Gefangene hingemordet. Rufen solche Greuelthaten, deren gar Viele berichtet werden könnten, nicht laut und deutlich: kommt herüber und helft uns?

Wenn auch nicht im Königreich Dahome selbst, so doch in seiner nächsten Nähe arbeiten norddeutsche Missionare. Merkwürdig ist, wie dieselben gerade auf dieses Arbeitsfeld kamen. Als die 4 ersten Missionare am 17. März 1847 Hamburg verließen, hatten sie die Anweisung empfangen, zunächst in Cap Coast bei den dortigen Missionaren Erkundigungen einzuziehen und dann am Fluß Gabun oder nördlich oder südlich davon, auf einer Küstenstrecke von etwa 120 Stunden einen Ort zu

suchen, der zu einer Missionsstation geeignet wäre. Am 5. Mai landeten sie in Cap Coast und beschlossen nach den Nachrichten, die sie dort erhielten, daß zuerst nur Bultmann und Wolf eine Untersuchungsreise an den Gabun machen sollten. Schon unterwegs wurden Beide vom Fieber ergriffen; Wolf erholte sich zwar wieder, aber als sie am 1. Juni in King Glastown am Gabun ankamen, war Bultmann bereits dem Tode nahe, dem er trotz der treuen ärztlichen Pflege, die ihm von den dortigen amerikanischen Missionaren zu Theil wurde, am 5. Juni erlag. Die betrübte Lage, in welche Wolf durch Bultmanns Tod versetzt wurde, war um so drückender, als er von seinem Unwohlsein sich noch immer nicht erholt hatte. Aber was er von der Missionsarbeit sah in Predigt und Unterricht, konnte nur seine Lust wecken, hier oder in der Nähe sein Arbeitsfeld zu finden. Doch es sollte nicht sein. Schon den Tag nach Bultmanns Tode erhielt er von dem französischen Commandanten den Befehl, sich mit seinem Freunde sofort wieder einzuschiffen, da sie keine Erlaubniß hätten, am Gabun zu bleiben. Die weitere Frist, welche ihm auf seine Bitte gewährt wurde, verwendete er auf Erforschung der Küstengegenden. Im Süden bereitete die Niederlassung spanischer Sclavenhändler zu große Hindernisse, als daß man dort eine Missionsstation hätte errichten können. Darum segelte Wolf zunächst nordwärts nach der Insel Corisko; doch die Verhandlungen mit dem dortigen König zeigten bald, daß man sein Bleiben daselbst nicht wünsche. Nun wendete er sich gegen das Festland Corisko; dort fand er in den beiden Städten Luumba und Kaanghe die freundlichste Aufnahme; während in ersterer ein Mann ihn bat: „Meister bleibe hier und lehre unsre Kinder! Zweimal bin ich von unserm König ausgesandt worden um einen Missionar, aber es ist noch keiner gekommen. Meister bleibe hier!“ wurde ihm in der andern Stadt von der Versammlung der Aeltesten ein Platz geschenkt, welchen er wählen wolle, und König Tom selbst wünschte, daß darüber eine Schrift aufgesetzt werde. Am 21. Juni landete er wieder am Gabun, um die nöthigen Vorbe-

reitungen zur Ansiedlung zu treffen. Aber noch einmal mußte er seine Pläne aufgeben und warten, ehe ihm ein anderes Gebiet gezeigt wurde. Auf's Neue legte sich der französische Commandant in's Mittel; er erklärte, Corisko sei französisch und Wolf dürfe nicht hinziehen; es half nicht, daß König Tom selbst kam, die Behauptung des Franzosen zurückwies und Wolf mit sich nehmen wollte. Diesem wurde vielmehr mit Gewalt gedroht, so daß er sich endlich genöthigt sah, nach Cap Coast zurückzukehren.

Die beiden Gefährten Wolf's in Cap-Coast hatten unterdessen auch schwere Tage erlebt. Kaum waren die Reisenden nach dem Gabun abgesegelt, als zuerst Graff, dann Flato vom Landesfieber ergriffen wurde; und ehe Flato noch seine Arbeit nur begonnen hatte, verschied er am 14. Juni. Graff erholte sich wieder und suchte sich nützlich zu machen, wartete aber mit Sehnsucht auf Nachricht von seinen Gefährten. Endlich am 28. Juli hieß es: Wolf und Bultmann sind angekommen! Aber wie schmerzlich wurde er überrascht, als er nur Wolf begrüßen durfte und hören mußte, Bultmann sei am Gabun begraben, und die ganze Reise fehlgeschlagen. Zwar hatte sie das Sterben ihrer Gefährten nicht muthlos gemacht, aber sie befanden sich im Dunkeln: „rathlos standen wir da, schreibt Wolf, daher warfen wir uns vor dem HErrn auf unsre Knie und erflehten Licht, Weisheit und Leitung auf einen Weg, den wir gehen sollten."

In Christiansborg, wohin sie nun übersiedelten, richteten sie mit dem Rath des dänischen Gouverneurs und der basler Brüder ihre Aufmerksamkeit auf 3 Gebiete, welche sich für eine Mission eignen würden und entschieden sich endlich für das Crepeland am Volta. Dorthin hatten sie auch eine Einladung erhalten. Der Sohn eines Häuptlings in Peki gab Wolf die Nachricht, daß sein Vater, unter dessen Einfluß 100 Dörfer standen, sich sehr freuen würde, wenn die Missionare kommen wollten. So machte sich denn Wolf dorthin auf den Weg. In den Dörfern jenseits des Volta liefen die Leute zusammen,

um den weißen Mann zu sehen; in Peki wurde er mit Freudenschüssen empfangen und fand bei dem Sohn des Königs seine Herberge. Nach einigen Tagen fand die Volksversammlung statt; mit aller Förmlichkeit solcher Negerverhandlungen hörte man hier Wolf an, als er nochmals seine Absichten vorlegte, und versprach ihm Freundschaft, einen Platz zum Hause und die Errichtung eines solchen, welche nach 3 Tagen beginnen sollte. Schon war ihm ein Knabe übergeben, des Königs Sohn versprochen und der Bau des Hauses begonnen, da erhielt er statt der Hülfe, die er von dem zurückgebliebenen Graff erwartete, die Nachricht, daß auch dieser gestorben sei. So mußte er denn selbst nach Christiansborg zurückkehren, um die dort gebliebenen Sachen zu holen. Die Pekier wollten ihn freilich nicht ziehen lassen, weil sie fürchteten, er werde nicht zurückkehren; er aber versprach, wieder zu kommen, sie, unterdessen das Haus zu vollenden. Bei seiner Rückkehr fand er jedoch den Bau des Hauses nicht weiter fortgeschritten; er mußte selbst Hand anlegen, und bald stand ein Haus, nach Landessitte gebaut für ihn da. Am 14. Januar 1848 konnte Wolf das Missionshaus beziehen, um nach $^3/_4$jährigem Umherirren, von 4 Missionaren der einzig übrig Gebliebene, die Arbeit unter dem Ewe-Volke im Crepeland zu beginnen.

Es war nichts Geringes, daß nun Wolf über ein Jahr ganz allein in Peki war; schon äußerlich war viel zu tragen. Das Fieber kehrte immer wieder; schon in der ersten Nacht strömte der Regen durch's Dach in dem Maße, daß Wolf mitten in der Nacht das Haus verlassen mußte; auch konnte er die Landeskost nicht genießen. So war auch seine Vereinsamung groß; 6 Tagereisen waren bis zu den nächsten Christen, den basler Missionaren, und sonst hatte er ja niemanden, von dem er Rath und Stärkung erfahren, dem er seine Noth klagen konnte. Denn abgesehen davon, daß die Heiden um ihn her kein Verständniß für seine innern Bedürfnisse hatten, konnte Wolf selbst ihre Sprache nicht verstehen noch reden; der Dollmetscher aber, welcher bisher den Verkehr vermittelte, war ein

Lügner und Betrüger, auf den kein Verlaß war. Als z. B. Wolf im Geſpräch mit dem König erzählte, daß die Fürſten in Europa nicht darin ihre Ehre ſuchten, viele Weiber zu haben, überſetzte er, Wolf wünſche von dem Könige ein Weib; er mußte ſchließlich weggejagt werden.

Wie ſah es nun mit dem Volke ſelbſt aus, an welches die Friedensbotſchaft erging? Es war in ihm noch ein Wiſſen von GOtt und einer andern Welt, aber dieſes Wiſſen lebte nur in der Erinnerung; in der Wirklichkeit hatte ſie die Furcht vor dem Uebel und dem Tode in die Knechtſchaft des Fetiſchdienſtes gebracht. Ihre Angſt war, in dem Genuß dieſes Lebens, der alle Schranken der Fleiſchesluſt niedergeriſſen hatte, geſtört zu werden. Doch fand ſich hie und da einer, der ſich nicht ſo ganz dieſem Treiben hingegeben und noch Sinn für Höheres hatte. So erzählt Wolf von einem Jüngling, dem Sohn eines benachbarten Häuptlings. Wo er Fetiſche ſah, floh er; von den Fetiſchprieſtern wollte er nichts wiſſen; gingen andere junge Leute zu Tanz und Spiel, oder zu den lärmenden Todtenfeiern, ſo wich er aus und blieb ſtill zu Hauſe; Palmwein trank er nie. Sein Vater wollte ihn verheirathen, er weigerte ſich aber; dagegen gab er von ſeiner Erſparniß für einen andern die Morgengabe, wie er denn überhaupt andern gerne half und Freude bereitete. Eines Tages hatte er ſich gewaſchen und feſtlich gekleidet und war in den Wald gegangen, wie man glaubte, um ſeine Verwandten zu beſuchen; aber er kehrte nicht wieder. Die Fetiſchprieſter erklärten, ſie könnten über den Verſchollenen nichts ſagen, er ſei ein Sohn Gottes geweſen.

Das waren ſeltene Erſcheinungen unter dem großen Haufen, der von Fleiſchesluſt und Furcht des Todes geknechtet war. Am eheſten noch fand Wolf den Weg zu ihren Herzen durch die ärztliche Hülfe, die er ihnen leiſten konnte. Von nah und fern kamen Freunde und Feinde, ſelbſt Fetiſchprieſter, um ſich helfen zu laſſen, und Mancher, dem Hülfe widerfahren, legte dankbar „ſeinen Kopf in Wolf's Hände“ d. h. verlangte Unter-

richt von ihm zu empfangen. Doch es dauerte nicht lange, so wurde ausgesprengt, dieser und jener müsse sterben, weil er von dem Weißen Hülfe angenommen habe, der Regen bleibe aus, weil ein fremder Gottesdienst in Peki eingeführt werde. Nur zu leicht wurden solche Reden geglaubt und halfen, den alten Fetischdienst in Ansehen zu erhalten, und unter dem Lärm der Fetischfeste konnte die Stimme des Predigers kein Gehör finden.

Doch durch all das ließ sich Wolf nicht irre machen; er bat immer nur in seinen Briefen: laßt mich nicht allein, sendet mir Gehülfen in der großen und schweren Arbeit! Endlich am 19. Februar 1849 erhielt er die Nachricht, zwei Missionare der norddeutschen Gesellschaft, Friedrich Groth und Hermann Quinius seien in Christiansborg angekommen, und am 3. März traf er mit ihnen am Volta zusammen, wohin er ihnen entgegengekommen war.

Nun wurde in Peki ein größeres Haus gebaut, was trotz großer Schwierigkeiten gelang, und die Missionare erhielten freiere Hand für Schule und Predigt. Auch die Arbeit an den Frauen konnte in Angriff genommen werden, als am 5. April 1850 Wolf seine junge Frau in's Missionshaus zu Peki einführte. Eine neue Zeit begann, die Schule füllte sich, die Predigt schien nicht ohne Eindruck zu bleiben; der König hatte verboten, am Sonntag im Busch zu arbeiten. Nach 3 Jahren der Vorbereitung kam die Zeit, in welcher der Same des Worts endlich konnte ausgestreut werden.

Doch es währte nicht lange; die Uebelstände schienen nicht aufhören zu wollen, und als Wolf mit gebrochener Kraft nach Europa im Januar 1851 zurückkehren mußte, begleiteten ihn die beiden andern Missionare. Noch auf dem Schiffe, im Hafen von Hamburg entschlief Wolf. Man stand für Afrika wieder am Anfang und ohne ernstliche Ueberlegung konnte ein neuer Versuch nicht begonnen werden. Nach langen Berathungen, auch mit solchen, welche Land und Leute kannten, wurde beschlossen, mit 3 Missionaren einen zweiten Versuch in Peki

zu machen, welche denn auch am 23. Dezember 1851 den afrikaniſchen Boden betraten. Da Quinius erkrankte, ſo mußten die beiden andern Miſſionare, Menge und Däuble, allein aufbrechen und kamen auch Mitte Januar 1852 nach Peki. Das Haus, welches die Brüder verlaſſen, ſtand noch da, aber in verwüſtetem Zuſtande; dazu hinderten die erſten Fieber, an die Arbeit zu gehen, und ſchon im April entſchlief Menge. Hiedurch waren die Brüder einer ſtarken Hülfe beraubt, während ſie ſelbſt durch Krankheiten geſchwächt waren; dies, ſowie die Schwierigkeiten, mit welchen in Peki zu kämpfen war, und die Langſamkeit, mit der alles ging, reifte je mehr und mehr in den Miſſionaren die Ueberzeugung, daß Peki aufgegeben und an der Küſte der Anfang gemacht werden müſſe. Doch erſt im Jahre 1853 kam es zur Ausführung, da ſie bei einem gegen die Aſchanteer ausgebrochenen Krieg aufgefordert wurden, zu fliehen. Anfangs wollten ſie muthig ausharren, aber da die Lage immer ſchwieriger und die Aufforderungen immer dringender wurden, und die Brüder endlich nachgeben wollten, ſchien es zu ſpät. Einer der Miſſionare lag krank, die Pekier wollten nicht helfen, ja der König erklärte, jeden als Sclaven zu verkaufen, der ihnen bei der Abreiſe behülflich ſein würde. Doch gelang es endlich mit Hülfe fremder Träger. Nach mehr als 6jähriger Arbeit mußte Peki aufgegeben werden. Aeußerlich iſt freilich wenig oder keine Frucht der dortigen Wirkſamkeit zu ſehen, aber ganz vergeblich kann dort nicht gearbeitet ſein, und gelingt es nur, auf anderem Wege wieder nach Peki zu kommen, ſo wird auch gewiß manches ausgeſäte Korn, das jetzt verloren ſcheint, doch noch keimen und Frucht bringen.

Peki muß an der Küſte genommen werden, ſchrieb Miſſionar Däuble und dahin zielt nun die dortige Arbeit; von der Küſte aus, wo die erſte Station Keta liegt, folgen noch drei Stationen, deren letzte nur noch zwölf Stunden von Peki entfernt iſt. In Keta nämlich, wo die Engländer ein kleines Fort hatten, ſchenkten dieſelben der Miſſion ein Landſtück zur Anſiedelung, wohin die Miſſionare im Jahre 1853 zogen.

Geht man von da 3 Stunden nördlich, so kommt man auf die zweite Station Anyako, welche auf einem Landvorsprung liegt, der bei hohem Wasser zur Insel wird. 16 Stunden weiter liegt die dritte Station Waya, die im Januar 1856 gegründet wurde. Man muß noch 9 Stunden weiter gehen nach Norden zu, um endlich nach der vierten und jüngsten, im Dezember 1859 begonnenen Station Wegbe zu gelangen. Auf all diesen Stationen wird mit allem Fleiß die Predigt des Evangeliums getrieben; zwar ist die Frucht dieser segensreichen Arbeit nicht gleich sichtbar, es ist nicht so, als ob nun gleich nach der Predigt Bekehrungen und Taufen kämen, sondern es müssen durch die wiederholten Besuche in langer Arbeit Mißtrauen, Unkenntniß und Unwilligkeit überwunden werden. Doch waren im Jahre 1865, also nach zwölfjähriger Arbeit, auf den 4 Stationen 160 Taufen bereits vollzogen worden.

Eine andere Schwierigkeit, welche die Missionsarbeit sehr aufhält und viel Kraft und Geduld zur Ueberwindung kostet, ist, daß Afrika durch ein Gewimmel verschiedener Sprachen zerrissen ist. So kann man z. B. an der Gold- und Sclavenküste an einem Tag durch vier verschiedene Sprachen kommen, die sich von einander unterscheiden wie deutsch und englisch. Da gilt es denn nicht nur, aus dem Mund der Eingeborenen diese Sprachen so zu lernen, daß der Missionar selbst in ihr reden, sondern daß er sie schreiben kann, um dem Volke die heilige Schrift in seiner Sprache geben zu können. Die Ewe-Sprache nun, in der früher nie ein Buchstabe geschrieben wurde, ist jetzt von den norddeutschen Missionaren so bewältigt, daß sie in ihr predigen und auch verschiedene Bücher der heiligen Schrift bereits übersetzt haben, welche zum Theil schon gedruckt sind.

Ein Gegenstand besonderer Fürsorge der Missionare sind die Schulen; aber es ist nicht leicht in einem Lande, in welchem weder Gesetz noch Sitte noch äußerer Nutzen die Eltern zwingt, die Kinder in die Schule zu bringen und sie darin zu halten; bald kommen sie, bald bleiben sie weg. Aber doch ist auch

dieſe Arbeit nicht vergeblich. Als z. B. Miſſionar Heß in Peki bei einem Beſuche nicht hatte zu den Leuten reden können, und betrübt darüber allein ſaß, kamen Knaben, welche hin und wieder in Wegbe die Schule beſucht hatten, und baten ihn, Abendandacht mit ihnen zu halten. Den feſten Stamm für dieſe Schulen bilden die freigekauften Kinder, deren Zahl im Jahre 1866 104 betrug; ſo werden dieſe Kinder nicht allein von den Sclavenketten befreit, ſondern wachſen auch unter chriſtlicher Pflege und Aufſicht heran und ſollen unter des HErrn Segen einmal durch Wort und Wändel Zeugen der Freiheit werden, zu welcher der Sohn Gottes uns berufen hat.

Vieles iſt ſchon geſchehen, das Gehör des Volkes für das Evangelium iſt geweckt, die Sprache von den Miſſionaren bewältigt, in der Schule ein großer Anfang gemacht. Das ſind die Erfolge, welche jetzt zu ſehen ſind, während anderes, was in dem Herzen manches Erwachſenen und Kindes ſchon geſchehen iſt, ſich dem menſchlichen Auge verſchließt. 14 Jahre iſt nun dort gearbeitet worden, mancher Kämpfer in's Grab geſunken; aber die Arbeit iſt nicht vergeblich. Stärken auch wir unſere Herzen in Geduld und warten wir, bis die volle Freudenernte aus dieſer Saat der Mühe und der Thränen aufgehen kann. Amen.

9.

Yoruba I.

Jes. 28, 29. Sein Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

So führst Du doch recht selig, HErr die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich!
Wie könntest Du es böse mit uns meinen,
Da Deine Treu nicht kann verleugnen sich?
Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
Darauf Du läßt die Kinder zu Dir geh'n;
Da pflegt es wunderseltsam auszusehn:
Doch triumphirt zuletzt Dein hoher Rath.

Von solchen krummen und doch geraden Wegen, von wunderlichen und doch seligen Führungen kann die Missionsgeschichte uns oft erzählen; besonders aber tritt uns das entgegen, wenn wir sehen wie die gesegnete Mission im Yorubalande entstanden ist, wie sie ihre Hauptwirksamkeit entfaltet in Abbeokuta, einer Stadt, die vor ungefähr 40 Jahren erst gegründet wurde und nun vielleicht 100,000 Einwohner zählt, die Ueberreste von 130 zerstörten Städten.

Um den ganzen Gang dieser Geschichte recht zu verstehen, müssen wir etwas weiter zurückgehen, wenn es auch ein trauriges Bild afrikanischer Zustände ist, das sich uns zeigt.

Das schwerste Uebel, unter welchem Afrika seufzt, und welches so viele andere in seinem Gefolge hat, ist der Sclavenhandel. „Die Wurzel des Sclavenhandels ist in des weißen Mannes Land," kann man in Afrika hören; „denn wenn der weiße Mann nicht kaufen würde, so würde der schwarze Mann nicht verkaufen." Amerika und Westindien begehrt die Waare, die portugiesischen und spanischen Händler finden in diesem

Handel ungeheuern Gewinn, und für die eingeborenen Häuptlinge, die kein menschliches Gefühl und Erbarmen kennen, liegt im Herbeischaffen dieser Waare und ihrem Absatz ein gewaltiger Reiz; dazu bekommen sie dafür gerade, was sie am meisten begehren, Branntwein, Pulver und Flinten. So wirken von allen Seiten die schlimmsten und niedrigsten Leidenschaften der menschlichen Natur zusammen, um diesen schändlichsten Handel zu einem so entsetzlichen Umfang zu steigern. Die Könige von Dahomey haben darin einen traurigen Ruhm erlangt; aber sie werden noch übertroffen von den Fellatahs.

Diese Fellatahs, ein von den Negern ganz verschiedenes Geschlecht, sind Muhamedaner; aber erst ihrem Häuptling Donfodio gelang es, sie von den friedlichen Beschäftigungen der Viehzucht abzuziehen und in ihnen den kriegerischen und eroberungssüchtigen Geist zu entflammen, der allen Muhamedanern eigen ist. Seit dieser Zeit sind die Fellatahs die Geißel eines großen Theils von Westafrika; ihre Heereszüge sind in beständiger Bewegung, verwüsten Städte und Dörfer und schleppen ihre Einwohner weg, um sie in die Sclaverei zu verkaufen.

Zu den wenigen Königreichen, welche ihrem Anstürmen widerstehen konnten, gehörte das Königreich Yoruba. Dieses ist nur durch einen schmalen, von Popos bewohnten Küstenstreif von der Sclavenküste getrennt; im Osten schützte der Nigerstrom vor den Einfällen der Fellatahs, in Westen grenzt es an das Königreich Dahomey. Der Boden war ergiebig, das Klima gesund, das Volk fleißig, treu und wohlwollend und besaß innere Stärke genug, jeden weniger furchtbaren Feind von sich abzuwehren. Doch das alles wurde anders; vor ungefähr 50 Jahren trat eine verhängnißvolle Aenderung ein. Während im Süden die verschiedenen Stämme in erbittertem Streit lagen, kamen im Norden auf Einladung eines ehrgeizigen Häuptlings die Fellatahs über den Niger, und scheuten nun kein Mittel der Gewalt und des Betrugs, um die Yorubas zum Islam zu bekehren. In Folge dessen kam es auch allmälig dahin, daß 20,000 Männer es zu ihrem

einzigen Geschäfte machten, Raubzüge und Sclavenjagden zu veranstalten.

Jahre gingen dahin, aber Friede und Wohlstand kehrten nicht wieder; die Fellatahs hatten immer noch die Oberhand, die Sclavenkriege dauerten fort, große Landstrecken wurden entvölkert, das ganze Reich war in Zerrüttung und Auflösung. Und doch war bereits über Yoruba die rettende Hand GOttes ausgestreckt, in dessen Rath beschlossen war: es soll leben! Während Land und Volk immer tiefer in Finsterniß und Elend herabsank, bereitete der GOtt aller Gnade still und leise den Weg, auf welchem der Aufgang aus der Höhe es besuchen und die Füße vieler seiner Kinder zum Frieden lenken sollte.

Im südwestlichen Theil des Yorubalandes erhebt sich am östlichen Ufer des Flußes Ogun auf einem kleinen Erdhügel ein mächtiger Felsblock, von den Eingeborenen Olumo d. h. Ort des Verbergens genannt, weil er in den Jahren allgemeiner Unsicherheit das Versteck von Räubern war. Im Jahre 1825 jedoch wurde dieser Olumo der Rettungsort für viele arme Leute, die der erbarmungslosen Hand der Sclavenjäger entronnen waren. Oft hatten sie von bitterem Mangel zu leiden, bis es ihnen endlich gelang, den fruchtbaren Boden zu bebauen. Immer mehr Flüchtlinge siedelten sich an, aber alle in gesonderten kleinen Gemeinwesen, jedes mit eigenen Ordnungen und Gesetzen, mit eigenem Häuptling und Richter, und alle nannten den Ort ihrer Niederlassung nach dem Namen der Stadt oder des Dorfes, woraus sie so grausam vertrieben worden waren. Dem Ganzen gaben sie den Namen Abbeokuta d. h. unter dem Fels; eine gemeinsame Mauer, die sich in einem Umkreis von 5 Stunden ausdehnt, umschließt diese Ueberreste von 130 Städten. Der Mann aber, welcher diese verschiedenen Elemente zu einem festen starken Ganzen zusammenzuknüpfen verstand, war Schodeke, Häuptling der Stadtgemeinde Ake. Tapfer im Krieg, weise im Rath gewann er nach und nach das Uebergewicht über die andern Häuptlinge, welches er aber nur zum Wohl der ganzen Stadt gebrauchte.

Ihre Eintracht war ihre Kraft. Mehr als einmal waren sie den Ueberfällen feindlicher Nachbarn, so insbesondere im Jahre 1851 einen furchtbaren Angriff des Königs von Dahomey ausgesetzt; aber der, der über Abbeokuta Friedensgedanken hatte, war selbst eine feurige Mauer um sie her und hielt über sie den Schild seiner Allmacht und Gnade.

Verlassen wir nun einige Augenblicke Abbeokuta, wie sie am Ufer des Ogun in Friede und Sicherheit ruht, und wenden wir uns einem andern Gebiete Westafrikas zu, von dem wir schon früher gehört haben, nämlich Sierra Leone. Unter den vielen Tausenden von Negern, welche dort neben der leiblichen auch die rechte innere Freiheit erlangten, die nur der Sohn GOttes zu geben vermag, befanden sich auch viele Yorubas, und gerade diese zeichneten sich durch Fleiß und Geschick auch in bürgerlichen Dingen aus, so daß Manche zu größerem Wohlstand sich emporarbeiteten. Ja im Jahre 1839 begannen Etliche von ihnen einen kleinen Handel gerade mit den Gegenden, von welchen sie wenige Jahre zuvor als gefesselte Sclaven weggeführt worden waren. Das Unternehmen gelang vortrefflich, wodurch andere ermuthigt wurden, diesem Beispiel zu folgen. Da war es denn natürlich, daß in Vielen dieser befreiten Neger die Sehnsucht nach dem „Mutterhaus", wie der Neger sein Heimathland nennt, erwachte; und dieser Wandertrieb zeigte sich besonders bei denen, welchen die Predigt vom Kreuz eine Thorheit und ein Aergerniß war. Und so mächtig wirkte bei ihnen der Zug nach der Heimath und der Widerwille gegen den christlichen Einfluß, daß sie die Gefahr, welche ihre Heimkehr in sich schloß, gar nicht beachteten. Aber auch unter den Christen regte sich dieser Zug nach der Heimath. Wohl erkannten sie, daß es schwer für sie sein werde, auch ohne gemeinsame Gottesdienste, ohne den Genuß christlicher Pflege unter dem Einfluß des Heidenthums an ihrem Glauben festzuhalten; aber waren sie nicht auch verpflichtet, den Ihrigen von dem Heiland der Sünder zu erzählen, in welchem sie das Heil gefunden? und konnte nicht auch ein Lehrer mit ihnen ziehen oder wenigstens bald

nachkommen? So zogen denn in den Jahren 1839—42 ungefähr 800 Yorubas von Sierra Leone nach Abbeokuta. Manch' herzergreifende Scene des Wiedersehens folgte ihrem Einzug in die Stadt. Und als sie nun nicht allein von ihren Leiden, sondern auch von ihrer Rettung und Befreiung, von den Wohlthaten an Leib und Seel erzählten, die sie von den Engländern genoßen, — als sie auch von der Liebe dessen zu reden anfingen, der auch für das Yorubavolk Mensch geworden und gestorben, da kannte das Staunen ihrer Landsleute keine Grenzen, und Hunderte sagten, die Religion der Engländer müsse der rechte und wahre Weg sein.

Anfangs fühlten die christlichen Einwanderer den Mangel an Unterricht und Gottesdienst weniger; aber es dauerte nicht lange, so fingen sie an, die Schwierigkeit und Gefahr ihrer Lage zu empfinden. Um sie her war nichts als finsteres Heidenthum und greuliche Vielgötterei; die Stadt wimmelte von Götzenbildern und fast täglich tönte der Lärm der Götzenprocessionen an ihr Ohr. So baten sie denn auf's dringendste bei jeder Gelegenheit, man möge von Sierra Leone Missionare nach Abbeokuta senden; und an der Gewährung dieser Bitte zweifelten sie so wenig, daß sie ohne weiters den König Schodeke versicherten, „der weiße Lehrer werde bald kommen."

So wurde denn beschlossen, daß einer der Missionare in Sierra Leone eine Untersuchungsreise dahin mache, um die Dinge aus eigener Anschauung kennen zu lernen und darüber zu berichten; Missionar Townsend sollte sofort dahin aufbrechen. Mit großer Freude wurde diese Nachricht von den Yorubaleuten aufgenommen und jeder wollte irgend etwas dazu beitragen, um Townsend's Reise angenehm zu machen. Auf der Straße deuteten sie mit leuchtenden Augen auf ihn: „das ist der weiße Mann, der in unser Vaterland reist!" Ja einige Neger boten ihm selbst freie Ueberfahrt auf ihrem Schiffe an, auf welchem sich Townsend, begleitet von zwei Negern als Dollmetschern, unter dem hundertstimmigen Rufe: „GOtt segne euch! GOtt begleite euch!" am 14. November 1842 einschiffte.

Nach glücklicher Fahrt landeten sie am 19. Dezember bei Badagry. Schon hier erwartete sie eine gute Botschaft. Bereits vor ihnen hatte nämlich Missionar Freemann von der wesleyanischen Missionsgesellschaft Abbeokuta besucht und einen überaus freundlichen Empfang gefunden. Sein Einzug in die Stadt, in welche zuvor noch kein Europäer gekommen war, war ebenso wohlthuend als die vorangegangene Begrüßung der Christen; von allen Seiten tönte ihm in den dicht gedrängten Straßen Oku! Oku! (d. h. sei gegrüßt!) entgegen. Der König Schodeke erwies ihm alle mögliche Aufmerksamkeit; ja als er einmal mit Freemann durch die Stadt wanderte, übernahm ihn die Freude so, daß er seinen Gast öffentlich in die Arme schloß und an sein Herz drückte.

Noch aufmunternder war die Aufnahme, welche bald darauf Townsend und seine Begleiter in Abbeokuta fanden. Wie Freemann erwartete auch sie ein Ehrengeleite vor der Stadt, wurden auch sie mit unendlichem Jubel in der Stadt empfangen. Townsend fand in dem König Schodeke einen Mann von überlegenem Verstand, der in ungewöhnlichem Maße den Werth der europäischen Civilisation und des Christenthums zu würdigen verstand. In rührender Weise drückte er seinen Dank aus gegen die englische Regierung, für alles, was dieselbe zum Besten seines Volkes gethan habe, eröffnete seinen Entschluß, seine ganze Kraft auf die Unterdrückung des Sclavenhandels zu verwenden und wünschte angelegentlich, es möchten englische Missionare und Kaufleute in Abbeokuta sich niederlassen.

Der Beschluß, sobald als möglich dort eine Mission zu gründen, ließ nicht auf sich warten; Townsend, Göllmer und Crowther, ein geborner Yoruba, wurden hiefür bestimmt. Der Strom der Auswanderung aus Sierra Leone nach dem Yorubalande ging ununterbrochen fort, und gleichsam als Unterpfand, daß bald europäische Lehrer folgen würden, schloß sich der Negerkatechist Andreas Wilhelm einem dieser Züge an. Crowther aber benützte die Zwischenzeit, um seinen Landsleuten in Sierra Leone eigene Gottesdienste in ihrer Muttersprache zu halten.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, daß die Missionare Mitte Dezember 1844 nach Badagry absegeln konnten, wo sie Ende Januar glücklich anlangten.

Das Vertrauen der Missionare für das Gelingen ihres Werkes war nächst GOtt namentlich auf das Wohlwollen des Königs Schodeke gegründet; aber „des Menschen Thun steht nicht in seiner Gewalt, und ist in Niemandes Macht, wie er wandle oder seinen Gang richte" (Jer. 10, 23.). Die erste Kunde, welche sie von Abbeokuta erhielten, war die Nachricht von des Königs Tode. Dazu kam, daß die Straße durch einen Streit Abbeokutas mit einem andern volkreichen Orte, der an dieser Straße lag, so unsicher war, daß den Missionaren keine andere Wahl blieb, als in Badagry vorläufig zu bleiben. Beneidenswerth war ihre Lage hier nicht; die anfängliche Freundlichkeit der Leute verwandelte sich bald in Ueberdruß und Argwohn und ihre Habsucht war unersättlich. Der Streit zweier Häuptlinge führte zu blutigem Kampf innerhalb der Stadt selbst, und Missionar Gollmer mußte nach 3 Monaten seine Gattin in's Grab legen. Aber alle diese Leiden und Geduldsproben konnten ihnen ihren Muth nicht rauben, obgleich sich Monatelang keine Aussicht auf Fortsetzung ihrer Reise zeigen wollte. Auf wunderbare Weise kam endlich die Hülfe. Denn das eben ist die Ehre, die sich GOtt immer und überall vorbehält, daß er auf seine eigene königliche Weise alle Dinge in seinem Reiche ordnet und ihm die Menschen auch wider Willen dienen müssen. Ein großer Sclavenhändler nämlich fand, daß durch den fortdauernden Hader jener zwei Städte sein Handel beeinträchtigt werde, und sein einflußreiches Wort brachte auch wirklich eine Versöhnung zu Stande. Auf die Nachricht hievon brachen die Missionare nach 17monatlichem Warten sogleich auf und ließen sich auch durch die gerade währende Regenzeit nicht abschrecken. Am 27. Juli 1846 verabschiedeten sie sich von Missionar Gollmer, welcher beschlossen hatte, in Badagry zu bleiben. Unter großen Mühseligkeiten erreichten sie am siebenten Tag Abbeokuta, mit Jubel von den

Christen begrüßt und auf allen Straßen von Jung und Alt mit lautem Oku! Oku! willkommen geheißen. Und obgleich der Regen in Strömen fiel, mußten sie doch die Stadt nach ihrer ganzen Länge durchziehen, ehe sie vor den Häuptling geführt wurden. Aber der warme herzliche Empfang ließ alle Mühsal vergessen.

Schon Tags zuvor war durch den Ausrufer öffentlich bekannt gemacht worden, daß Niemand es wagen solle, die erwarteten Reisenden zu bestehlen oder sonst zu beeinträchtigen; zugleich beschlossen die Häuptlinge nach langer Berathung, der König Sagbua solle die Fremdlinge als seine Gäste empfangen, welcher von da an als treuer und wahrer Freund der Mission sich erwiesen hat. So wurden denn die Reisenden zu ihm geführt, und er wies ihnen nach kurzer herzlicher Begrüßung die Wohnung eines seiner Verwandten und einflußreichsten Räthe zur Herberge an. Schon am folgenden Tage wurden die Missionare vor den Rath der Häuptlinge gerufen, wo sie den Zweck ihres Kommens und die Bedeutung ihres Berufs einfach und klar auseinandersetzten. Alle Anwesenden sprachen ihre Freude und Befriedigung darüber aus, die meisten versprachen, ihre Kinder zum Unterrichte zu senden, andere wollten selbst kommen und bei dem weißen Manne lernen. Der Predigt des Evangeliums solle keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt werden, und bei dem Bau der Missionshäuser bereitwillig Hülfe geleistet werden. Als die Missionare aus der Versammlung der Häuptlinge weggegangen waren, brachen diese unter sich in Ausrufe der Verwunderung und dankbaren Freude aus; „und das ist kein Wunder," schreibt Missionar Crowther, „denn manche von ihnen hatten in eben jener Stunde nahe Verwandte neben sich sitzen, die einst von den Sclavenjägern aus dem Kreise der Ihrigen hinweggerissen und an die Küste verkauft worden, nun aber vor Kurzem erst von Sierra Leone her als freie und von dem Einfluß christlicher Bildung gehobene Männer zu ihnen zurückgekehrt waren."

Im königlichen Stadttheil Ake wurde den Missionaren ein

großes Stück Landes als Bauplatz angewiesen, und damit war denn der Grund gelegt zu der herrlichen und reich gesegneten Mission im Yorubalande. Sclaverei und die Liebe der Neger zur Heimath werden der äußere Anlaß, daß Missionare dorthin kommen, und glücklicher Handel, ja selbst ein Sclavenhändler müssen ihnen den Weg bahnen; aber nicht weniger müssen sie lernen, einzig und allein auf den HErrn ihr ganzes Vertrauen zu setzen, indem die menschlichen Stützen ihnen genommen werden.

Hören wir noch zum Schlusse von der Begegnung Crowthers mit seiner alten Mutter. Noch in Badagry hörte Crowther, daß seine Mutter und seine beiden Schwestern als freie Leute in der Nähe von Abbeokuta lebten. Kaum war er mit seinen Begleitern dort angekommen, so sandte er einen Boten an seine Mutter. Aber ihr ging es, wie ehedem dem Erzvater Jakob, sie wollte es zuerst nicht glauben. Dann aber rief sie: „mein Sohn lebt noch! lasset mich, ich muß gehen und ihn sehen!" und unverzüglich machte sie sich auf den Weg. Crowther beschreibt dies Wiedersehen mit folgenden Worten: „Die Tageslosung auf den heutigen Tag (21. August) heißt: „Er ist ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen." Ps. 68, 6. Ich habe die Kraft dieses Spruches nie tiefer und stärker empfunden als heute, da ich meine Mutter, aus deren Armen ich vor 25 Jahren hinweggerissen ward, durch GOttes wunderbare Führung wieder sah. Als sie meiner ansichtig wurde, zitterte sie. Sie konnte ihren eigenen Augen nicht glauben. Wir umschlangen einander und sahen eines das andere schweigend und staunend an, während große Thränen über ihre abgehärmten Wangen liefen. Sie zitterte, während sie mich bei der Hand hielt und mich mit all den liebkosenden Namen nannte, mit denen die theure Mutter mich einst in der Kindheit zu nennen pflegte. Wir konnten nicht viel reden, sondern saßen eben still da und sahen einander immer wieder mit Blicken der Liebe an — mit Blicken, welche uns um der Grausamkeit der Menschen willen so lange nicht vergönnt waren, mit einer Liebe, welche

eine 25jährige Trennung nicht hatte auslöschen können. Meine beiden Schwestern, die mit mir einst in die Sclaverei abgeführt wurden, leben mit ihren Kindern bei der Mutter. Ich kann meine Empfindungen nicht beschreiben. Ich hatte alle Hoffnung des Wiedersehens aufgegeben, und nun nach so langer, langer Zeit hat uns der HErr, ohne daß ich es ahnte oder etwas dazu that, wieder vereinigt. Sein Name sei hochgelobet!" Amen.

10.

Yoruba II.

2 Cor. 4, 8. 9. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.

Wir haben das letzte Mal von der Gründung der Mission im Yorubalande gehört, wie dort die Missionare Townsend und Crowther voll Freude und Jubels aufgenommen wurden, obgleich ihr Beschützer, der König Schodeke, noch vor ihrer Ankunft in Abbeokuta gestorben war. Und anfangs ging auch alles so gut, wie man es nur wünschen konnte. Die Häuptlinge und besonders der König Sagbua waren freundlich gesinnt; die elenden Hütten, in welchen anfangs die Missionare sich behelfen mußten, machten bald besseren Wohnungen Platz, und auch ein Bethaus wurde aufgerichtet. Da und dort machten sie Besuche und wenn sie predigten, sammelte sich immer ein größerer oder kleinerer Kreis von Zuhörern um sie. Die allgemeine Aufmerksamkeit stieg, tiefere Eindrücke ließen sich bereits erkennen, und bald fanden sich auch Taufcandidaten als hoffnungsvolle Erstlingsfrucht dieser Mission. Dieselbe war freilich insoferne vor andern in günstiger Lage, als das Volk von Abbeokuta eine große Zuneigung zu den Missionaren und ein Verlangen nach Unterricht hatte, als seine freie Regierungsform völlige Religionsduldung gewährte und als Ackerbau und verschiedene Handarbeiten den Leuten angemessene Beschäftigung gaben, sowie den Handelsverkehr beförderten, für welchen die Lage der Stadt am Ogunfluße eine besonders günstige war. Dagegen waren auch freilich ungünstige Umstände vorhanden,

wie sie in jedem heidnischen Lande sich vorfinden. Die Regierung war besonders durch den Aberglauben des Oro beschränkt, dessen Geheimnisse bei Todesstrafe kein Weib erfahren durfte. Bei dem Ton eines schnell durch die Luft geschwungenen Stabes, der den Weibern für die Stimme der entschlafenen Vorfahren galt, mußten diese sich in die verborgensten Winkel verstecken und da bleiben, so lange er vernommen wurde.

Durch das ganze Volk ging ein Gefühl, daß in seiner Religion eine Veränderung vorgehen müsse; die Gemeinde der Gläubigen wurde je mehr und mehr zahlreich; schon standen in verschiedenen Theilen der Stadt christliche Kapellen, die täglich mit heilsbegierigen Zuhörern überfüllt waren; fast alle Sonntage fanden neue Taufen statt. Die Götzentempel standen leer und die Götzenpriester wurden gering geschätzt. Da erhob sich der erste Sturm wider die junge Christengemeinde. Mit großen furchtbar tönenden Trommeln und laut tobendem Geschrei durchzogen die Götzendiener die Stadt, standen an den Wohnungen der Christen stille und riefen, als wollten sie ihre Götter gegen dieselben hetzen, mit lautem Brüllen: „Löwe, Löwe, greife die Leute des Buchs! Löwe, friß die Leute des Buchs!“ also, daß die Pfosten und Dächer an den Hütten erzitterten. Am folgenden Tage wurden etliche von den Gläubigen ergriffen, unbarmherzig geschlagen und in den Stock gelegt. Dieses war eine furchtbare Strafe; am Rathhause nämlich waren außen in die Mauer — etwa zwei Fuß vom Erdboden — Löcher durchgebrochen, durch welche die Füße der Verurtheilten gesteckt wurden, während ihre Leiber in der peinlichsten Lage außen auf dem freien Platze am Boden lagen. In dieser fast unerträglichen Stellung blieben sie oft fünf Tage lang, des Tags der glühenden Sonnenhitze und des Nachts dem Frost oder den Regengüssen ausgesetzt. Dabei ward ihnen jede Nahrung versagt und Viele hätten unterliegen müssen, wenn nicht mitleidige Herzen sich ihrer erbarmt hätten. Als endlich der Sturm etwas nachließ, und die Besseren im Rathe es durchsetzten, daß die Christen freigegeben wurden, blieb dennoch das Verbot aufrecht, daß Keiner die Missionare

besuchen oder mit ihnen Verkehr haben dürfe. Doch all' dies konnte nicht hindern, daß der Besuch der Gottesdienste nicht fortwährend zunahm. Vergeblich boten die Götzenpriester alles auf, das wankende Ansehen ihrer Götzen zu stützen, und klagten selbst die Missionare an, mit dem feindlichen König von Dahomey im Bund zu sein. Die Missionare aber rechtfertigten sich in öffentlicher Versammlung und der Eindruck war allmälig in der Stadt der herrschende, daß das Christenthum die helfende, Heil und Leben bringende Religion sei. Im Jahre 1849 zählte diese erst 3 Jahre alte Mission bereits 500 Zuhörer, 80 Communikanten und 200 im Taufunterricht.

Seitdem die Christen in Abbeokuta die Götzen weggeworfen hatten, warteten die Heiden von Tag zu Tag, daß sie durch den Zorn derselben sterben würden; aber während die Heiden an einer Seuche haufenweise dahinstarben, war in 3 Jahren auch nicht Ein eingeborner Christ gestorben. Nun verbanden sich die Heiden, Keinem eine Tochter zur Frau zu geben, der nicht Opfer brächte und seiner Verlobten nach der Landessitte einen Götzen kaufte. Dagegen vereinigten sich die jungen ledigen Taufbewerber, kein Mädchen zu heirathen, das nicht Christin würde, und die Eltern, Priester und Häuptlinge erstaunten nicht wenig, als die jungen Männer immer zuerst mit dieser Forderung auftraten und, wenn ihr nicht genügt ward, ihre Bewerbung zurücknahmen. Auch Männer, die in Vielweiberei lebten, entließen vor der Taufe freiwillig ihre Frauen bis auf eine, mit welcher sie kirchlich getraut wurden. So wuchs das Werk der Mission fort und fort, wenn es auch nicht an Verfolgungen und Bedrückungen der Bekehrten fehlte.

Das Jahre 1851 kam heran, das Jahr, welches für Abbeokuta ein Jahr der furchtbarsten Gefahr, aber auch der herrlichsten Errettung wurde. Der 2. März dieses Jahres war ein Sonntag; während die Christen sich an diesem Tage zum Hause GOttes drängten und mit besonderer Inbrunst zu dem HErrn der Heerschaaren um Rettung flehten, war die ganze Stadt in immer wachsender Aufregung. Durch alle Stadtviertel tönte

die furchtbare Kriegstrommel, bewaffnete Häuptlinge mit ihren Mannschaften eilten auf die Wälle, Weiber und Kinder liefen angstvoll durch die Straßen, heulend, schreiend und die Männer zum Muth entflammend. Wie der Abend nahte, wurde die Aufregung immer größer: Reiter, die am Morgen auf Kundschaft ausgesendet waren, kehrten in athemloser Eile zurück und riefen zu den Waffen.

Der Feind, gegen welchen man sich rüstete, war das schreckliche Heer der Dahomier mit ihrem blutdürstigen König Gezo an der Spitze. Unter seinen 16,000 Kriegsleuten waren 6000 gewaffnete und kriegsgeübte Weiber, deren Grausamkeit, Kühnheit und Tapferkeit die der männlichen Soldaten weit übertraf. In Abbeokuta dagegen waren nur 8000 kriegsgeübte Männer, die Mauern der Stadt nur an Einer Seite vollständig. Die Gefahr war augenscheinlich, und wenn es dem König von Dahomey gelang, die Stadt zu gewinnen, so war ihr Loos kein anderes, als daß die Einwohner theils geschlachtet, theils als Sclaven verkauft, die Stadt selbst aber vom Angesicht der Erde weggefegt wurde; denn so war es Sitte bei Gezos Kriegszügen.

Die Männer von Abbeokuta wußten, daß es einen Verzweiflungskampf auf Leben und Tod galt; und zu einem solchen rüstete sich die ganze Stadt. Der HErr aber hatte ihre Schonung und Rettung in seinem Rathe beschlossen um des großen und gesegneten Werkes willen, das er in dieser Stadt angefangen hatte.

Der Montag Morgen brach an; das feindliche Kriegsheer war unter den Wällen der Stadt angekommen. Während die Missionare mit den gläubigen Frauen, Kindern und Greisen zu dem HErrn der Heerschaaren um Rettung schrieen, begann das furchtbare Feuer von beiden Seiten; schon stürmten die Dahomier, die von Kriegswuth halb wahnsinnigen Weiber voran gegen die Wälle; der Kampf ist wüthend, verzweiflungsvoll. Aber die Stürmenden werden geworfen. Noch einmal und zum dritten Male wird unter blutigem Handgemenge der Sturm abgeschlagen. Da wächst den Männern von Abbeokuta der Muth; sie senden einen Theil ihrer Mannschaft aus einem

abgelegenen Thore, um dem Feind in den Rücken zu fallen, und dadurch entscheidet sich die furchtbare Schlacht. Als es zum vierten Male zum Sturme kam, geriethen die Dahomier zwischen zwei Feuer. Sie kämpfen wie die Löwen, aber ihre Leichen füllen die Gräben, die Wälle, die Gefilde. Mit dem einbrechenden Abend sind die trotzigen Feinde in unaufhaltsamer Flucht. Ihrer 1800 liegen erschlagen unter den Mauern von Abbeokuta, darunter allein 1400 Weiber, 1200 mehr werden auf der Flucht noch erschlagen, 1000 gefangen genommen. Der HErr hat große Dinge an dieser Stadt gethan! Selbst die, welche noch Heiden waren, sprachen offen die Ueberzeugung aus, daß die Rettung der Stadt dem GOtt der Christen zu verdanken sei.

Nach diesen Ereignissen wuchs die Gemeinde rasch; besonders wurden auch die menschlichen Grundsätze in Betreff des Sclavenhandels immer besser gewürdigt, so daß mit den Engländern ein Vertrag abgeschlossen wurde, dessen Hauptartikel Abschaffung des Sclavenhandels und der Menschenopfer, Religionsduldung und Erleichterung des Handelsverkehrs waren. Nun konnte man auch daran denken, in andern Städten Missionsstationen zu errichten. Schon im Jahre 1850 war Missionar Hinderer nach Oschielle gegangen, um das Evangelium zu verkündigen. Freundlich wurde er daselbst aufgenommen; der Häuptling selbst gab ihm das Rathszimmer, schaffte die Götzen weg, ließ ihn den Altar zerstören und gab ihm unter freudiger Zustimmung der Heiden einen Platz zum Kirchenbau. Der Gottesdienst begann, Schaaren kamen herbei und ein Aeltester rief aus: „Sehet, sie beten zu GOtt für alles, für alle Leute, auch für ihre Feinde. Das haben wir nie gehört!" So wurde denn Kirche und Missionshaus gebaut, Gottesdienst und Schule regelmäßig gehalten, auch eine gut besuchte Sonntagsschule eingerichtet, und schon im Mai 1853 konnten zwölf Erwachsene, die Erstlinge dieser Mission getauft werden. Der Häuptling schrieb im folgenden Jahr einen Brief an einige Christen in England, in welchem es u. A. heißt: „Zwar werde ich von vielen meiner Landsleute gehaßt, weil sie das Wort

GOttes nicht lieb haben und ich vom Götzendienst abgefallen bin. Ich bekümmere mich aber nicht viel darum, denn ich bin deßhalb doch nicht ohne Freunde. Ich denke allezeit mit Freuden daran, daß Ihr mich lieb habt, ob Ihr gleich mein Angesicht noch nicht gesehen habt; ferner, daß ich von den Missionaren geliebt werde und namentlich, daß JEsus Christus selber mich liebt. Daran habe ich genug, und so oft es mir einfällt, ist mein Herz voll Freude."

Im Jahre 1853 besuchte Missionar Crowther die Stadt Kedu, westlich von Abbeokuta, und fand dort einen König, welcher einen Sclavenmarkt in seinem Gebiete nicht gestattend, nach Missionaren verlangte. Leider starb derselbe schon im folgenden Jahre, und ein dorthin abgesendeter Missionar fand noch keinen Nachfolger gewählt, ward aber von den Stadtältesten freundlich empfangen, so daß der dortige Posten wenigstens mit einem Gehülfen besetzt werden konnte.

In Idschaye, einer Stadt von 40,000 Einwohnern, nordöstlich von Abbeokuta, war schon im März 1853 die neu erbaute Kirche durch den ersten Gottesdienst eröffnet worden, und dem Missionar Mann gelang es auch, eine kleine Gemeinde zu sammeln. Aber es war dort ein harter Boden, besonders um des Häuptlings Are willen, der die Leute abschreckte, die Kirche zu besuchen. Die Folge dieser entschlossenen Feindschaft war, daß die Widersacher ermuthigt, die angeregten Seelen aber abgeschreckt wurden. Die Zahl der eingebornen Christen war sehr klein und nahm eher ab als zu; die Väter weigerten sich sogar, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Gleichwohl wurde diese Mission nicht aufgegeben, denn Idschaye ist wegen der umliegenden Städte von großer Wichtigkeit.

Weiter nach Süden liegt Ibadan, eine volkreiche Negerstadt, in welcher Missionar Hinderer im Jahre 1851 unter bereitwilligem Entgegenkommen der Häuptlinge eine Mission begann. Besonders herzlich wurde er von einem älteren Häuptling Agbaki aufgenommen, welcher ihm, wo er nur konnte, Vorschub leistete. So hatten mehrere Mühamedaner den ver-

sammelten Rath einmal aufgefordert, den Weißen sobald als möglich von Ibadan wieder fortzuschaffen; die weißen Lehrer hätten das Volk von Abbeokuta zu Weibern gemacht, daß sie nicht mehr Lust zum Krieg hätten; das Gleiche sei nun auch in Ibadan von ihnen zu fürchten. Als nun bei der Verhandlung mehrere diesem Vorschlag zuzufallen schienen, erhob sich der alte Agbaki und rief: „der weiße Mann wird bleiben; ihr aber (zu den Muhamedanern gewendet) könnt die Stadt verlassen, so bald es euch beliebt, je eher, je besser; wollt ihr aber bleiben, so hütet euch, daß ihr nicht wieder einen guten Mann verunglimpft.“ Mühe und Noth, Anstrengungen aller Art, Entmuthigungen und vielfache Feindseligkeit der Häuptlinge wie des Volkes blieben dem Missionar freilich nicht erspart, doch fehlte es auch nicht an großen Freuden und Erquickungen, an reichen Erfolgen und Tagen unvergeßlichen Segens. Eine Gemeinde bildete sich allmälig und um die Missionsfrau sammelte sich eine Schaar hoffnungsreicher Negerkinder.

In Ischaga traf es sich, daß der König und seine Räthe ein Fest des Kriegsgottes Oro auf den Sonntag ausgerufen hatten. Da bei diesem keine weibliche Person sich aus dem Hause wagen darf, so machte Missionar Gollmer dagegen Vorstellungen, weil dadurch die Hälfte der Gemeinden vom Gottesdienst abgehalten worden wäre. Darauf erklärte der König: „wir müssen unsre Pflicht thun, aber wir dürfen auch euch nicht hindern, eure Pflicht zu thun. Deßhalb muß heute die Stadt in zwei Theile getheilt werden. Oro muß den Theil der Stadt einnehmen, den wir bewohnen; ihr und eure Kirchenleute aber mögen den Theil der Stadt einnehmen, wo die Kirche und das Missionshaus stehen und wo die Bekehrten wohnen.“

Am wenigsten Eingang fand das Evangelium in den beiden Hafenstädten Badagry und Lagos, wo früher der Sclavenhandel besonders stark getrieben wurde. Aus ersterem wird berichtet: „alle Popòs (so heißt der dortige Negerstamm) haben sich von uns abgewendet; es ist klar, sie wollen das Wort GOttes nicht hören. Sie scheinen wie verhärtet, und es ist,

als ob es in ihren Herzen beſchloſſen wäre, um keinen Preis ihre böſen Wege zu verlaſſen. Ich fürchte, wir müſſen am Ende doch noch die Station ganz aufgeben, zumal da ſonſt ſo viele Thüren offen ſtehen und ſo viele rufen: „komm herüber und hilf uns!“ Von Lagos aber heißt es: „ein gewaltiger Strom von vielem Böſen hat ſich in den letzten Jahren von Sierra Leone, von Braſilien und der Havannah dorthin ergoſſen. Viele der Einwanderer ſind in Sittenloſigkeit und Götzendienſt verſunken und machen ſich nichts aus Sclavenhandel. Das böſe Beiſpiel der Europäer, welche ohne GOtt in dieſer Welt leben und kein einziges ſeiner heiligen Gebote halten, übt auf die Eingeborenen nothwendig einen überaus traurigen Einfluß aus. Miſſionar Maſer mit zwei eingeborenen Predigern findet es ſehr ſchwer, den Strom dieſes verderblichen Einfluſſes der Weißen und Schwarzen zu hemmen, und ihre Heerden vor Verderbniß und Anſteckung zu bewahren. Leider findet ſich in der eingeborenen Chriſtengemeinde das Unkraut reichlicher als der gute Waizen. Dennoch gewinnt das Wort GOttes Boden und einer nach dem andern wird errettet. Für die Europäer wird engliſcher Gottesdienſt gehalten, iſt aber ſehr wenig beſucht; dagegen iſt die Kirche, welche für die eingeborenen Chriſten beſtimmt iſt, immer gedrängt voll.“

Aber während ſo das Werk des HErrn im Yorubalande vorwärts ging, blieb es in Abbeokuta ſelbſt nicht liegen. Die Kirchen mußten theils erweitert, theils ganz neu gebaut werden, und waren doch kaum ausreichend für die ſtets wachſende Verſammlung. Die Sonntagsſchulen waren überall gut beſucht, beſonders von den eingeborenen Chriſten, welche eifrig bemüht ſind, leſen zu lernen, und jedes Buch gerne kaufen, das ſie bekommen können. Von den Heiden wußten nur wenige den Werth der Schulbildung zu würdigen; erſt die Fortſchritte der Civiliſation und die Anforderungen des Handels öffnen ihnen die Augen für den Nutzen des „Buchwiſſens,“ und manche Kinder werden jetzt in die Schule geſandt, in der Abſicht, Schreiber für den Handel aus ihnen zu machen. Am 20. Juni

1859 wurde ein Bibelfest gefeiert, bei welchem die Kirche gedrängt voll und selbst jedes Fenster mit schwarzen Gesichtern dicht besetzt war. Europäer und Eingeborne hielten Ansprachen und die am Schluß veranstaltete Collecte ertrug eine solche Menge Muschelgeld, daß acht Männer erforderlich waren, es wegzutragen. Eine auffallende Erscheinung ist auch die, daß die Einwohner von Abbeokuta dem Landbau eine stets wachsende Aufmerksamkeit zuwenden, ja daß viele Sclaven, welche noch vor wenigen Jahren um 100 Franken verkauft wurden, jetzt von Abbeokutanern um 300 Franken zurückgekauft werden, um Arbeiter für ihre Pflanzungen zu bekommen. Ueberhaupt ist die ganze Stadt von dem christlichen Elemente so durchdrungen, daß ein heidnischer Fürst sagen konnte: „Fahret nur in eurer Arbeit geduldig fort; GOtt wird euch darin segnen; denn es ist ein gutes Werk, wie man es an Abbeokuta sehen kann. Ich kann mich noch wohl der Zeit erinnern, wo die Abbeokutaner nichts als Räuber, Menschendiebe und Sclavenhändler waren; aber seitdem ist dort eine große Veränderung vorgegangen, welche ihren Ursprung nur in dem Segen GOttes haben kann, der auf der Arbeit des weißen Mannes ruht."

Was aber einer gedeihlicheren Entwicklung der Mission vielfach hindernd im Wege steht, ist, daß das Land fort und fort von Krieg und Kriegsgeschrei wiederhallt. Die Dahomier haben ihre Niederlage im Jahre 1851 nicht vergessen, und fast jedes Jahr brachte irgend ein Schreckensgerücht von einem neuen Rachezug jener Barbaren. Zweimal waren sie auch wirklich ausgezogen, aber beidemale unverrichteter Sache wieder heimgezogen. Unterdessen war König Gezo selbst gestorben (1859), sein Sohn Badahung aber hat nicht nur das alte Rachegefühl gegen Abbeokuta geerbt, sondern auch den unersättlichen Blutdurst Gezos in gesteigertem Grade überkommen. Er war entschlossen, seine kindliche Liebe und königliche Größe dadurch zu bezeugen, daß zu Ehren seines verstorbenen Vaters 2000 Personen geopfert werden sollten, wozu die umliegenden Stämme die Schlachtopfer liefern müssen. So überfiel er denn

auch im Jahre 1862 die Stadt Ischaga; ein Drittheil der Einwohner wurde erschlagen, und der Rest in Gefangenschaft abgeführt, darunter die kleine Christengemeinde mit ihrem Lehrer. Dieser wurde an einen großen Baum genagelt und zu Tode gequält, während 60 andere Gefangene enthauptet wurden. Als er aber im Jahre 1864 die Stadt Abbeokuta angriff, erlitt er eine schwere Niederlage. Dazwischen lagen die Städte Idschaye, Ibadan und Abbeokuta selbst in mehrjährigem Kriege, durch welchen die Missionare, welche von allem Verkehr unter einander und von der Küste abgeschnitten waren, oft in große Noth geriethen.

Die neuesten Nachrichten von dort lauten traurig. Am Sonntag den 13. October 1866 wurde plötzlich in Abbeokuta bekannt gemacht, daß heute kein Gottesdienst sei. Was das bedeute, wurde bald klar. Auf Anstiften des Häuptlings Baschorun machten sich Volkshaufen auf den Weg und rissen alle Kirchen ein, plünderten und zerstörten die Missionshäuser, zogen den Missionaren sogar die Kleider vom Leibe und drohten allen bekehrten Negern mit dem Tode, wenn sie nicht zum Heidenthum zurückkehren wollten. Nur in Einem Stadttheile gelang es dem Häuptling Ogadise, die Missionare zu schützen. Dorthin ist nun von den 3—4000 Christen geflohen, so viele sich nicht schon den Fluß hinab nach Lagos geflüchtet haben.

Es ist das freilich ein schwerer Schlag, aber nach alter Erfahrung leben falsche Glaubensformen gerade vor ihrem Falle neu auf. Sie raffen sich auf, wenn sie merken, daß das Christenthum ihnen entgegentritt und sich für den Kampf gürtet. Wir wollen es als ein gutes Zeichen ansehen, daß die heidnische Partei alle Rücksicht auf England und Dahomey bei Seite gesetzt und den Christen den Krieg erklärt hat; gebe GOtt dem kleinen Häuflein die Kraft, sich durch die schweren Tage, die nun zunächst bevorstehen, hindurchzuglauben! Der Sieg kann ja nicht zweifelhaft sein, aber helfen wir mit zum Kampf durch ernstliches Gebet, damit wir uns über die endliche Entscheidung um so herzlicher mitfreuen dürfen!

11.

Niger-Miſſion.

Sachar. 10, 12. Ich will ſie ſtärken in dem HErrn, daß ſie ſollen wandeln in Seinem Namen, ſpricht der HErr.

„Immer tiefer, immer weiter in das feindliche Gebiet
Zieht das Häuflein deiner Streiter, dem voran dein Banner zieht.“

So können wir mit Lob und Dank gegen GOtt rühmen, mögen wir nun auf die Miſſion im Großen und Ganzen oder nur auf einzelne Theile und Gebiete derſelben ſehen. So ziehen denn insbeſondere die Friedensboten auch in Weſtafrika immer tiefer in's feindliche Gebiet hinein, während ſie früher faſt nur an der Küſte mit der Finſterniß des Heidenthums kämpften. Längſt ſchon war man darauf aus, den Lauf des Niger als des bedeutendſten Flußes im Innern auszukundſchaften; manche Verſuche waren auch bereits gemacht worden, als im Jahre 1841 die engliſche Regierung für dieſen Zweck drei Dampfſchiffe mit aller erdenklichen Rückſicht auf das Unternehmen ſelbſt, ſowie das Klima ausrüſtete und mit ausgezeichneten Offizieren beſetzte. Auch einige Miſſionare, darunter der Eingeborne Crowther, waren auf den Schiffen. Am 21. Auguſt fuhren die Schiffe in den Strom ein und kamen nach 4 Tagen nach Ibo, der Hauptſtadt des Königs Obi. Mit dieſem wurde über Abſchaffung des Sclavenhandels unterhandelt; da er meinte, es ſei eine harte Aufgabe, daß ſie davon ablaſſen ſollten, erwiederte der Dollmetſcher Simon Jonas: „es iſt noch viel härter, wenn ihr ihn fortſetzt,“ und auf deſſen Erzählung, wie er ſelbſt als Sclave verkauft, von den Engländern befreit und in Sierra Leone erzogen worden ſei, erhob ſich Obi tiefbewegt mit den Worten: „Wir verſtanden es nicht beſſer; wir dachten bisher,

es sei GOttes Wille, daß die Schwarzen die Sclaven der Weißen seien. Wenn die Weißen aufhören werden zu kaufen, werden wir auch aufhören, zu verkaufen." Herzlich bat er um Missionare, und als ihm Simon Jonas einige Verse aus einer englischen Bibel in die Ibosprache übersetzte, faßte er Simons Hand: „Du mußt bei mir bleiben, du mußt mich und mein Volk lehren. Die Weißen können ohne dich den Fluß hinauffahren; sie können dich hier lassen, bis sie zurückkehren oder bis andere Leute kommen." Simon Jonas blieb, die Expedition aber setzte ihren Weg stromaufwärts fort. Der König von Idda war zwar schwerer zugänglich, willigte aber endlich doch in die Abschaffung des Sclavenhandels und der Menschenopfer. Alle die verschiedenen Stämme, mit denen die Reisenden am Ufer verkehrten, erschienen ihnen als gutmüthige, aber in tiefe Unwissenheit versunkene Völker. Nirgends fanden sie wie an der Meeresküste das wüste Geschrei nach Branntwein, nirgends Sucht nach Hader und Händeln, überall Zugänglichkeit für GOttes Wort, aber überall auch Furcht und Schrecken vor den mächtigen kriegerischen Fulahs, deren wildes Treiben die Eingebornen mit den Worten bezeichnen: sie essen kein Brod und trinken kein Wasser, so lange sie Krieg führen. Doch konnte die Expedition ihren vollen Zweck nicht erreichen. Denn bald nahm das Fieber so überhand, daß 2 Schiffe mit den Kranken umkehren mußten und nur das dritte noch eine Zeit lang den Niger hinauffuhr. Am 4. October der Stadt Egga gegenüber waren alle Ingenieure krank und mit Ausnahme der Schwarzen konnten nur noch drei von der Schiffsmannschaft ihre Arbeiten verrichten; da mußte denn auch das letzte Schiff umkehren, nachdem es etwa 120 Stunden weit in das Innere Afrikas vorgedrungen war. Mag nun auch immerhin der eigentliche Zweck dieser Reise nicht völlig erreicht worden sein, so hat sie doch einige wichtige Wahrheiten für eine dortige Mission an's Licht gebracht. So vor allem die Thatsache, daß Volk und Häuptlinge gerne bereit waren, Lehrer aufzunehmen, ja herzlich willkommen zu heißen; „sie sind, schreibt Missionar

Schön, dazu durch jene Mittel vorbereitet worden, welche GOtt in ſeiner Weisheit oft als Vorboten ſeines Evangeliums geſandt hat, Heimſuchung und Drangſale.“ Seit Anfang dieſes Jahrhunderts nämlich ſind die muhamedaniſchen Fulahs oder Fellatahs die Geißel der dortigen Gegenden, welche ſengend und brennend die Länder durchziehen, und was nicht unter dem Schwert fällt, in die Sclaverei führen. Ebenſo wurde offenbar, daß die Häuptlinge ſogar ſolche von ihren eigenen Landsleuten in der Stellung als Lehrer nicht abweiſen wollten, welche vor ihrer Fortſchleppung nur als Sclaven gegolten, nun aber Chriſten geworden waren. Wie Simon Jonas in Ibo, ſo war ein anderer Dollmetſcher, Thomas King, in Igara geblieben; auf ihn deutend ſagte der Häuptling: „ſehet, das iſt ein ſchwarzer Mann, und ehe er in des weißen Mannes Land ging, war er ebenſo wie wir; aber jetzt weiß er es beſſer. Ihr müßt nicht ſagen, daß wir nicht willig wären zu lernen. Alles was der weiße Mann uns lehren will, können wir faſſen und lernen. Ich will meine beiden Söhne dem Thomas King geben, und er muß ſie in dem Buch unterrichten und in Allem, was er will, und das iſt beſſer als am Boden ſitzen und nichts wiſſen. In der letzten Woche kam dieſer Mann: ſein Wort und des weißen Mannes Wort ſind ein und dasſelbe, und Niemand wird ſagen können, daß die ſchwarzen Leute nicht lernen mögen entweder von den Weißen oder von ſolchen Schwarzen, welche ſie unterrichten können.“

Und noch ein großes Bedenken hat dieſe Nigerexpedition gehoben. Es hat ſich nämlich wiederholt gezeigt, daß die Weißen am Niger den Kampf mit dem mörderiſchen Klima kaum zu beſtehen vermögen, und man hat darum gefragt, ob man es nicht mit ſchwarzen Miſſionaren wagen dürfe? Aber werden dieſe ſich auch recht zu helfen wiſſen? werden ſie ſich ohne Schaden für ihren Glauben durchſchlagen? werden ſie nicht am Ende im Lande ihrer Heimath leichter in's Heidenthum zurückſinken als ihre Landsleute zu Chriſten machen? Auch dieſe Bedenken wurden durch die Nigerexpedition gehoben. Der HErr

hat nach seiner Verheißung die beiden schwarzen Brüder gestärkt in ihm selbst, daß sie in seinem Namen wandeln konnten.

Die Vereitelung der Hoffnungen jedoch, die man auf jene Expedition gesetzt, hatte so nachtheilig gewirkt, daß weitaus die Meisten nichts Ermuthigendes in den Erfolgen derselben erblicken konnten. Erst 14 Jahre später, als ein neuer Versuch gemacht wurde, den Niger hinaufzufahren, gingen neue Hoffnungen für dieses Land auf. Am 12. Juli 1854 fuhr das Dampfschiff „Plejade" in den Niger ein, auf welchem sich wieder Missionar Crowther als Geistlicher und Dollmetscher befand. In Ibo war König Obi gestorben, sein Sohn Tschukuma aber nahm die Reisenden freundlich auf und Simon Jonas mußte wieder bei ihm bleiben wie früher bei seinem Vater. Oberhalb Idda bemerkte man, daß das früher auf dem rechten Niger-ufer wohnende Volk der Kakandas sich vor den räuberischen Fulahs auf die felsigen Hügel des linken Ufers zurückgezogen hatte, und je weiter man in das Innere vordrang, desto mehr zeigten sich die frischen Spuren von den Raubzügen der Fulahs; jährlich fallen sie in's Land und führen Gefangene weg, um sie als Sclaven zu verkaufen. Deßhalb ist auch das Land zum Theil fast ganz entvölkert. Nachdem die Reisenden etwa 120 Stunden den Tschadda, einen Nebenfluß des Niger hinaufgefahren waren, traten sie den Rückweg an. Wo sie mit den unterdrückten Eingeborenen in unmittelbare Berührung kamen, ohne von den Fulahs bemerkt zu sein, legten die armen Leute ihr Leid ihnen offen dar und begehrten die Freundschaft des weißen Mannes, wie denn stromaufwärts, wo man ihn nie als Sclavenhändler kennen gelernt hat, die Hoffnung der Bevölkerung im Allgemeinen auf ihn gerichtet ist. Fast durchgehends fand sich auch die größte Bereitwilligkeit, eingeborne Lehrer aufzunehmen. Die schönsten Hoffnungen aber erweckte Ibo; dort hatte Tschukuma mit seinem Bruder berathen, ob christliche Lehrer unter ihnen wohnen sollten, und erklärten, sie seien ganz bereit, solche aufzunehmen; der Fehler sei nur auf Seite der Engländer, diese hätten sie schon einmal betrogen

und zu Lebzeiten ihres Vaters ähnliche Erwartungen rege gemacht, so daß sie nun nicht geneigt seien, daran zu glauben, bis sie wirklich die Erfüllung des Versprechens sehen würden.

Diesmal wurden aber die Hoffnungen der Eingeborenen nicht getäuscht. Im Januar 1857 fuhren die zwei schwarzen Prediger Taylor und Crowther mit einer Schaar eingeborener Gehülfen aus Sierra Leone den Niger hinauf. Taylor blieb in Onitscha, 70 Stunden von der Mündung, um hier die Arbeit zu beginnen, Crowther aber begleitete die übrigen Evangelisten weiter aufwärts nach Gbebe und führte sie dort in ihr Arbeitsfeld ein. Als er aber noch weiter den Fluß hinauffuhr, scheiterte das Schiff an einem Felsen, so daß er ein Jahr lang in Rabba bleiben mußte; dafür wurde dort zu einer christlichen Ansiedelung der Grund gelegt und mehrere Lehrer blieben daselbst, und wenn auch späterhin dieselben von den muhamedanischen Sclavenhändlern vertrieben wurden, so war doch das Evangelium nicht ganz umsonst dort verkündigt.

In Gbebe zeigten sich nach drei Jahren die ersten Früchte; eine Anzahl von Taufcandidaten hatten sich in dieser Zeit über die Anforderungen und Anerbietungen des Christenthums hinreichend aufklären können und ein Jahr später 1862 wurden 8 Erwachsene, welche die Prüfung am besten bestanden, und ein Kindlein getauft. An 200 Personen wohnten der Feierlichkeit bei und bezeugten ihre Theilnahme durch freudiges Staunen. Es waren Leute aus vielen Stämmen, die da das Wort des Lebens hörten und in der Bildung der kleinen Gemeinde den Entschluß erkannten, die Mission ernstlich fortzuführen. Denn bis dahin hatte das Volk noch immer gezweifelt, ob die Missionare auch bleiben würden. Hatten doch die Engländer wiederholt Handelsniederlassungen am Nigerstrande angefangen und jedesmal nach einiger Zeit wieder aufgegeben. Nun aber sah man immer neue Arbeiter nachrücken, sah, wie die Häuser der vier schwarzen Missionare immer mehr ausgebaut, auch eine Straße an's Ufer hergestellt wurde, und Schaaren drängten sich mit wachsendem Vertrauen zum Unterricht.

Als Crowther im Jahre 1863 Gbebe wieder besuchte, hatte es dem HErrn gefallen, mit mancherlei Trübsal dort einzukehren. Einer der Bibelleser, die Tochter eines andern, zwei getaufte Frauen und ein Taufbewerber waren innerhalb weniger Monate gestorben. Die Pocken, welche die Katechistentochter wegrafften, hatten auch den Vater ergriffen; und ungefähr zu derselben Zeit starb auch der König von Gbebe, ein Freund und Beschützer der Missionare, obgleich er selbst keine Neigung hatte, Christ zu werden. Seit dem Jahre 1854 hatte er sich immer für die Mission interessirt und ihr auf jede Weise Vorschub gethan. Auf seinem Sterbebette noch empfahl er den Häuptlingen, denen er die Sorge für seine Kinder und für die Stadt übergab, bis sein Nachfolger erwählt sei, auch die christlichen Lehrer mit den Worten: „laßt den Oibos nichts zu Leide thun, sie sind meine Gäste.“

Unter all' diesen Schlägen schloß sich die kleine Christengemeinde wie eine eng verbundene Familie nur um so inniger an einander an, und der HErr, auf den sie ihr Vertrauen und ihre Hoffnung setzte, ließ sie nicht zu Schanden werden. — Damit der König im Todtenreich nicht ohne Diener ankomme, wurden nach afrikanischer Sitte bei seinem Begräbniß fünf Sclaven geschlachtet. Die Missionare konnten das nicht hindern; aber wie wohl mußte es ihnen thun, neben solcher Macht der Finsterniß auch die Gnade mächtig werden zu sehen! Und ein Sieg der Gnade war das selige Ende der zwei getauften Frauen, welches einen tiefen Eindruck auf die heidnischen Nachbarn machte, die so etwas noch nie gesehen hatten. Noch allgemeiner aber war die Theilnahme bei dem Tode Josephs, des treuen Bibelliesers und Reisepredigers. Es wurde wirklich schwer, ihm ein einfaches christliches Leichenbegängniß zu sichern. Zuerst wollten ihm die Häuptlinge durch Flintenschüsse, dann durch ein großes Gastmahl die letzte Ehre erweisen und als beides nicht angenommen wurde, brachten sie einen Geldbeitrag zu den Kosten des Leichenbegängnisses herbei. Den nahm man dann an, um die freundlich gesinnten Leute nicht zu betrüben.

Eine besondere Schwierigkeit bei der Arbeit in Gbebe ist, daß dort ein Gemisch von 6—8 Stämmen und Sprachen zu finden ist, die christlichen Lehrer also verschiedene Sprachen lernen müssen, wenn sie das Evangelium nicht nur einem kleinen Häuflein nahe bringen wollen; so wird denn dort manchmal eine Predigt in drei Sprachen nach einander gehalten.

Leichter hatte es in dieser Beziehung Missionar Taylor mit seinem Gehülfen in Onitscha, wo nur eine Sprache, das Ibo, gesprochen wird. Taylor, selbst ein Ibo, hatte schon ein Jahr lang unter ihnen gearbeitet, und als er nach längerer Abwesenheit im Jahre 1862 dahin zurückkehrte, freuten sich die Leute ausnehmend, „ihren Vater" wieder in ihrer Mitte zu haben. Ihrer 40 kamen nun zu den täglichen Morgenandachten, während der sonntägliche Gottesdienst regelmäßig 360 Zuhörer hatte. Der König sagte dem Missionar seinen besondern Schutz zu, und erließ neue Gesetze, um dem Diebstahl, der den Fremden viel zu schaffen machte, entgegen zu wirken. Besonders zeichnete sich der Häuptling von Odojari durch Aufmerken auf das Wort aus und trug viel dazu bei, die Menschenopfer durch Stieropfer zu ersetzen. Der König von Onitscha wollte in einem Anflug von Eifersucht zwar verbieten, in Odojari eine Kapelle zu bauen und zu predigen, doch wurde die Sache beigelegt und das Werk hatte an beiden Orten seinen fröhlichen Fortgang. Man hörte schon da und dort von Gebet in Häusern und im Busch und bald brachten die Leute ihre Götzen und meldeten sich zur Taufe; einer von diesen sagte: „ich bin dieser Klötze müde, denn das sind sie; das Wort GOttes bringt jetzt in mein Herz, einst war ich ein Thor." Kurz nachdem die ersten Taufen stattgefunden hatten, brachen aber schon Verfolgungen aus. Die erste Veranlassung dazu gab ein heidnischer Häuptling, der gerne eine junge getaufte Wittwe geheirathet hätte, die nicht mehr am gleichen Joche mit den Ungläubigen ziehen wollte. Dann wurden mehrere bekehrte Frauen von ihren Männern verstoßen, Andere von ihren Angehörigen verlassen oder auf Befehl der Häuptlinge

grausam geschlagen und gequält, weil sie eine sittsamere Kleidung angelegt hatten. Unter allen Bedrückungen aber wuchs der Glaube der Christen und ihre Liebe unter einander. Endlich wurden die Missionare selbst bedroht. Mehrere Häuptlinge hatten sich verschworen, die Missionsgebäude in Brand zu stecken, die Missionare zu erschlagen und dann die Schuld davon auf einen fremden Stamm zu wälzen, den sie eben zu bekriegen gedachten. Doch wurde dieser Plan noch rechtzeitig entdeckt und der König erklärte: „Keiner meiner Unterthanen oder Häuptlinge soll die Oibos beschweren, denn sie helfen mir, mein Land gut zu machen, noch soll man die Christen irgend beschweren. Wer auch immer den Moadienst aufgeben und zu den Anasara (Nazarenern) gehen mag, laßt ihn in Ruhe, denn er weiß, wie er fühlt.“ So ging das Werk seinen gesegneten Gang fort. In diesem einen Jahre waren 53 Personen, Erwachsene und Kinder, getauft und 42 weitere Namen standen auf der Liste der Taufbewerber.

Eine weitere Station war Akassa, an der Mündung des Niger gelegen. Dort nämlich war das Schiff, wenn es den Strom hinauffahren wollte, von den Agenten der Sclavenhändler wiederholt beschossen und sonst gehindert worden. Daher hielt es Crowther für nöthig, die unwissenden Leute über ihr eigenes Interesse aufzuklären und ihre Zustimmung zur Gründung einer Mission in ihrer Mitte zu erlangen. So machte er sich 1861 an die Erbauung eines Missionshauses; auch eine Schule wurde eröffnet und die Gegend nach verschiedenen Seiten mit der guten Botschaft durchwandert. Hier, sowie in Bonny, wo seit 1865 gepredigt wird, hat man Menschenfresser gefunden, welche nicht etwa nur die im Kampf gefallenen Feinde verzehren, sondern in aller Ruhe auf offenem Marktplatz Menschen schlachten und kochen. Ist es da nicht der Mühe werth, dem Evangelium den Eingang zu verschaffen, wenn auch das mörderische Klima noch viele Opfer zu den schon gefallenen forderte?

In Bonny hatte der dortige König Peple gebeten, ihm auch einen Missionar zu verschaffen, damit die Kinder etwas

lernen und die Alten sich auf neue und bessere Wege besinnen könnten, und 900 fl. vorgeschossen, damit gleich ein Anfang gemacht werden könne. Als nun wirklich am 9. April 1865 mit der Predigt begonnen und eine Schule mit 75 Kindern eröffnet war, sagte der König voll Freude: „jetzt sehe ich mich an, als wäre ich selbst auch von England zurückgekehrt; habe ich doch eine Schule und den Anfang des Christenthums in Bonny eingeführt."

Um der Nigermission eine wirksamere Aufsicht zu sichern, als sie wegen der weiten Entfernung und des tödtlichen Klimas von dem englischen Bischof in Sierra Leone geübt werden kann, schlug die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft vor, als Bischof den Negerprediger Samuel Crowther aufzustellen, der seit 30 Jahren als Lehrer und seit 20 Jahren als englischer Geistliche sich in jeder Beziehung bewährt hatte; derselbe wurde denn auch am 29. Juni 1861 in England zum Bischof geweiht.

Doch fehlt es dieser Mission auch nicht an Leiden. In Folge eines Krieges wurde die nördlichste der Stationen Gbebe am 20. Februar 1866 zerstört, und nur mit Mühe konnten sich die dortigen Christen auf das gegenüberliegende Nigerufer nach Lokodscha retten, während die Stadt sammt Kirche und Missionshaus in einen Aschenhaufen verwandelt ist.

Aber auch gegen die Mission selbst hat sich bereits die Verfolgung erhoben. Als Bischof Crowther im October 1866 den Niger hinauffuhr und in Iddah einen kleinen Aufenthalt machen wollte, wurde er plötzlich gefangen genommen und dem englischen Consul in Lokodscha die Nachricht gesendet, bevor nicht der Werth von 1000 Sclaven nach Iddah geschickt würde, werde der Bischof nicht in Freiheit gesetzt. Da der Consul gerade abwesend war, eilte der Viceconsul nach Iddah zur Befreiung des Bischofs herbei, doch die Eingeborenen zeigten sich entschlossen, ihren Gefangenen mit Waffengewalt festzuhalten. Es entstand ein förmlicher Kampf, und schon hatten die wenigen Europäer ein Boot erreicht, als ihnen ein wahrer Hagel von Pfeilen nachgeschickt wurde. Einer derselben traf den Viceconsul

in's Herz, so daß er fast augenblicklich starb. Unter dem Kampfe war der Bischof an's Ufer entkommen und von dem Schiffe aufgenommen nach Lokodscha gerettet.

So ist das Werk des HErrn auch an diesem Flusse in Angriff genommen, der der natürliche Weg, die beste Straße in das bisher verschlossene Innere Afrikas ist. Immer tiefer dringen die Streiter JEsu in des Feindes Gebiet ein. Der HErr selbst aber stärke nach seiner Verheißung diese schwarzen Brüder, daß sie in seinem Namen wandeln und viele ihrer Landsleute führen aus der Finsterniß zu GOttes wunderbarem Lichte! Amen.

12.

Weſtindien I.

Offenb. 3, 8. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thüre, und Niemand kann ſie zuſchließen.

Die Wahrheit des eben verleſenen Schriftwortes durften in reichem Maße die Miſſionare erfahren, welche zuerſt es wagten, mit der Botſchaft des Heils zu den armen Negerſclaven Weſtindiens zu gehen, zu einem Volk, das bisher von Chriſten nur mit Thränenbrod geſpeiſt und mit großem Maß voll Thränen getränkt worden war. Und je gewagter dieſe erſte aller evangeliſchen Miſſionen erſchien, je größer der dieſem Werke erforderliche Glaubensmuth war, deſto herrlicher zeigte ſich der Gnadenbeiſtand GOttes und deſſen, der da hat die Schlüſſel Davids, der da aufthut und Niemand zuſchließt, der zuſchließet und Niemand aufthut.

Laßt uns zunächſt einiges von Land und Leuten hören. Aus dem Meere, welches ſich zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Feſtlande Amerikas ausbreitet, erhebt ſich eine große vielgeſtaltete Inſelwelt. Als ſie 1492 durch Columbus entdeckt wurde, gab er ihr den Namen Weſtindien, weil er weſtwärts fahrend Indien meinte gefunden zu haben. In weitem Bogen ziehen ſich mehr denn 300 bewohnte Inſeln von der Halbinſel Florida, der ſüdöſtlichen Spitze von Nordamerika, bis zu den Mündungen des Orinokoflußes in Südamerika, und außer ihnen ragen noch hunderte von unbewohnten nackten Felſen aus der Tiefe des Meeres hervor, ſo daß ſie als Trümmer einer großen Landfläche erſcheinen, die einſt von den Fluthen verſchlungen wurde. Die Fruchtbarkeit und der Reichthum ihres Bodens, ihre Lage unter einem Himmelsſtriche, welcher die Natur in

ein ewiges Grün kleidet, macht diese Inseln zu einem der gesegnetsten Theile der Erde. Aber die Menschen, besonders die Christen haben sie zu einer Marterkammer gemacht, aus der die Seufzer unzähliger Unglücklichen uns entgegentönen.

Die Ureinwohner dieses Landes, Indianer genannt, waren von gelbbrauner oder rother Farbe und unterschieden sich in ihrer Gemüthsart dadurch, daß die einen viel Gutmüthigkeit und Sanftmuth besaßen, weich, zart und kraftlos waren, die andern aber in beständigem Krieg mit einander lebten, um Gefangene, welche sie verzehrten, zu erbeuten. Der Goldgier der Spanier war die Einfalt der einen wie die Wildheit der andern ein willkommener Vorwand, alle Gewaltthätigkeiten an ihnen auszuüben. Ueberall legten sie Pflanzungen und Bergwerke an, und die Indianer mußten nicht allein Land und Eigenthum, sondern auch ihre Leiber zu ungewohntem Sclavendienst hergeben. Die Regierung raubte ihnen förmlich die Freiheit und verurtheilte sie zur Sclaverei. Die sich nun willig finden ließen, fanden bald unter den harten Arbeiten auf dem Felde und in den Bergwerken ihren Tod, die Widerstrebenden aber wurden wie wilde Thiere weggeschossen, von eigens dazu abgerichteten Hunden gehetzt und jämmerlich zerfleischt. Alle Bemühungen des edlen Bischofs Las Casas, der mit aller ihm zu Gebot stehenden Beredsamkeit die Verfolgten bei der Regierung in Schutz nahm, waren vergeblich; schon im Jahre 1534 waren auf der Insel Haiti von den 3 Millionen Ureinwohnern nur noch 200 am Leben, und ähnlich war es fast auf allen Inseln.

Dem Mangel an Arbeitern wußte man nun nicht anders abzuhelfen, als dadurch, daß man von der Westküste Afrikas Neger als Sclaven herüberbrachte, weil man sie den übermäßigen Arbeiten gewachsen glaubte. Im Jahre 1517 wurde durch förmlichen Staatsbeschluß in Spanien der Sclavenhandel regelmäßig eingeleitet, und in der Folge nahmen alle seefahrenden Nationen daran Theil. Nur allein nach den englischen Colonien wurden im Lauf eines Jahrhunderts über 2 Millio-

nen Negersclaven eingeführt. Und wie geht es den Negern in der Sclaverei? Haben sie die lange, qualvolle Seereise, während welcher der Tod ihre Reihen bedeutend lichtet, endlich überstanden, so werden sie wie eine Heerde auf den Sclavenmarkt gebracht. Wie jede andere Waare sind sie ausgestellt; der Käufer kann sich nach Belieben aussuchen und untersuchen, wen er will. Ist der Kauf abgeschlossen, so fragt man nicht darnach, ob der Gatte von der Gattin, das Kind von den Eltern gerissen wird; ihre Thränen gelten nichts; unbarmherzig werden sie fortgeführt, um sich nie wieder zu sehen. Die am schwersten gedrückte Classe der Sclaven sind die Feldneger; ihnen liegt die saure Arbeit auf den Kaffe-, Baumwollen- und Zuckerplantagen ob. Täglich zur bestimmten Stunde werden sie durch den Aufseher zur Arbeit getrieben; in der drückendsten Sonnenhitze, hinter sich die Peitsche des Aufsehers, die bei der kleinsten Unterbrechung der Arbeit blutige Wunden auf den Rücken schlägt, sind Unzählige den Anstrengungen erlegen, zu denen sie gezwungen wurden.

Doch endlich erwachte das christliche Gefühl, und unter allen Ländern war England das erste, welches dem Negerhandel und dann der Sclaverei selbst entgegentrat. Nach jahrelangem Kampfe wurde 1807 der Sclavenhandel verboten, so daß er nur noch heimlich betrieben werden konnte; aber er ist nicht ganz auszurotten, so lange in Westindien die Sclaverei noch besteht. Auch diese aufzuheben that England den ersten Schritt; am 1. August 1838 schenkte es den 800,000 Sclaven in seinem Gebiete die Freiheit, wobei es an die Sclavenbesitzer 240 Millionen Entschädigung zahlte. Auch die andern Nationen mit Ausnahme Spaniens traten allmälig dem Sclavenhandel entgegen und hoben nach und nach die Sclaverei auf, so daß es in Westindien außer auf den spanischen Besitzungen keine Sclaven mehr gibt.

Aber damit, daß man den Negern nur die leibliche Freiheit gibt, ist die Schuld, welche die Christenheit an ihnen abzutragen hat, noch nicht abbezahlt. Sie hat vielmehr die Pflicht,

sie auch innerlich, geistlich frei zu machen von den Ketten des Heidenthums. Aber lange geschah dafür nichts, am wenigsten von Seite der Sclavenhalter, obgleich gerade diese am leichtesten etwas hätten thun können. Sie gaben sich lieber dem harten Gedanken hin, die Neger seien keine Menschen wie andere, man habe also auch nicht die gleichen Pflichten gegen sie, es fehle diesen sogar die Fähigkeit, durch christlichen Unterricht zu Christen umgebildet zu werden. So darf man sich auch über die religiöse und sittliche Verkommenheit dieser Negerhaufen nicht wundern. Die äußerste Unwissenheit der Neger in Sachen der Religion und Sittlichkeit, welche auf allen Pflanzungen stattfand, wo noch keine Unterrichtsanstalten für sie getroffen waren, läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben. In Hinsicht ihrer sinnlichen Neigungen und Begierden findet man zwischen ihnen und den Thieren des Feldes keinen Unterschied. Essen, Trinken, Schlafen erscheint ihnen als einziger Zweck des Lebens und ihr geistiges Verständniß ist in eine Nebelwolke eingehüllt, welche kaum die himmlischen Lichtstrahlen der Wahrheit zu durchdringen vermögen.

Das sind die Heiden, welche die Brüdergemeinde in Herrnhut für ihre erste Missionsthätigkeit sich ersah. Die Veranlassung hiezu war folgende: Graf Zinsendorf, der Gründer dieser Gemeinde, hörte in Kopenhagen von einem dort lebenden Neger, daß er, als er noch auf der Insel St. Thomas war, oft einsam am Seeufer sitzend sich nach einer nähern göttlichen Offenbarung gesehnt und GOtt gebeten habe, ihm ein Licht in die Lehre zu geben, von welcher unter den Christen geredet, welche aber nicht von ihnen befolgt werde; und nun, nachdem er selbst durch GOttes wunderbare Fügung dazu gelangt sei, beklage er insbesondere das traurige Schicksal seiner Schwester daselbst, welche auch ein solches Verlangen habe und GOtt bitte, er möge ihr jemanden zuschicken, der sie den Weg zur Seligkeit lehre. Als dieser Neger hierauf nach Herrnhut kam und das traurige Loos seiner Brüder schilderte, fanden sich rasch mehrere Brüder, welche bereit waren nach St. Thomas zu gehen und

dort das Evangelium zu verkündigen, auch wenn sie, wie jener Neger meinte, um ihren Zweck zu erreichen, selbst Sclaven werden müßten. Aber ihr Vorhaben fand anfangs wenig Beifall, und es währte länger als ein Jahr, bis endlich 1732 Leonhard Dober und David Nitschmann dazu abgeordnet wurden. In Kopenhagen mußten sie die oft gehörten Einwürfe gegen die Mission unter den Negern wieder hören, und man versuchte alles, um sie von ihrem Vorhaben, das man für unausführbar hielt, zurückzuhalten. Doch die Freudigkeit der Missionare wurde eine Strafpredigerin wider Unglauben und Verzagtheit, und allmälig traten Freunde hervor, die sie möglichst unterstützten; von einigen Staatsräthen wurden sie mit den Worten entlassen: „so gehet denn in GOttes Namen! unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und er selbst war ein Zimmermann oder eines Zimmermanns Sohn.“ Auch auf der Seereise, welche sie am 8. October 1732 antraten, hatten sie wegen ihres Unternehmens anfangs manchen Spott zu erleiden, während andere sie bemitleideten. Ihr Betragen aber gewann ihnen nach und nach die Liebe des Schiffsvolkes, so daß sie mit Freundlichkeit behandelt wurden.

Am 14. Dezember 1732 betraten sie die Insel. Noch rathlos, was sie thun sollten, empfingen sie die Einladung eines Pflanzers, in sein Haus zu kommen; an demselben Tag begannen sie auch sogleich ihre Missionsarbeit; sie suchten den Bruder und die Schwester jenes Negers in Kopenhagen auf, lasen dessen Brief vor und versicherten sie: „auch euch hat JEsus die Seligkeit erworben und wir sind hieher gekommen, euch dieses bekannt zu machen.“ Freudiges Händeklatschen war die Antwort der Neger auf diese Predigt. Bisher hatten sie gemeint, nur für die Weißen sei JEsus Christus in die Welt gekommen, für die Schwarzen aber gebe es keine Erlösung. Das war ein verheißungsvoller Anfang; den Brüdern wuchs darüber Freudigkeit und Muth und gerne hätten sie täglich das Netz ausgeworfen, aber nur Samstags und Sonntags konnten sie den Negern nahe kommen. Theils einzeln, theils

in größerer Anzahl kamen die Neger zu ihnen, um das Wort GOttes zu hören, und bereits zeigten sich bei Manchen Keime des göttlichen Lebens. So hatten die Beiden sechzehn Wochen treulich mit einander gearbeitet, da mußte Nitschmann, der von Anfang an nicht lange bleiben sollte, heimkehren. Noch einmal versammelte er sein kleines Negerhäuflein und ermahnte sie zur Treue gegen den HErrn, den er ihnen geprediget habe. Betend nahm er Abschied.

Der zurückbleibende Dober erwarb sich nun seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er die Aufsicht über das Haus des Gouverneurs, später die über eine kleine Pflanzung übernahm, ohne aber seinen Hauptzweck, die Bekehrung der Heiden aus dem Auge zu verlieren. Seinem großen Eifer entsprach freilich der Erfolg nur wenig; nur ein Neger schloß sich den drei Erweckten an, auch war die Zeit seines Bleibens nicht mehr lange. Als im Juni 1734 weitere Hülfe aus der Heimath kam, wurde er zugleich abberufen. Mag auch der äußere Erfolg seiner Arbeit gering scheinen, sein Beruf war, den Weg zu bereiten, auf welchem seine Nachfolger sicheren und festen Schrittes weitergehen konnten.

Jedoch wurde das Werk Dobers auf St. Thomas nicht in gleicher Weise fortgesetzt. Die hiezu entsendeten Brüder starben theils nach kurzer Zeit, theils zogen sie auf die Insel St. Croix. Erst zwei Jahre später 1736 kam Friedrich Martin, der eigentliche Begründer dieser Mission, auf dem verlassenen Arbeitsfeld an. Zunächst sammelte er die von Dober angeregten Neger um sich. Dann aber schickte er sich an, seine Arbeit unter den Negern auf der Compagnieplantage zu beginnen. Auf dem Weg dorthin begegnet ihm ein junger Neger; „willst du," fragt ihn Martin, „deinen Heiland kennen lernen, der als das Lamm GOttes die Sünden der Welt getragen hat?" „Sehr gerne," antwortet der Neger, und zum Zeichen seiner Dankbarkeit bot er dem Missionar zwei Hühner an, seine ganze Habe. So hatte ihm der HErr selbst eine offene Thüre gegeben, und erfreut und gehoben durch solche Erfahrung konnte

Martin den ersten Gottesdienst mit den Negern halten. Einem Manne von solchem Eifer wie Martin war es nicht möglich, seine Wirksamkeit auf enge Grenzen zu beschränken. Auf der ganzen Insel zog er von Plantage zu Plantage und weckte durch seine hinreißende Beredsamkeit immer größere Aufmerksamkeit; die ihn hörten, erzählten es Andern, so daß sich das angezündete Feuer über die ganze Insel ausbreitete. Und wie erquickend war es wieder für den Missionar, wenn er z. B. einen Neger beten hörte: „Lieber HErr, gib mir ein reines Herz; laß doch das Böse von mir bleiben, gib mir Gnade, daß ich verstehen lerne, was dir lieb ist."

Nun aber fingen die Pflanzer an besorgt zu werden, wenn die Neger klüger und die Negerinnen keuscher würden; sie nahmen darum den Negern ihre Bücher weg und verbrannten sie, und dem Befehl, die Missionare zu meiden, gaben furchtbare Peitschenhiebe besondern Nachdruck. Ja man ging mit dem Plan um, die Mission gänzlich zu vernichten und scheute vor keinem auch noch so schlechten Mittel zurück. Aber die Neger ließen sich durch keine Drohung und keine Härte von ihren Lehrern abhalten. Zu den täglichen Abendstunden kamen viele einen weiten Weg in dunkler Nacht, ungeachtet ihrer anhaltenden Arbeit am Tage, und diese Unterredungen verzogen sich oft bis Mitternacht. Und so wenig vermochten Mißhandlungen die Neger vom Besuch dieser Versammlungen zurückzuhalten, daß, als eine Negerin zweimal harte Schläge blos zur Abschreckung erduldet hatte, gerade das für sie der Anlaß wurde, zu kommen.

Am 30. September 1736 wurden die ersten drei Neger in JEsu Tod getauft; bis Ende des Jahres 1738 war die Zahl der Gemeindeglieder, einschließlich der im Taufunterricht befindlichen, auf 400 gestiegen. Die Gemeinde wurde eingerichtet, Nationalgehülfen bestellt, Ehen eingesegnet, die Sacramente gespendet, aber auch mit großem Ernste Kirchenzucht geübt, so daß alle, welche noch in offenbaren Fleischeswerken lebten oder sonst Anstoß und Aergerniß gaben, von der Ge-

meinde ausgeschlossen wurden. Um diese Zeit kamen die Missionare auch in den Besitz einer eigenen kleinen Plantage, und weil von dem Berge, auf dem die Gebäude standen, die Gemeinde durch den Schall einer Posaune zu den Gottesdiensten berufen werden konnte, wurde sie Posaunenberg (später Neuherrnhut) genannt.

Gerade aber als alles sich so lieblich zu gestalten begann, brach wider die Brüder ein Sturm los, der den jungen Baum der Mission zu entwurzeln drohte. Zuerst bestritt man die Vollmacht Martins, die Sacramente zu spenden, Ehen einzusegnen u. s. w., dann wurde der Unterricht der Neger als ungenügend angegriffen, und sämmtliche getauften Neger einer strengen Prüfung unterworfen; die Missionare wurden sogar der Mitwissenschaft eines Diebstahls angeklagt und, weil sie den von ihnen geforderten Eid nicht ablegten, gefangen gesetzt.

Doch plötzlich trat ein Ereigniß ein, welches den Dingen auf St. Thomas eine unerwartete Wendung gab. Ohne von diesen Vorfällen etwas zu wissen, landete im Januar 1739 Graf Zinsendorf und auf seine Bitte wurden die Gefangenen sofort freigegeben, ohne daß die Rückkehr in's Gefängniß ihnen je wieder zugemuthet worden wäre. Durch diesen Besuch kam neues Leben in die Mission; die Streitigkeiten mit dem Gouverneur wurden beigelegt, mit den Missionsarbeitern Conferenzen gehalten, in denen das Beste der Gemeinde berathen wurde; fast kein Tag verging, an dem nicht Negerversammlungen gehalten wurden. Es wurde nöthig, auch an andern Orten der Insel Missionsstationen zu errichten, welche von den mit dem Grafen gekommenen Missionaren besetzt wurden; fröhlich lebte nach dieser schweren Drangsalszeit die Mission auf. Jeden Samstag und Sonntag zogen 16 Neger, je zwei und zwei auf der Insel umher und verkündigten das Evangelium den Negern. Im Jahre 1740 kam ein neuer eifriger Arbeiter, Namens Israel, dem Missionar Martin zu Hülfe; in dieser Zeit schreiben sie: „es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen und um Gnade schreien und weinen.

Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busch, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen, daß der Heiland ihn von seinen Sünden mit seinem Blute reinigen wolle. Wir haben nun keine Schulneger mehr, die sich gut dünken, weil sie etwas lernen, sondern die jetzt kommen, fühlen sich verloren und kommen, weil sie so schlecht sind und die Gnade und Hülfe des Heilands brauchen." So ging das Werk ungehindert vorwärts, obgleich es nie an Neckereien und Bosheiten fehlte. Allmälig sahen die Pflanzer doch ein, daß die Mission nur ihrem eigenen Vortheil diente, da die Bekehrten die treuesten, fleißigsten und gehorsamsten Arbeiter waren. Durch zahlreiche Nationalgehülfen erweiterte sich die Mission immer mehr und wurde auch auf den benachbarten Inseln St. Croix und St. Jan begonnen, wie auch im Jahre 1756 auf der Insel Antigua; jedoch war gerade hier der Anfang sehr klein und wenig versprechend, da die Weißen überaus feindlich, die Neger aber gleichgültig waren. Von desto größerem Segen war die Arbeit des Missionars Braun, der 1769 dahin kam. Von 14 Seelen wuchs seine Gemeinde in 2 Jahren auf 139, und seit einem großen Orkan im Jahre 1772 verbreitete sich eine Erweckung über die ganze Insel. Eine Zeit lang wurden an jedem Bettag 30—50 Neger getauft, und willig boten sie die Hand zur Erbauung von Kirchen und Wohnhäusern. Wenn sie Abends zur Versammlung kamen, brachte jeder einen Stein mit; Maurer und Zimmerleute verrichteten die Bauarbeiten in den Freistunden und andere speisten sie in dieser Zeit. Selbst bei Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen enthielten.

Eigenthümliche Prüfungen gab es freilich fortwährend durchzumachen; das Klima dieser Inseln forderte immer neue Opfer, so daß im Verlauf von 100 Jahren 185 Personen, die im Dienst der Mission standen, dort gestorben sind. Durch Orkane wurden bald große Verheerungen angerichtet, daß Kirchen und Häuser einstürzten; bald drückte Mißwachs und

Hungersnoth, bald wurde das Wirken der Missionare aufgehalten durch die Grausamkeit und Lasterhaftigkeit mancher Pflanzer oder die Empörungen unbekehrter Sclaven. Aber dennoch war der Mission eine offene Thüre gegeben, so daß nach 100 Jahren durch ihren Dienst mehr denn 31,000 Neger getauft waren. Im Jahre 1866 waren auf den 4 Inseln: St. Thomas, St. Jan, St. Croix und Antigua zusammen 16 Missionsstationen mit 40 Missionsgeschwistern, und standen 13,000 Personen in ihrer geistlichen Pflege.

Der HErr aber gebe seinem heiligen Worte daheim und draußen überall eine offene Thüre und schließe ihm Aller Herzen auf, damit es auch vollbringe, wozu es gesandt ist, und seine Kraft beweise, die Kraft selig zu machen Alle, die daran glauben. Amen.

13.

Westindien II.

Jes. 54, 2. 3. Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel feste. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken.

An diese Worte der heiligen Schrift werden wir erinnert, wenn wir auf die Erfolge blicken, von welchen die Mission unter den Negern auf der zu Westindien gehörigen Insel Jamaika begleitet war. Denn dort fand die Predigt des Evangeliums, wenn auch nicht gleich am Anfang, doch späterhin einen Eingang, wie man ihn weder voraussehen, noch erwarten konnte. Davon laßt uns denn heute einiges hören.

Jamaika ist eine der schönsten Inseln Westindiens und hat bei einer Länge von 80 Stunden und einer Breite von 26 Stunden im Ganzen etwa 250 Geviertmeilen. Ihre Oberfläche, von unregelmäßig umhergeworfenen Felsmassen gebildet, ist reich an den schönsten entzückendsten Landschaften, so daß alle Reisenden, woher sie auch kommen mögen, gerne der Schilderung ihres Entdeckers Columbus beistimmen, welcher von ihr sagt: „diese Länder sind so viel schöner und angenehmer als alle andern, als die Sonne den Mond an Glanz übertrifft.“ Aber Jahrhunderte lang bildete der sittliche und gesellige Zustand seiner buntfarbigen Einwohner einen schroffen und schmerzlichen Gegensatz gegen ihre Naturschönheit. Denn die Neger zeigten hier in ganz besonders greller Weise ihren afrikanischen Aberglauben. Anderer Greuel nicht zu gedenken dienten sie besonders den Zaubermächten des Obia und Mayal.

Um einen Dieb zu entdecken, setzte der Obiamann eine Schale von Cocos mit bunten Lumpen, Katzenzähnen, Papageifedern, Krötenfüßen u. s. w. vor dessen Hütte; um ein Gut zu schützen, hing man dieses gräuliche Gemisch in seiner Nähe auf. Tod war meistens das Loos des Unglücklichen, gegen den der Zauber gerichtet war. Auch der Schatten eines Menschen wurde in einem kleinen Sarg gefangen, worauf er sterben sollte. Der Mayalmann war ein Zauberarzt, der durch Tränke, wilde Tänze u. s. w. betäubte, durch andere Mittel wieder aufweckte und dann Glasscherben, Schlangen, Gewürm u. a. aus der Haut der Kranken zog. Diese Mayalmänner bildeten eine geheime Brüderschaft, welche ihr Geheimniß der Bosheit streng bewahrten. Früher schon war auf Jamaika die englische Kirche von Staatswegen gepflanzt worden, aber für die armen Neger geschah so gut wie nichts. Verlangte ein Pflanzer, es möchten seine Sclaven getauft werden, so geschah das wohl, aber daß dieselben zuvor unterrichtet wurden, davon war keine Rede. „Ich hörte da," sagte ein Neger über eine solche Taufe, „etwas von GOtt murmeln und meinte, das sei wohl der Pfarrer im langen Rock." Wenn diese Taufe sonst nichts bewirkte, so glaubten doch manche der armen Neger sich hinfort gegen Zauberei geschützt.

Eine Aenderung hierin fand erst statt, als auf die Bitte zweier Pflanzer der Missionar Caries mit zwei Begleitern von der Brüdergemeinde in Herrnhut 1754 dorthin gesendet wurden. Die beiden Pflanzer bauten auf dem der Mission geschenkten Grundstück, Carmel genannt, ein Wohnhaus und eine Negerkirche. Die Neger fanden sich so häufig ein, daß nach einem Jahre schon 800 Zuhörer und darunter 26 Getaufte gezählt wurden. Bald baten auch andere Pflanzer um Unterricht für ihre Neger, und auch die Weißen drängten sich so zahlreich zu diesen Vorträgen, daß Caries ihnen besondere Vorträge halten mußte. In diesem blühenden Zustand blieb die Mission mehrere Jahre, so daß an 5 Orten regelmäßig gepredigt wurde. Als aber weitere Missionare nachkamen und eine strengere Disciplin

einführten, wurde der Erfolg geschwächt; die Getauften verloren das Vertrauen und die Ungetauften wurden von den Predigten abgeschreckt. Ueberhaupt zeigte sich die Mission nicht so kräftig wie an andern Orten, so daß Missionar Lang, nachdem die Brüder schon 55 Jahre gearbeitet hatten, klagte: „o Jamaika, todt wie Stein, ja hart wie ein Diamant für alles, was göttlich ist, meinest du, der Ewige werde seine Gesetze um deines Lasterlebens willen ändern müssen? Auch nicht Eine Seele wüßte ich zu nennen, von der ich in Wahrheit sagen könnte, daß sie von einem Funken der Gnade gerührt gewesen. Warum wir hier sind? Ich weiß es nicht; dennoch wollen wir nicht verzweifeln, der Vater ist ja größer als Alle.“ Und das Vertrauen der Missionare wurde nicht zu Schanden. Vom Jahre 1814 an regte es sich unter den Todtengebeinen; ein lebhaftes Verlangen nach dem Evangelium war zu spüren, so daß die Neger selbst durch Mißhandlungen sich nicht vom Besuch der Versammlungen abhalten ließen. Sie äußerten: „morgen früh werden wir alle wegen unsres Besuches bestraft, das wissen wir; aber wir kommen doch, und wenn uns der Aufseher auch todtschlagen ließe.“ Denn mit dem Erwachen des religiösen Lebens erwachte auch der Haß des Unglaubens und der Sittenlosigkeit. Es schien oft, als ob die weißen Dränger mit ihren Versuchungen gerade den Seelen am meisten zusetzten, welche dem allgemeinen Verderben bereits entronnen waren. Wenn die Neger ihre Weihnachtsfeiertage statt mit unzüchtigen Tänzen und Trinkgelagen mit Kirchenbesuch begingen, wurde ihnen jeder fernere Gang zum Missionar verboten und jeder Ungehorsam grausam bestraft.

Mittlerweile waren noch andere Missionsgesellschaften in den Kampf gegen die Gottlosigkeit Jamaikas eingetreten. Als der Methodistenprediger Coke nach Kingston kam, fing er sofort an, in befreundeten Häusern, bald auch in einem Conzertsaal zu predigen, und zwar predigte er laut gegen die herrschenden Sünden. Sofort regte sich auch der Haß, doch er kümmerte sich nicht darum; bald war eine große Kapelle gebaut und

das gute Werk breitete sich immer weiter aus, auch nachdem Coke die Insel verlassen hatte. Die Feinde wußten es durchzusetzen, daß die Neger von den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen wurden und den Missionaren bei schwerer Strafe verboten ward, Neger im Worte GOttes zu unterrichten. Glücklicher Weise wurde dieses Gesetz von der Regierung von England verworfen, ein Sieg, der unter Negern und Missionsfreunden große Freude verursachte.

Eine große Thätigkeit entwickelten ferner die Missionare der Baptistengesellschaft, welche 1813 nach Jamaika kamen. Aber auch hier blieben die Verfolgungen nicht aus; in Spanisch-Town wollte man Missionar Godden in seinem Bette verbrennen. Er entkam zwar, aber sein Haus brannte nieder. Eine Negerin, die löschen half, rief endlich erschöpft: „wo ist mein Lehrer?" und als sie fälschlich berichtet wurde, er sei in seinem Bette verbrannt, sank sie zu Boden und gab den Geist auf. In ihrem Haß thaten die Feinde alles, um den Missionaren das Leben zu verbittern; von den ärgsten in den Zeitungen und öffentlichen Versammlungen laut werdenden Angriffen bis zu den kleinlichsten Quälereien ließen sie nichts unversucht. So wurde Missionar Coke beschuldigt, er habe zu Hause einen Diebstahl begangen und, um der Strafe zu entgehen, sich nach Amerika geflüchtet. Verschiedene Male wurde Missionar Burchell vor Gericht gefordert; bald hieß es, er müsse zur Taufe von Negern die Erlaubniß ihrer Eigenthümer haben, bald wieder, der Hauptzweck der Mission sei Gelderpressung bei jeder Gelegenheit und unter den schmählichsten Vorwänden, oder sie stifteten die äußerste Verarmung und lauter Elend und Unzufriedenheit unter den ihrem Einfluß preisgegebenen Sclaven. Doch trotz aller gegen die Missionare gerichteten Feindseligkeiten und Verläumdungen wurde der Zulauf zur Mission immer größer; Stationen auf Stationen mußten errichtet werden. Früh um 1 Uhr, um 2, 3, 4 Uhr je nach ihrer Entfernung machten sich die Neger auf, um bei dem Morgengebet um 6 Uhr zu erscheinen. Nach demselben blieben

viele in der Kirche bis zum nächsten Gottesdienst, um nicht, wenn sie hinausgingen, ihren Platz zu verlieren. Als Missionar Burchell nach einer Reise nach England wieder nach Falmouth kam, wurde er von Hunderten von Negern mit entzückter Freude begrüßt, unter denen auch ein Weib zu ihm kam mit den Worten: ‚Gut Massa, ich sehr froh, Sie zu sehen; mich gar zu froh, mich kommen, um Massa meine Familie zu zeigen;‘ worauf sie ihm über hundert Neger vorstellte mit den Worten: ‚Mich noch mehr haben, mich am Sonntag zeigen.‘ Diese Frau besaß eine sehr gute Kenntniß des Evangeliums und reiste von Ort zu Ort herum, wodurch sie nach ihrem Ausdruck über zweihundert arme Sünder ‚auffing.‘

Aber auch die Neger selbst mußten wegen ihres Glaubens viel leiden. Auf manchen Pflanzungen trieb man am Sonntag die Sclaven auf's Feld, um sie vom Gottesdienst abzuhalten; Viele erlitten Streiche, Andere Gefängniß und Stock am Samstag Abend und Sonntag; ja es wurde christlichen Negern sogar die Freiheit angeboten, wenn sie das Christenthum aufgeben wollten; aber nicht Einer ließ sich bereden. Ein Pflanzer drohte mit ausgesuchter Strafe, wenn sich ein Neger beim Beten betreten ließe. Als er nun einige auf den Knien fand, erklärte er, er wolle ihnen das Knien schon verleiden, und befahl, sie müßten mehrere Tage all' ihre Feld- und Hausarbeiten kniend verrichten. Und wie benahmen sich die Neger gegen ihre Quäler? ‚Nie,‘ sagt ein Missionar, der über 20 Jahre in Jamaika lebte, ‚habe ich aus dem Munde eines Negerchristen, selbst wenn ihn der heftige Schmerz kaum ertragener Mißhandlungen quälte, auch nur ein Wort gehört, das auf Wiedervergeltung hindeutete. Im Gegentheil sah ich sie oft ihre Augen gen Himmel erheben und um Gnade für ihre Verfolger beten.‘ Ihre Sprache war: ‚Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.‘ Nur das setzten sie oft hinzu: ‚Buckra (der Weiße) hat seinen GOtt in England gelassen, und Teufel in Jamaika ihn anstiften, alles dieses Böse zu thun. Armer Mann! ihm Auge blind, ihm Herz hart; aber wenn

Gott ihm Augen öffnen und Herz rühren, er traurig und nicht mehr verfolgen.'

Unterdessen waren die Grausamkeiten, welche mehrere Negerchristen erlitten, der Ausgangspunkt für eine steigende Entrüstung in England nicht blos gegen den Sclavenhandel, sondern gegen die Sclaverei überhaupt. Das wurde denn auch in Jamaika bekannt, und während die Pflanzer fest entschlossen waren, ihre Sclaven nicht frei zu geben, faßten die Neger den Plan, bei erster Gelegenheit das Joch ihrer gehaßten Unterdrücker abzuwerfen. An Weihnachten 1831 verbreitete sich überall das Gerücht, der König habe „die Freiheitspapiere" ergehen lassen, und am Abend des 2. Feiertags brach der Negeraufstand aus; an hunderttausend Schwarze weigerten sich der Dienstarbeit, und tolle Schaaren „des Hundelebens müde" zogen sengend und brennend durch's Land; auf der ganzen Nordseite der Insel sah man die Flammenzeichen aufsteigen, wohin man schaute. Und doch zeigte sich auch hier schon der besänftigende Einfluß des Christenthums. Leicht hätte man die vereinzelten Weißen tödten können, wie bei früheren Aufständen geschah; statt dessen ließ man sie entrinnen, so daß trotz der aufgeregten Leidenschaften keine 10 Mordthaten vorfielen.

Hätten nur auch die Weißen ähnliche Mäßigung geübt wie die Schwarzen! Statt dessen wurde nach dem leichten Sieg über die ungeordneten Negerhaufen Kriegsrecht verhängt und schrecklich gewüthet nicht blos gegen die Europäer, sondern gegen alle, welche nicht zur Arbeit gekommen waren. Ganze Wagenladungen von Gefangenen wurden auf die verwüsteten Pflanzungen geführt und dort gehenkt. Bei dieser Gelegenheit hoffte man auch, der verhaßten Missionare sich entledigen zu können; sie wurden gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt, aber obgleich man theils durch Bestechung, theils durch Drohungen und Gewalt falsche Zeugen gegen sie gewonnen hatte, kam doch ihre Unschuld allezeit an den Tag. Aber 18 Missionskirchen und -Kapellen waren von den Weißen niedergerissen worden, und es währte mehrere Monate, bis die

Gottesdienste wieder eingerichtet und die Missionsarbeit wieder aufgenommen werden konnte. Nach dieser Enttäuschung wartete der Neger ein hartes Joch; die Pflanzer brachten die versäumte Arbeit mit Wucher herein. Viele Sclaven wollten nun auch nichts mehr vom Glauben wissen, nachdem er ihnen die erwartete Freiheit nicht gebracht hatte. Jedoch die Freunde der Neger in England regten sich in solcher Weise, daß endlich die Befreiung der Neger beschlossen wurde, in der Art, daß derselben eine Vorbereitungszeit von 4 und 6 Jahren vorhergehen sollte. Am 1. August 1834 wurde es verkündigt, und es war ein großes Gefühl, die Stunde zu feiern, die 800,000 Seelen von der niedrigen Stufe des Hausthieres zu dem edlen Rang eines freien Menschen emporhob. Zwar lag die Furcht nahe, es möchten die Neger sich zu einer alle Schranken durchbrechenden Freude fortreißen lassen, und es wendeten die Missionare deßhalb all' ihren Einfluß auf, um das zu verhüten; aber ihre Hoffnung wurde auch nicht beschämt. Kein civilisirtes Volk hätte nach einem unerwarteten Sieg mehr Zartgefühl und Vergessen des Vergangenen beweisen können als diese Sclaven. Kein Blick, keine Geberde, kein Wort war zu sehen oder zu hören, das ihre Gebieter hätte beleidigen können, sondern nur Dankbarkeit, gegenseitiges Glückwünschen und Hoffen auf die Zukunft. Die Neger selbst wollten an diesem Tage nichts von Lustbarkeiten wissen, selbst nichts von solchen, mit welchen sie zu Zeiten das harte Loos der Sclaverei hinwegzutäuschen suchten. Ein heilig stiller Sabbath reiner Freude sollte der Tag sein, an dem von früh bis spät die Gotteshäuser gefüllt waren von Seelen, die sich in Strömen demüthigen Dankes vor GOtt ergossen. „Wir Alle waren froh und dankbar," schreibt ein Neger, „wurde doch die Arbeit nun viel geordneter und erträglicher, und den sonntäglichen Kirchenbesuch durfte hinfort Niemand mehr verbieten. Von den Pflanzungen der grausamsten Herren sah man jetzt ganze Schaaren, auch Alte und Kranke, die sich mühsam fortschleppten, herbeikommen. Wohl suchte man hie und da Hindernisse in den Weg zu legen; denn die

Feindschaft gegen das Evangelium war groß, aber ihre Macht bereits gebrochen. Die Kirche in Carmel füllte sich mit jedem Sonntag mehr an und oft reichte der Raum für die herbeiströmende Menge so wenig aus, daß außerhalb der Kirche noch an verschiedenen Plätzen unter dem Schatten der Bäume zu gleicher Zeit gepredigt wurde." Am 1. August 1838 wurden die Neger ganz frei. Am Abend vorher strömte Alles in die Kirchen und Kapellen, selbst die Spitäler auf den Pflanzungen leerten sich in wunderbarer Weise. Und am frühen Morgen erscholl der Jubelgesang aus jedem Dorfe, und in Procession ging's nun zur Kirche, über der das Kreuzesbanner wehte mit der Inschrift: Durch dieses siegen wir. Es war ein schöner Tag, und den Leuten war es ernst mit ihrem Gelübde, als Freie sich besser zu halten, als es den Sclaven gelungen war, und dem Gott, der sie erlöst, ihren Dank durch die That zu beweisen.

Ueberall nahm nun die Mission einen mächtigen Aufschwung; so zählte die Baptistenmission im Jahre 1839 über 21,000 Getaufte und fast ebensoviele, die sich zu ihr hielten, und 3 Jahre später konnten diese Gemeinden erklären, daß sie einer Unterstützung ihrer Missionsgesellschaft nicht mehr nöthig hätten, sondern für ihre kirchlichen Bedürfnisse die erforderlichen Geldmittel selbst aufbringen wollten. Aehnliche Erfahrungen durften auch die Missionare der andern Gesellschaften machen.

Aber diese außerordentliche Erweckung, welche auf das denkwürdige Jahr 1834 folgte, da die befreiten Neger zur Kirche und Schule strömten und durch außergewöhnliche Anstrengungen für die Rettung Anderer GOtt ihren Dank bezahlten, war allmälig eingeschlafen. Weltliche Interessen traten an die Stelle der geistlichen, wie denn drei Fünftel des Bodenbesitzes nach und nach in die Hände farbiger Eigenthümer übergingen. Die bessere Schulbildung trat weniger in den Dienst Christi als des Mammons; die alten Laster nahmen überhand, die Zahl der Gemeindeglieder verminderte sich hie und da in erschreckender Weise. Das spürten auch die eifrigeren Christen

mit Betrübniß und vereinigten sich daher zum Gebet um die Ausgießung des heil. Geistes. Und ihr Gebet wurde erhört; im Jahre 1856 berichteten die Missionare von erfreulichen Zeichen, im Lauf des Jahres 1859 kamen überall Gebetsversammlungen zu Stande und im September 1860 brach auf der Station Carmel eine Erweckung aus, welche wie ein Feuer sich über die ganze Insel verbreitete. Sie nahm bald die erregbaren Gemüther dermaßen in Anspruch, daß auch die Missionare die ungeheure Bewegung kaum mehr leiten konnten. Weinend, zitternd, ringend umgab sie die wogende Menge der Hülfesuchenden, rohe Sünder stürzten bewußtlos nieder. Der Durst nach Tröstung aus Gottes Wort war allgemein; schreckliche Bekenntnisse offenbarten die Macht der Sünde, herrliche Bekehrungen die überwiegende Macht der Gnade. An Auswüchsen fehlte es freilich nicht; dämonische Kräfte kamen mit in's Spiel, besonders an Orten, wo keine Prediger waren. Wohl an 25,000 Menschen mögen von dieser Erweckung ergriffen worden sein, und ob auch manche Blüthen, die damals zum Vorschein kamen, wieder abgefallen sind, ohne Früchte zu reifen, so sind doch die Meisten wahrhaft bekehrt worden und ein neues Geistesleben ist auf der Insel entstanden. Die nachhaltige Wirkung dieser Erweckung zeigt sich auch darin, daß sich die Beiträge für kirchliche und Missionszwecke verdoppelt haben. Alle Kirchen haben eine bedeutende Zunahme in der Zahl eifriger Gemeindeglieder erfahren und im Ganzen mögen jetzt auf der Insel 128,000 Negerchristen wohnen.

Wahrlich, des HErrn Wege sind wunderbar! Wer hätte eine solche Umwandlung von Jamaika für möglich gehalten, als die ersten Missionare 1754 den Boden der Insel betraten? Lange standen sie allein, von den Einen verfolgt, von den Andern verlacht, von den Dritten bemitleidet; lange schien ihre Arbeit fast vergeblich; und nun halten sich viel Tausende zur Predigt und Gottes Wort. Ehedem hielt man Eine Kirche für Neger für überflüssig und jetzt sind's mehr denn 200 Kirchen und Kapellen. Ja diese Mission ist ausgebrochen zur

Rechten und zur Linken und mußte den Raum ihrer Hütte weit machen. Der GOtt aber aller Gnaden, der ſich ſo mächtig zu dieſem Werke bekannt hat, bekenne ſich noch weiter zu ihm, daß alle Bewohner dieſer Inſel, Weiße und Schwarze, wie ſie frei ſind von der äußern Sclavenkette, auch innerlich frei werden von der Sclaverei der Sünde durch JEſum Chriſtum, unſern HErrn! Amen.

14.

Capland I.

Röm. 2, 24. Eurethalben wird der Name GOttes gelästert unter den Heiden.

Es ist eine tief betrübende Erscheinung, daß der Christenname in den meisten Heidenländern zuerst durch solche bekannt wird, welche nur den Namen Christen tragen, aber diesem Namen nichts weniger als Ehre machen. So waren es in Westafrika die Sclavenhändler, in Indien und auf den Südseeinseln habsüchtige Kaufleute, in Westindien und Nordamerika ländergierige Einwanderer, welche unter Negern, Hindus und Indianern den Namen Christi zuerst bekannt und zugleich verhaßt machten; ja selbst in solche Gegenden, in welche man wegen des verderblichen Klimas Boten des Evangeliums nicht zu senden wagte, hat die bloße Gewinnsucht Europäer hingeführt, die selbst der größten Todesgefahr sich aussetzen, um vergängliche Schätze sich zu erwerben. So ist es auch im Capland, dem südlichsten Theile Afrikas, mit welchem wir uns heute beschäftigen wollen. Dort ist um der Bedrückungen der eingewanderten Viehhalter (Boers) willen der Name Christi unter Hottentoten und Kaffern verlästert worden; ja nicht blos das, hier fand die Predigt des Evangeliums lange Zeit den erbittertsten Widerstand gerade von Seiten dieser sogenannten Christen, welche kein Mittel unversucht ließen, um das Evangelium von den Eingeborenen ferne zu halten.

Es war im Jahre 1487, als der portugiesische Schiffahrer Bartholomäus Diaz die südlichste Spitze Afrikas entdeckte, welche jetzt den Namen Cap der guten Hoffnung trägt. Anfangs schenkte man diesem Lande keine besondere Aufmerksamkeit;

erſt gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts errichteten die Holländer unter Johann von Riebeeke eine bleibende Niederlaſſung daſelbſt, die Capſtadt. Bald kamen die Eingeborenen der Umgegend behufs Tauſchhandel zu der neuen Niederlaſſung und verkauften Ochſen, Kühe, Schafe u. ſ. w. gegen europäiſche Artikel, unter welchen der Branntwein in kurzer Zeit der beliebteſte war. Riebeeke, der erſte Statthalter, erkannte das Recht der Eingeborenen an Grund und Boden an, indem er Land von ihnen kaufte und den Coloniſten zuwies; auch ſuchte er mit jenen auf gutem Fuße zu ſtehen, und ſchärfte ein geordnetes, friedliches Benehmen in allem Verkehr mit ihnen ſeinen Untergebenen ein. Damals dachte man auch daran, die Eingeborenen mit dem Evangelium bekannt zu machen, aber die Sorge für die äußere Begründung der Colonie ließ die anfangs gehegten Miſſionsgedanken nicht zur Ausführung kommen, und ſpäterhin war es unmöglich, als angelockt durch die reizenden Schilderungen dieſes Landes große Schaaren von Coloniſten aus allerlei Volk ſich über das Capland ergoſſen und mit Liſt und Gewalt die Beſitzungen der bisherigen Bewohner an ſich riſſen. Anfangs kam es denſelben nicht in den Sinn, die Zunahme der Fremdlinge mit Eiferſucht zu betrachten; erſt als die Coloniſten anfingen, durch die ungerechteſten Mittel nicht allein die beſten Weideplätze, ſondern auch die Viehheerden der Eingeborenen ſich anzueignen, wurden ſie gewahr, daß ſie in dieſen Fremdlingen keine Freunde, ſondern habſüchtige Widerſacher gefunden hatten, welche darauf ausgingen, ſie ſelbſt zu Sclaven zu machen. Von nun an entſtand ein ununterbrochener Kampf zwiſchen den Coloniſten und den unglücklichen Stämmen des Landes, der mit ſchonungsloſer Rohheit und Ungerechtigkeit 150 Jahre lang fortgeſetzt wurde und mit der Ausrottung der Ureinwohner geendet hätte, wenn nicht im Jahre 1828 die Hottentoten in ihren Rechten den übrigen Einwohnern ganz gleich geſtellt worden wären.

Das Küſtenland Südafrikas bietet vom Meere aus einen majeſtätiſchen Anblick durch die drei mächtigen Gebirgsmaſſen,

welche in ungeheurer Höhe über einander emporsteigen. Schon der Küstensaum ragt hoch über das umfluthende Meer; dieser Theil des Landes ist fast ganz im Besitz der Colonisten und darum am besten bebaut. Hinter diesem Küstenlande, das zwischen 16 und 24 Stunden breit ist, erhebt sich das Bokkeveld- und Zwarteberg-Gebirge zu einer Höhe von 5000 Fuß; hier findet man nur noch weit zerstreute Bauernhöfe, denn bald kommt man auf die den ganzen Sommer hindurch dürre Karroo-Ebene, als zweite Bergterrasse, über welche das Roggeveld-Gebirge emporragt, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Jenseits desselben liegt die Bergebene des Oranjeflußes, welche sich bis tief in das Innere Afrikas erstreckt.

Dieses Küstenland war von den frühesten Zeiten her von einem Volke bewohnt, welches sich selbst Quaiquae nannte, von den Holländern aber den Namen Hottentoten erhielt; von seinen vielen Stämmen sind nur noch wenige, wie die Buschmänner, Namaquas und Korannas übrig geblieben. Der Anblick dieser Eingeborenen von gelber Hautfarbe, wolligem Haar und aufgeworfenen Lippen wird besonders dadurch widerlich, daß sie ihren Leib mit Thierfett, rother und schwarzer Farbe bestreichen. Ihre Kleidung und Wohnung ist so einfach als möglich; ein mit Fett getränktes Schaffell, Caroß genannt, hängt um die Schultern, ein schmaler Lappen umgürtet die Lenden, rohe Sandalen schützen den Fuß. Der Caroß dient dem Hottentoten zugleich als Lager und Bettdecke. Die Hütten, einem Bienenkorbe ähnlich, werden aus zusammengebundenen Stecken und Baumästen aufgerichtet und mit Fellen, Matten oder Schilf bedeckt. Selten sind sie so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann, und Rauch und Schmutz machen es einem Europäer unmöglich, auch nur kurze Zeit darin zu bleiben. Eine Anzahl solcher im Kreis gestellter Hütten bilden einen Kraal, in dessen Mitte die kleine Viehheerde Nachts eingepfercht wird. Unbekannt mit dem Ackerbau leben die Hottentoten von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden, welche ihren Reichthum bilden. Ihre Religion steht auf niedrigster

Stufe; man findet bei ihnen keine Götzen, keinen Fetischdienst, kaum etliche Opfergebräuche; Gegenstand göttlicher Verehrung ist ihnen nur ein kleines kriechendes Insect, Mantis genannt; indessen haben sie doch ein ziemlich ausgebildetes Gottesbewußtsein und glauben an eine Unsterblichkeit und einen Ort der Seligkeit; über eine Art Seelenwanderung haben sie eine Menge von Sagen. Im Uebrigen zeichnen sie sich aus durch Gastfreundlichkeit und Dienstwilligkeit selbst gegen die holländischen Bauern, und auf ihre Ehrlichkeit konnte man sich unbedingt verlassen. Dagegen aber ist ihre Trägheit so groß, daß sie, um schlafen zu können, lieber einen Tag lang hungern, als daß sie auf die Jagd gehen oder Wurzeln graben möchten. Ihr Hauptfehler jedoch ist die Trunksucht, die besonders durch den von Europa eingeführten Branntwein genährt und gemehrt wurde.

Anfangs wohnten die Hottentoten friedlich in ihren Kraals neben den weißen Einwanderern; aber den nachfolgenden Europäern wurde es schwerer, die Gutmüthigkeit der Eingeborenen zu ihrer Bereicherung zu mißbrauchen. Wollten nun die Hottentoten nicht gutwillig den Anmaßungen der Fremden sich fügen, so wurden sie mit Gewalt gezwungen. Ihrer Habe beraubt, von allen Seiten der Gewalt ihrer Dränger preisgegeben, geriethen die Hottentoten bald unter sich in Uneinigkeit, und während die einen, nun Buschmänner genannt, sich in die Hochgebirge und Wüsten zurückzogen, sanken die andern in Knechtschaft herab. Etwa ein halbes Jahrhundert blieben die Buschmänner in ihren Zufluchtsstätten ungestört; als aber bei der wachsenden Bevölkerung an Knechten und Mägden Mangel eintrat, suchte man die geflüchteten Stämme in ihren Steppen auf. Die Männer, deren Freiheitstrieb unvertilgbar war, wurden ermordet, Weiber und Kinder als Sclaven fortgeführt. Die Verzweiflung gab den Bedrängten bisweilen nicht ohne Erfolg die Waffen wider die Colonisten in die Hand, und diese faßten nun den Entschluß, alle noch übrig gebliebenen Ureinwohner zu Sclaven zu machen oder auszurotten, ja sie wußten sogar

die Regierung dahin zu bringen, daß sie zu solchen Jagden auf die Buschmänner förmliche Befehle ertheilte und Militärcommando's dazu abschickte. Kein Tag ging ohne schändliche Mordthaten vorüber, und die Bauern pflegten zu ihrem Vergnügen, wie auf das Wild des Waldes, Jagdparthien auf die Buschmänner anzustellen, und es für etwas Verdienstliches zu halten, Viele dieser Unglücklichen ermordet zu haben. Kein Wunder ist es da, daß die Buschmänner in wilde rachsüchtige Feinde der Bauern verwandelt wurden, welche erbittert durch die jahrelangen Leiden und Verfolgungen, nur darauf ausgingen, an ihren Feinden Rache zu nehmen. Noch schlimmer vielleicht war das Loos der Hottentoten, welche auf dem väterlichen Boden zurückblieben. Von allen fruchtbaren Stellen des Landes vertrieben, unter Häuptlingen, welche von der Regierung ihnen gesetzt waren und sie bedrückten, blieb ihnen zuletzt nichts anderes mehr übrig, als sich zu Knechten der Bauern herzugeben. Kein Gesetz war vorhanden, das sie vor den rohen und grausamen Mißhandlungen ihrer Meister in Schutz nahm, die keinen Anstand nahmen, ihren Knechten Hände und Füße abzuhauen. Ja so sehr waren die Hottentoten von den Bauern verachtet und den Thieren gleichgestellt, daß selbst an manchen Kirchthüren angeschrieben war: „kein Hottentote und kein Hund darf hereintreten." So schmolz diese ganze Nation durch Schuld der Christen von ungefähr 200,000 auf 40,000 Seelen zusammen, bevor sie noch mit dem Evangelium bekannt gemacht war.

Bei dieser Behandlung, welche die Hottentoten von den Christen erfuhren, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die ersten Versuche, das Christenthum unter ihnen einzuführen, vergeblich waren; war ja der Name Christi durch die Schuld derer, die nach ihm genannt waren, zu sehr verlästert, als daß sie Lust bekommen konnten, zu Christo zu kommen. Es mußte ihnen erst ein wahrhaft gläubiger Christ, der seinen Glauben auch im Wandel bewies, näher treten, ehe sie Achtung vor dem Christennamen haben konnten. Und dieser Mann war Georg Schmidt, welcher von der Brüdergemeinde in Herrnhut

ausgesendet, im Jahre 1737 nach dem Caplande kam. Nach kurzem Aufenthalt in der Capstadt ließ er sich 28 Stunden von derselben entfernt mitten unter den Hottentoten nieder. Alsbald ging er an's Werk sich eine Hütte zu bauen und einen Garten zu graben. Jeden Abend kamen die Hottentoten herbei, ihn zu sehen, und er versuchte, sie mit der Botschaft des Heils bekannt zu machen, wobei der Häuptling Africo sein Dollmetscher war. Gerne hörten ihm die Hottentoten zu und erklärten, sie seien froh, ein solches Wort zu hören; auch zeigte sich bald einige Frucht seiner Arbeit. Aber eben als seine Lage angenehmer und der Segen seiner Wirksamkeit sichtbar wurde, bekam er die Weisung, die Stelle zu verlassen, weil sie zu nahe bei dem holländischen Wachposten sei — wohl aber mehr darum, weil einige benachbarte Colonisten ihn um sein schön bebautes Landstück beneideten und dasselbe an sich zu ziehen beschlossen.

Schmidt verließ nun seine bisherige Wohnstätte und zog 5 Stunden weiter mit einem Häuflein von 18 Hottentoten, die ihn und seine Lehre lieb gewonnen hatten. Hier baute er eine neue Hütte und unterrichtete seine Hottentoten auch im Ackerbau. Indessen hatte seine Schule einen gedeihlichen Fortgang, und unter seinen Schülern zeichnete sich besonders Wilhelm aus, welcher in der Folgezeit sein Gehülfe wurde und seinen Landsleuten bezeugte, er habe aus Erfahrung erkannt, daß das, was der Missionar von Gott dem Heiland sage, vollkommen wahr sei. Auch die beiden Häuptlinge der Gegend, Africo und Kibbodo, wurden zu seiner großen Freude für den Glauben an Christum gewonnen und ihr rechtschaffener Wandel diente zur Förderung des Evangeliums unter ihren Landsleuten. Kaum jedoch war es in der Capstadt bekannt geworden, daß einige Hottentoten getauft seien, so gerieth man darüber in Erstaunen und Unwillen. Die Getauften wurden zur Prüfung in die Capstadt vorgeladen, aber diese fiel zum Erstaunen des Geistlichen, der sie vornahm, so aus, daß es unleugbar war: diese Hottentoten sind nicht blos mit Wasser, sondern

mit dem heil. Geist getauft. Im Jahre 1743 nahm das Häuflein der Bekehrten immer mehr zu; aber bald wußten die zahlreichen Widersacher der Missionsarbeit so große Hindernisse in den Weg zu legen, daß dem Missionar kein anderer Rath mehr übrig blieb, als nach Europa zurückzureisen, um bei der Regierung selbst Abhülfe zu suchen. Unter vielen Thränen ließen ihn die Neubekehrten am 30. October 1743 ziehen, in der Hoffnung, daß er bald wiederkehren werde; aber sie sollten ihn nicht wieder sehen. Alle seine Bemühungen in Holland, die Hindernisse der Missionssache zu heben und die Gestattung für seine Rückkehr wieder zu erhalten, blieben erfolglos. So endete der erste Missionsversuch unter den Hottentoten.

Lange blieben die 47 Getauften beisammen, um auf die Rückkehr ihres Lehrers zu warten, aber endlich zerstreuten sie sich im Lande, und da ihnen der Besuch der Christenkirchen verboten war, dienten sie in der Verborgenheit der Wildniß ihrem Gotte. Nahezu 50 Jahre stand die Mission im Caplande stille; endlich im Jahre 1792 kamen wieder 3 Missionare der Brüdergemeinde in Südafrika an, um unter unerwartet günstigen Umständen das christliche Bekehrungswerk unter den Hottentoten auf's Neue zu beginnen. Sie fanden in der Capstadt einen Verein von 60 Personen, welche sich wöchentlich zweimal versammelten, um sich gemeinschaftlich zu erbauen; von diesen wurden sie herzlich aufgenommen, auch der Statthalter und die Beamten erzeigten ihnen viele Freundlichkeit. Hier hatten sie Gelegenheit auch die Ansichten der Bauern über ihr Vorhaben zu hören. Einige erklärten sie geradezu für wahnsinnig, und Andere ließen es deutlich merken, daß sie Mittel finden würden, sie aus dem Leben zu schaffen, wenn sie den Unterricht der Hottentoten beginnen würden. Doch das konnte sie in ihrem Entschlusse nicht wankend machen. Nach einmonatlichem Aufenthalt in der Capstadt machten sie sich nach Paviankloof im Dezember 1792 auf den Weg, wo sie auf demselben Platze, da Schmidt's Hütte gestanden war, sich niederließen. Bald kamen kleine Schaaren wahrheitssuchender Hottentoten herbei,

um sich neben ihren Lehrern anzusiedeln und eine christliche Missions-Colonie aufzurichten, von welcher das Licht in die Finsterniß des armen Hottentotenvolks hineinleuchten sollte.

Aber bald gab das stille Aufblühen dieser Niederlassung den umherwohnenden holländischen Gutsbesitzern einen neuen Stoff zu bitterem Groll, und ihr Haß wurde nur vermehrt, als die Regierung erklärte, die Missionare dürften in ihrer Arbeit nicht gestört werden. Trotz dieser bestimmten Erklärung wagten die Unterbeamten nicht, sich der Missionare gegen die Bauern anzunehmen, welche es auch an mancherlei Verdächtigungen nicht fehlen ließen. Dennoch kamen die Hottentoten vertrauensvoll herbei und die Missionare durften die Wahrnehmung machen, daß eine bewunderungswürdige Begierde nach Unterricht bei Vielen erwacht war. Am Ende des Jahres 1794 hatte sich bereits die Bevölkerung von Paviaskloof auf mehr denn 200 Seelen vermehrt, und ihre Schulen faßten 30 Männer, 70 Frauen und 70 Kinder in sich. Aber schon im folgenden Jahr brach ein wilder verheerender Strom über die junge Gottespflanzung herein.

Die Nachrichten von der französischen Revolution hatten auch im Caplande die Bauern mit maßlosen Freiheits- und Gleichheitsgedanken erfüllt und gegen alle Obrigkeit als eine der drückendsten menschlichen Erfindungen aufgebracht; und die holländische Regierung vermochte den Uebermuth der Europäer nicht mehr niederzuhalten, der sich besonders gegen die Mission unter den Hottentoten richtete. Zuerst wurde den Missionaren verboten, eine neue Hütte oder auch nur einen Ziegenstall auf dem Platze aufzurichten; nicht lange nachher langte unter dem trügerischen Vorwand, daß sie entlaufene Hottentoten aufnähmen, der Befehl an, daß alle Hottentoten das Dorf verlassen sollten. Da es ihnen leicht war, dieses falsche Vorgeben durch die That zu widerlegen, so wurde dieser Befehl zwar zurückgenommen, aber nur um einen desto grausameren nachfolgen zu lassen. Obgleich nämlich die Bauern jeden fruchtbaren Fußbreit im ganzen Lande umher in Besitz hatten, wurde

doch behauptet, die Viehheerden der Hottentoten in Paviansklooſ hätten ſo zugenommen, daß die Bauern keine Weideplätze mehr finden könnten und es erfolgte ſofort der Befehl, die Hottentoten müßten mit ihren Viehheerden zu ihren frühern Weideplätzen zurückkehren. Dieſe aber, denen am chriſtlichen Unterricht mehr als an ihrem Vieh gelegen war, erklärten, dieſer Forderung nicht nachkommen zu können. „Wir müſſen, ſagten ſie, an einer Stelle uns aufhalten, wo wir täglich Gelegenheit haben, das Wort Gottes zu hören, und können zu unſern alten Wegen nicht mehr zurückkehren.“ Schon hieß es, die Colonie werde ganz aufgehoben und die Miſſionare vertrieben, da wurden die Verleumdungen offenbar, und die Befehle zurückgenommen.

Mitten unter dieſen Drangſalen blieb indeß das Werk Chriſti keineswegs ſtehen; „wir dürfen zu unſrem großen Vergnügen wahrnehmen, ſchrieben damals die Miſſionare, daß gerade unter dieſen Widerwärtigkeiten eine beſondere Erweckung unter dem Volke ſtattfindet. Kaum geht ein Tag vorüber, daß nicht einer oder mehrere Hottentoten zu uns kommen und bisweilen mit vielen Thränen fragen: was ſollen wir thun, daß wir ſelig werden?“ — Da den Bauern der Verſuch, mit Liſt die Gemeinde auseinanderzujagen, mißlungen war, ſo wollten ſie es jetzt mit Gewalt erzwingen, denn ſie könnten es nicht dulden, hieß es, daß die Kinder der Hottentoten klüger werden ſollten als ihre eigenen, und wirklich mußten nicht allein die Hottentoten entlaſſen werden, ſondern die Miſſionare ſelbſt in die Capſtadt fliehen. Aber der Triumph der Feinde war nur von kurzer Dauer. Plötzlich erſchien die engliſche Flotte vor der Capſtadt nach einem Sieg über die holländiſche; der engliſche General Craig nahm im Auguſt 1795 Beſitz von derſelben und 14 Tage ſpäter waren die Miſſionare bereits wieder in Paviansklooſ, wo ſie von den noch zurückgebliebenen Hottentoten mit offenen Armen empfangen wurden. Bis zum Ende dieſes Schreckensjahres war die Gemeinde ſo gewachſen, daß noch im Dezember dieſes Jahres der Grundſtein zur erſten Hottentotenkirche gelegt werden konnte.

Sieben Jahre nun beschützte die englische Regierung die Mission auf's Kräftigste, und unterdrückte die Versuche der Bauern, welche dagegen gerichtet waren, schon im Entstehen. Waren die Bekehrungen unter den Hottentoten bis dahin nur vereinzelte Erscheinungen gewesen, welche freilich auch schon Eindruck machen mußten, so kam nun als zweites noch größeres Wunder ein förmliches christliches Gemeindeleben in Paviaus-kloof, später Gnadenthal genannt, hinzu. Die früheren, niedrigen, bienenkorbähnlichen Hütten, der Schmutz, die Trägheit und Fahrlässigkeit verschwanden; reinliche Wohnhäuser erhoben sich, wohlbestellte Aecker lagen um das fleißige, betriebsame Dörflein von 600 Hottentoten. Unter Anleitung der Missionare entstand eine Messerfabrik, eine Schmiede, eine Kornmühle u. s. w., alles überragt von der Kirche, die schon zwei Jahre nach ihrer Gründung hatte erweitert und für 800—1000 Zuhörer eingerichtet werden müssen. Die Augen der Weißen im Caplande nicht weniger als der Schwarzen konnten über diese Wirkungen des Evangeliums nur staunen; und so weit verbreitete sich der Ruf dessen, was GOtt hier gethan, daß 1799 zwei Buschmannshäuptlinge über 200 Stunden weit vom Zackfluße nach der Capstadt kamen und um solche Lehrer baten.

Und sehen wir auf den jetzigen Stand, der unter so schweren Umständen begonnenen Mission, so hat allein die Brüdergemeinde 12 Stationen mit ungefähr 9000 Getauften und Taufbewerbern, während im ganzen Lande weit über 100 Missionsstationen entstanden sind, obgleich auch jetzt noch der Feinde des Evangeliums genug sich finden. GOtt aber sei gelobt, daß er, obgleich sein Name durch Christen unter den Heiden verlästert wurde, dennoch seinem Worte Eingang und Sieg gegeben hat in den Herzen der Hottentoten. Amen.

15.

Caplaud II.

Jeſ. 40, 31. Die auf den HErrn harren, kriegen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie die Adler, daß ſie laufen und nicht matt werden, daß ſie wandeln und nicht müde werden.

Die ſoeben angeführten Worte des Propheten Jeſajas finden eine merkwürdige Beſtätigung in einem Miſſionar des Caplandes, der ſchon dem Greiſenalter nahe in die Arbeit der Miſſion eintrat und unter ſchweren Leiden und großen Mühſeligkeiten 13 Jahre lang das Evangelium unter den Hottentotten verkündigte. Es war Theodoſius van der Kemp. Dieſer merkwürdige Mann war zuerſt holländiſcher Offizier und hatte Ausſichten auf die glänzendſten Beförderungen, fröhnte aber ſo ſehr dem frechſten Unglauben und aller Zügelloſigkeit, daß ſein Vater, ein Prediger in Rotterdam, zum Theil aus Gram darüber ſtarb. Bald aber verließ er den Militärdienſt, widmete ſich der Arzneikunde und lebte als Arzt in Middelburg. Dort nun fand ihn die Hand GOttes; bei einer Luſtfahrt auf dem Fluße ertrank ſeine Gattin und ſein einziges Kind vor ſeinen Augen, während er ſelbſt nur mit genauer Noth gerettet wurde. Das brach ſein ſtolzes Herz; zum erſten Mal wieder nach vielen Jahren ging er in die Kirche, ſchloß ſich dort den Communikanten an, und als er begann, die heil. Schrift mit Ernſt zu leſen, ging Licht auf Licht in ſeiner Seele auf; er fand keine Ruhe, bis er unter heftigen Kämpfen zum lebendigen Glauben durchgedrungen war. Die erfahrene Kraft der Liebe JEſu erzeugte in ihm einen brennenden Miſſionseifer, und als ihm einige Jahre ſpäter ein Aufruf der londoner Miſſionsgeſellſchaft

in die Hände kam, bot er sich, obgleich schon über 50 Jahre alt, als Missionar für Südafrika an. Mit drei Gefährten segelte er Dezember 1798 nach dem Caplande ab und legte schon unterwegs an Verbrechern, welche sein Schiff nach Australien führte, Proben seiner Missionsgeschicklichkeit ab.

Am 31. März landete van der Kemp in der Capstadt, aber es ließ ihn nicht lange da; er zog zuerst in's Kaffernland; vergebens suchte man ihn davon abzuhalten, indem man die wilde Erbitterung der Kaffern gegen die Weißen mit grellen Farben schilderte. Allein van der Kemp mit seinen Gefährten erklärte, wenn der Kaffernkönig Geika ihnen den Zutritt zu seinem Lande gestatte, so achten sie ihr Leben nicht theuer, um dem Gebot ihres himmlischen Königs zu gehorchen, der sie bisher auf die wundervollste Weise in jeder Gefahr erhalten habe. Lange zögerte Geika, endlich gab er die Erlaubniß zum Aufenthalt. Hier in der Einsamkeit dichter Urwälder, in Gefahren unter Heiden und Mördern, unter Dieben und Räubern, die ihm sein Zelt ausstahlen, ließ sich der erste Gesandte Christi unter dem wilden Kaffernvolk nieder und blieb, auch nachdem sein Begleiter, den Muth verlierend, ihn verlassen hatte; aber die immer mehr sich steigernden Gefahren eines Kriegs zwischen den Kaffern und benachbarten Colonisten nöthigten ihn, nach beinahe 16 Monaten das Kaffernland zu verlassen. Mit einer kleinen Schaar von Hottentoten, die sich um ihn gesammelt hatte, zog er sich nach Graaf Reinet zurück, wo bereits zwei neue Missionare ihn erwarteten. Kaum aber hatten sie hier angefangen, die Hottentoten zu unterrichten, als der Zorn der Colonisten so sehr stieg, daß sie den Ort in bewaffneten Haufen überfielen, indem sie der Regierung vorwarfen, man wolle die Hottentoten ihnen gleichstellen. Dieser Sturm trieb van der Kemp auf einige Zeit wieder in's Kaffernland, weßhalb man ihn sofort verdächtigte, er habe die Kaffern zu einem Einfall in die Colonie reizen wollen; doch er ließ sich dadurch nicht irre machen. In ihm fanden die Colonisten einen Bekämpfer ihrer Sclaverei, an welchem alle ihre gröberen oder feineren

Kriegsmittel, die sie sonst mit Erfolg anzuwenden pflegten, stumpf und matt wurden. Deßhalb blieb er auch fortwährend ein Gegenstand wie der Furcht seiner Feinde, so ihres Grimms und ihrer Verleumdung. Nun versprach der englische Statthalter dem bedrängten Missionar Grund und Boden zur Errichtung einer eigenen Missionsanstalt, und im Frühjahr 1801 wurde auch eine neue Station an der Algoa-Bai von van der Kemp und seinem Gefährten, Missionar Read, gegründet, wo sich auch bald 300 Hottentoten gesammelt hatten. Als aber im folgenden Jahre die Capcolonie den Holländern zurückgegeben wurde, schaarten sich Kaffern, Hottentoten und Colonisten wetteifernd zusammen, um die Missionsniederlassung von Grund aus zu zerstören. Obschon widerstrebend, suchte van der Kemp mit seinem Gemeinlein Schutz in dem benachbarten Fort Frederik.

Der neue holländische Statthalter Janſen war ein früherer Schul- und Kriegskamerad van der Kemps, welcher ihm auch sofort einen Besuch in der Algoa-Bai machte, aber kein Schutzherr für das junge Missionsfeld wurde, weil er den aufrührerischen Geist der Colonisten fürchtete, und darum auch das Gedeihen des Missionswerkes durch eine Reihe unchristlicher Verordnungen zu hemmen suchte. Doch gestattete er zunächst der um van der Kemp gesammelten Hottentotengemeinde eine eigene Niederlassung, überließ aber den Colonisten die Auswahl des Platzes, welche eine ganz unfruchtbare, wasserarme Strecke, eine weite Ebene mit kahlem, hartgetretenen Boden, fast ohne Baum, ja selbst ohne Busch und ohne genügendes Trinkwasser aussuchten, um so von vorneherein das ganze Unternehmen zu unterdrücken. Doch van der Kemp fing im Glauben an, den dürren Boden umzugraben, und so dürftig auch der Ertrag des unfruchtbaren Landes, so schwer auch die Noth wegen öfteren Mangels des Brodes im Anfang war, so stand doch bald in Mitte der 50 kleinen Hütten ein Kirchlein, freilich nur aus Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt, und je dürftiger die äußern Umstände, desto ermuthigender und wahrhaft staunens-

werth waren die Beweise des göttlichen Segens auf diesem Missionsfelde. Selbst Kaffern kamen nach Bethelsdorp — denn so hieß die Niederlassung — zum Besuch, und zwei mächtige Häuptlinge brachten dem Missionare ihre Söhne zur Erziehung.

Doch der Haß der Colonisten ließ nicht nach; immer wieder wiesen sie auf die in Bethelsdorp herrschende Noth hin, deren Urheber sie selbst waren, und verlangten, die Hottentoten müßten von Bethelsdorp weg in die Dienste der Bauern gewiesen werden. So wurden denn die beiden Missionare van der Kemp und Read 1805 aufgefordert, sich selbst in der Capstadt zu verantworten und mußten hier 9 Monate bleiben, ohne daß ihre Sache untersucht worden wäre oder sie die Erlaubniß zur Rückkehr erlangt hätten. Da verkaufte eine edle Wittwe, Frau von Schmidt, ihre Habe und zog, obgleich schon 55 Jahre alt, die 260 Stunden nach Bethelsdorp, hielt Schule, machte Hausbesuche und suchte nach Möglichkeit der verwaisten Gemeinde ihre geistlichen Väter zu ersetzen. Mitten in dieser peinlichen Noth durften die harrenden und betenden Dulder eine große Erfahrung von der zur rechten Stunde eingreifenden Hand GOttes machen: am 4. Januar 1806 erschien plötzlich die englische Flotte vor der Capstadt, das Capland wurde abermals englisch und die Missionare durften sofort nach Bethelsdorp zurückkehren.

Aber Fleisch sollten die Missionare nicht für ihren Arm halten. Die Freundschaft der Engländer, welche anfangs den Hottentoten zu Theil geworden war, wandte sich allmälig den mächtigen Colonisten zu, als diese um die Gunst der Engländer sich bewarben. So mußte denn van der Kemp fort und fort kämpfen für die Hottentoten und die Missionsanstalt in Bethelsdorp gegen die Ungerechtigkeiten der Colonisten und untern Beamten, was ihm das Leben sehr verbitterte. Im Jahre 1811 finden wir ihn wieder in der Capstadt, um von einer Commission seine Klagen über die Bedrängniß der Hottentoten untersuchen zu lassen; aber noch bevor an's Werk gegangen wurde, durfte dieser treue Knecht GOttes am 15. Dezember 1811 nach

so vielen Mühen und Kämpfen seinen Lauf beschließen. Von ihm sagt ein seit vielen Jahren in Südafrika stehender Missionar (Moffat): „wenn man auf die damalige Zeit und den ganzen Stand der Angelegenheiten in der Colonie und auf den Character der Eingeborenen blickt, unter denen van der Kemp arbeitete, so muß man bekennen, daß ihn Gott zu einem herrlichen Werkzeug erkoren hat, um wahre Wunder auszuführen. Wenig Menschen würden die Stürme bestanden haben, denen er trotzte, und vielleicht noch wenigere sind ausgezeichneter gewesen im Erfolg ihrer Bemühungen, die Hottentoten aus zeitlicher und geistlicher Sclaverei zu befreien."

Van der Kemp's Tod gab den Feinden der Mission in Südafrika das Zeichen zu neuen Angriffen; dazu erließ der neue Statthalter, welcher meinte, die Einführung von allerlei Gewerben sei zweckdienlicher als alle Missionsanstalten, eine Proklamation, welche so ziemlich den alten Zustand der Sclaverei wieder herstellte, und über die Hottentoten noch größere Unterdrückung und tieferes Elend denn zuvor brachte. Doch begann trotz dieser Proklamation mit demselben Jahre 1812 eine neue Segenszeit für diese Mission, indem von der londoner Missionsgesellschaft der Prediger Campbell zur Visitation der dortigen Missionen abgesendet wurde. In Folge derselben wurden mehrere neue Stationen gegründet, von welchen besonders Pacaltsdorp hervorragte. Schon vor Campbell's Ankunft hatten zwei Missionare auf der Durchreise in Hooge-Kraal, wie der Ort zuerst hieß, das Evangelium gepredigt und in den Hottentoten den lebhaften Wunsch nach einem Lehrer erweckt. Als nun Campbell in die Gegend kam, zog ihm der Häuptling 2 Stunden weit entgegen, und als am folgenden Tag Campbell die versammelten Einwohner fragte, ob sie alle die Niederlassung eines Missionars unter sich wünschten, bejahten sie es einstimmig, obschon sie keinen andern Grund anzugeben wußten, als damit sie in denselben Dingen unterrichtet würden, welche die weißen Leute wüßten. Ein alter, kaum mit einigen Lumpen bedeckter elender Mann kam während der Versammlung in die

Hütte des Häuptlings, setzte sich neben Campbell auf den Boden, küßte ihm Hände und Füße und gab auf alle Weise seine ungemeine Freude über die bevorstehende Ankunft eines Missionars zu erkennen; gefragt aber, ob er von JEsu etwas wisse, gab er zur Antwort: „ich weiß über das Geringste nicht mehr als ein Vieh." Der Häuptling erbot sich sodann, selbst den versprochenen Missionar in Zwellendam abzuholen, eine Reise von 14 Tagen. Dieses Hooge-Kraal machte der HErr zu einer „Stadt auf dem Berge," zu einem Lichtpunkte seines Reiches, welcher in die schauerlichen Todesschatten des südafrikanischen Heidenthums weit hineinleuchtete.

Das Werkzeug, dessen sich der HErr bediente, war Carl Pacalt, ein geborener Böhme, der seit drei Jahren im Caplande als Missionar arbeitete. Nach seiner Ankunft in Hooge-Kraal baute er mit Hülfe der Hottentoten ein Haus und ermunterte diese durch Wort und Beispiel zum Bau besserer Wohnungen. Um die trägen Wilden an Thätigkeit zu gewöhnen, arbeitete er selbst mit ihnen und verlängerte die tägliche Arbeitszeit allmälig auf 6—8 Stunden. Während der Arbeit belehrte er sie in vertraulichen und freundlichen Unterredungen über ihr ewiges Heil und den Dank, den sie ihrem Erlöser schuldig wären, und machte ihnen so die Arbeit zum Vergnügen, während er selbst eine genaue Kenntniß ihres Gemüthszustandes dabei erlangte. Da konnten denn die Früchte solcher Thätigkeit nach Innen und Außen nicht ausbleiben, und unter seinen 300 Hottentoten war bald eine Schaar gründlich bekehrter Seelen, unter ihnen auch jener zerlumpte, unwissende Greis, der bei seiner Taufe in die Worte ausbrach: „Jetzt will ich gerne sterben, ja ich möchte lieber sterben als leben, damit ich unaufhörlich bei meinem preiswürdigen Erlöser leben könnte. Ich bin zu alt, um noch etwas hier auf Erden zur Verherrlichung GOttes, meines Heilands, thun zu können. Ueber 80 Jahre habe ich dem Teufel gedient und war nahe daran in's ewige Feuer zu gehen. Aber obwohl ein schwarzer Hottentote, darf ich aus unaussprechlicher Barmherzigkeit in die ewige Seligkeit

eingehen. O Wunder voll Liebe und Gnade! Wunder von Erbarmen!"

Und wie sah es in Hooge-Kraal 5 Jahre nach Pacalts Ankunft aus? Zwei ausgebaute lange Straßen, auf jeder Seite mit Häusern in gleichen Entfernungen von einander, jedes von einem Garten umringt. Das ganze Dorf war zum Schutz gegen wilde Thiere von einem Walle eingefaßt; in den einzelnen Gärten standen junge Pfirsich- und Aprikosenbäume, Küchengewächse aller Art; um das Dorf her grünten ausgedehnte Fruchtfelder. Ueber alle Häuser aber ragte die Kirche für ungefähr 250 Besucher empor, welche in der Woche auch als Schule benützt wurde. Das Alles hatte Pacalt mit des HErrn Hülfe in's Leben gerufen, als er plötzlich am 26. November 1818 nach ganz kurzer Krankheit starb. Bei seinem Begräbniß konnte vor Thränen Niemand sprechen, es war nur Ein Weinen und Wehklagen, blos unterbrochen von dem Ausruf: mein Vater! mein Vater! Nun sangen die Hottentoten ein Grablied, das sie Pacalt selbst gelehrt und für sein Begräbniß als Gesang bezeichnet hatte. Zum Andenken an den Gründer aber wurde das Dorf Pacaltsdorp genannt.

Ein folgenreiches Ereigniß war die Berufung des Predigers Dr. John Philip zum Superintendenten aller Missionsstationen der londoner Missionsgesellschaft im Caplande, wo er im Jahre 1819 eintraf. Eine Kapelle wurde in der Capstadt gebaut, in welcher Philip viermal wöchentlich predigte, eine ansehnliche Gemeinde um sich sammelte, und den Missionssinn so belebte, daß schon 1821 zwei junge Leute aus der Capstadt unter die Heiden ausgesandt werden konnten. Ein Gegenstand seiner besonderen Sorge waren die schwarzen Sclaven der Stadt, für welche ein eigener Prediger aufgestellt wurde und an deren Unterricht sich viele Gemeindeglieder betheiligten. Doch sollte die Capstadt nur der Ausgangs- und Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit Philips bilden; Visitationsreisen in das Innere der Colonie, Besuche der näheren und entfernteren Stationen waren eine Aufgabe, von deren richtiger Lösung der

Bestand aller vielfach bedrohten Missionsstellen abhing. Die auf seinen Reisen gemachten Wahrnehmungen über die schnöde Unterdrückung der Hottentoten überzeugten ihn, daß aller Boden für eine gedeihliche allgemeine Evangelisation der Eingeborenen fehle, so lange diese blos als Sclaven anzusehen seien. Darum hielt er es für seine Hauptaufgabe, Thatsachen und Beweise zu sammeln und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, die den hoffnungslosen Zustand der geknechteten Hottentoten darthaten, und worüber er ein eigenes Buch herausgab.

Mittlerweile ging das Werk der Brüdermission seinen stillen gesegneten Gang fort. Zu den alten, immer schöner aufblühenden Stationen traten neue hinzu, das von der Regierung gestiftete Spital für die unglücklichen Lazaruskranken wurde übernommen, in welchem während 6 Jahren 95 Erwachsene getauft wurden, von denen die Meisten im Glauben selig verschieden. Auch die Methodisten-Missionsgesellschaft begann sich an dem Missionswerk im Caplande zu betheiligen und wendete sich besonders gegen die östliche Grenze den Kaffern zu.

Während so das Arbeitsfeld der Mission im Caplande sich immer weiter ausdehnte, hatte der unermüdliche Dr. Philip, als alle seine Schritte zur Erleichterung des auf den Hottentoten lastenden Druckes und zur Abstellung der gegen sie verübten Ungerechtigkeiten bei allen Behörden des Caplandes vergeblich waren, jährlich sich mit neuen urkundlichen Belegen nach England gewendet, ohne daß die englische Regierung sich auf die Sache einließ. Da ging er selbst 1827 nach London, und diese seine persönliche Verwendung hatte endlich zur Folge, daß auf einen Antrag des Parlaments im Juli 1828 der König an den Statthalter den Befehl ergehen ließ: daß von nun an den Eingebornen für ihre Person und Eigenthum der volle Schutz der Gesetze wie den Uebrigen gewährt werden müsse, wodurch denn endlich, trotz der Ungunst der Behörden, die Rechte der Hottentoten auf völlig gleichen Fuß mit denen der andern freien Capbewohner gestellt wurden. Mit diesem Freibrief der Hottentoten kehrte Dr. Philip nach der Capstadt zurück, aber

seine Bemühungen für die Hottentoten hatten ihm solche Feindschaft zugezogen, daß er schon 3 Tage nach seiner Ankunft wegen seines Buches, die man eine Schmähschrift nannte, vor dem obersten Gerichtshofe der Colonie angeklagt und zu einer Strafe von mehr als 6000 fl. verurtheilt, eine Strafe, welche jedoch von Freunden der Mission bezahlt wurde.

Als nun 1829 30,000 Hottentoten in Folge des Freiheitsgesetzes von der Sclaverei der Colonisten frei wurden, fanden 25,000 ein Unterkommen in der Colonie selbst, während die andern 5000 angewiesen wurden, in den öden Gegenden des Katzflußes an der Ostgrenze der Colonie sich niederzulassen. So entstanden dort gegen 80 Dörfer mit dem Hauptorte Philipton, und als noch eine große Anzahl christlicher Hottentotenfamilien in diese Gegend versetzt wurden, so erwiesen sich dieselben als ein so heilsames und durchdringendes Salz für die sie umgebende heidnische Fäulniß, daß an die Stelle des bisherigen wüsten, regellosen Lebens ein liebliches, verständiges, gottesdienstliches Wesen trat und bald die Christendörfer am Katzfluße mit Recht das Kanaan der Hottentoten genannt wurden.

Sehen wir nun auf 30 Jahre zurück, welch ein Unterschied zeigt sich da, wie Großes ist erreicht. Dort sind alle Hottentoten Sclaven, gegen keine Ungerechtigkeit ihrer Herren, ja nicht einmal gegen die Verstümmlung ihrer Glieder durch dieselben geschützt, jetzt sind alle frei und genießen denselben Schutz der Gesetze für ihre Person und für ihr Eigenthum wie die Weißen. Dort ist ihnen nicht nur jede Gelegenheit zum Lernen, ja selbst zum Anhören des göttlichen Wortes abgeschnitten, sondern diejenigen, welche getrieben von der Liebe Christi sich ihrer annehmen wollen, werden gehaßt, verfolgt, ja mit dem Tode bedroht, und jetzt blüht eine christliche Hottentotengemeinde nach der andern auf, und viele Stunden weit kommen die Heiden herbei, „um GOttes Wort zu hören, weil sie nicht länger sein wollen wie ein Stück Wild, das im Freien herumläuft und nicht weiß, wohin es irren soll.“ Und das wurde erreicht durch die unermüdliche Thätigkeit und bei allen Wider-

wärtigkeiten ungebrochenen Muth weniger Männer, welche auf den HErrn harrten und von ihm immer neue Kraft erhielten. So gebührt denn nicht Menschen der Ruhm, sondern allein dem HErrn, der zu ihrem Arbeiten, Pflanzen und Begießen, Kämpfen und Streiten das Gedeihen und den Sieg gab. Ihm sei Lob und Preis in Ewigkeit! Amen.

16.

Caplaud III.

Joh. 8, 36. So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.

Wir haben das letzte Mal gehört, wie endlich nach jahrelangem Kämpfen die Hottentoten, welche zuvor nur als Knechte und Sclaven der Colonisten angesehen und mißhandelt wurden, frei gesprochen und unter den Schutz der Gesetze gestellt wurden, obgleich selbst die Behörden der Colonie dagegen waren. Aber die Befreiung aus der leiblichen Knechtschaft war nicht das Endziel jener Hottentotenfreunde, sondern vor allem die Befreiung aus der geistlichen Knechtschaft des Heidenthums. Und so mußte denn die Erreichung des ersten Ziels zu desto größerem Eifer, auch das Endziel zu erreichen, anspornen. So traten denn auch zu den älteren Arbeitern neue hinzu, besonders die Missionare der Pariser und der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Von den drei Sendboten der pariser Gesellschaft gingen zwei über die Grenzen der Colonie hinaus zu den Bassutos, der dritte aber blieb im Wagenmacherthal. So heißen nämlich mehrere etwa 16 Stunden von der Capstadt gelegene Höfe und Dörfer, deren größtes Paarl ist; hier wohnen die Nachkommen französischer Protestanten, welche im Jahre 1690 nach dem Caplande auswanderten; es mögen ihrer etwa 4000 Seelen sein, die vieles von der Gottesfurcht ihrer Vorfahren bewahrt haben und freudig den Missionar aufnahmen. Dieser hatte hier unter den 7—800 Negersclaven der dortigen Bauern freilich keine leichte Arbeit, da dieselben weder Zeit noch Fähigkeit hatten, sich von seinem Unterricht viel anzueignen. Als z. B.

ein Alter gefragt wurde, warum er nie in die Kirche komme, antwortete er: „ach mein Herr, ich bin zwar sehr nahe bei der Kirche gewesen, aber wie soll ich es machen, dich zu hören? mußte ich nicht meiner Herrschaft gehorchen? mußte ich nicht Sonntags wie alle Tage Ziegen und Schafe am Fuß des Berges weiden?“ Und als er im Verlauf des Gesprächs weiter gefragt wurde, ob er sich als Sünder erkenne, war die Antwort: „ach nein, mein Herr, wie habe ich sündigen können, da meine ganze Beschäftigung darin bestand, meine Ziegen fressen zu lassen?“ Doch der Missionar hatte Geduld und Ausdauer und seine Arbeit war nicht vergeblich; am 5. Mai 1835 hatte er die Freude, den ersten Heiden in den Tod JEsu zu taufen, welchem bald mehrere folgten.

In Stellenbosch, einer Stadt 10 Stunden von der Capstadt, bestand unter den dortigen Colonisten schon seit 1800 eine kleine Missionsgesellschaft, welche für die 2000 Sclaven der Stadt und Umgegend einen eigenen Missionar hielt und ein Kirchlein gebaut hatte. Dorthin wurde 1830 der rheinische Missionar Lückhoff berufen. Die Predigt des Evangeliums, eine Abendschule mit Erwachsenen, die Seelsorge im Gefängniß und Besuchsreisen in der Umgegend gaben ihm genug zu thun. Denn wie sehr diese Farbigen verkommen waren, erhellt am besten daraus, daß, als er einmal 100 Sclaven fragte, woher alles, was ist, seinen Ursprung habe, nach langem Besinnen endlich einer antwortete: „vom Teufel.“ Auch fehlte es nicht an Anfechtungen von schlechten Christen und Muhamedanern. Doch konnte er schon im folgenden Jahre eine 60jährige Frau, die sich von der Sclaverei losgekauft hatte, als Erstlingsfrucht seiner Arbeit taufen; auch erhielt er bald einen Gehülfen, zu welchem als Gehülfin für das weibliche Geschlecht die Wittwe eines Missionars hinzukam. Bis zum Jahre 1834 war seine Gemeinde auf 16 Seelen angewachsen und alles ging seinen stillen, erfreulichen Gang.

Zwei andere mit Lückhoff angekommene rheinische Missionare hatten in den Zederbergen ein großes Bauerngut gekauft,

um daſelbſt eine neue Niederlaſſung für die in der Umgegend wohnenden Hottentoten zu gründen, und ſchon nach 6 Wochen wohnten auf dieſem „Neu-Wupperthal" genannten Platze über 100 Perſonen. Eine förmliche Gemeindeordnung für die auf dieſes „Inſtitut" ziehenden Leute wurde feſtgeſetzt, Kirche und Schule gehalten, das Feld beſtellt u. ſ. w. Bei allem Spott und Hohn der umwohnenden Bauern ließen doch die Miſſionare nicht nach, wie an dem äußern Emporkommen des Inſtituts, ſo insbeſondere an den ſtumpfen, trägen Herzen der Bewohner zu arbeiten, obgleich erſt nach 5 Jahren die erſten Männer getauft werden konnten.

Eine große Aufregung rief im Caplande der Beſchluß des engliſchen Parlaments hervor, daß vom 1. Auguſt 1834 die Sclaverei aufhören und nach 4—6jähriger Lehrzeit alle Sclaven vollſtändig frei gegeben werden ſollten. Es war dieſer Beſchluß von großer Bedeutung für die Miſſion, indem nun ein weiter und freier Weg ihr unter allen Farbigen, auch unter den Negern und Malaien aufgethan und eine Menge von Hinderniſſen gegen die Verbreitung des Evangeliums beſeitigt war. Alle Miſſionsgeſellſchaften fühlten ſich dadurch zu deſto größerer Thätigkeit angetrieben. Auf Seite der bisherigen Sclavenbeſitzer aber erregte dieſer Beſchluß große Unzufriedenheit, viele wanderten über die Grenzen der Colonie aus, andere aber hielten eine Zeit lang ihre Produkte vom Markte zurück, wodurch der in Folge einer Dürre eingetretene Mangel an Lebensmitteln nur geſteigert wurde. In Stellenboſch erklärten viele Mitglieder des Miſſionsvereins, nachdem am 1. Dezember 1838 alle Sclaven frei gelaſſen waren, nichts mehr für die Bekehrung der Heiden thun zu wollen. Dagegen drang mit dem Tag ihrer Befreiung in die Bekehrten aus den Heiden ein neues Leben; ſie bildeten eine eigene kleine Gemeinde und da die bisherige Kapelle bei immer größerem Andrange zu klein wurde, beſchloſſen ſie, aus eigenen Mitteln eine neue zu bauen. Doch wurde auf die Einſprache der dortigen Miſſionsgeſellſchaft hin nur die alte Kirche erweitert. Die Früchte des neuen Lebens

blieben selbst den weltlichen Behörden nicht verborgen; so erklärte um jene Zeit der Civilcommissär: er habe oft darüber nachgedacht, woher es käme, daß in den letzten Jahren so wenig Gerichtssachen vorgekommen wären, und er wisse keinen andern Grund aufzufinden, sondern müsse es allein der eifrigen Wirksamkeit der Missionare zuschreiben, durch welche die Menschen nicht allein im geistlichen und kirchlichen, sondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben in jeder Beziehung besser würden. Auch die Farbigen um Stellenbosch blieben nicht unberücksichtigt, im Jahre 1840 wurde ein Filial, Sarepta, mit Kirche und Schule gegründet.

Weniger vortheilhaft wirkte die Sclavenbefreiung von 1838 auf die schon freien Hottentoten, welchen bei ihrem unverwüstlichen Drang zum Herumstreunen die milde Institutsordnung schon als Sclaverei vorkam, und die lieber „freie englische Bürger" als Christen sein wollten. Erst die Jahre 1842—44 brachten Wupperthal innerlich und äußerlich in Flor; die Einwohnerzahl stieg auf 400 Seelen, eine große Erweckung entstand, und am Ostertag 1844 konnte Missionar Leipoldt 60 Communikanten das heil. Abendmahl reichen, während es 4 Jahre zuvor blos 7 gewesen waren; ein Missionsverein bildete sich mit einem jährlichen Beitrag von 80—100 Thalern. Die Umgegend wurde von den Missionaren besucht, und von weither kamen die Leute, unter ihnen selbst Colonisten, zur Kirche. Vor Allem aber blühte die Schule, die von etwa 100 Kindern regelmäßig besucht wurde. Damit ging auch das zeitliche Emporkommen des Instituts Hand in Hand, auf welchem mehrere Gewerbe vortheilhaft betrieben wurden.

Eine gesegnete Wirksamkeit entfaltete auch die berliner Missionsgesellschaft in dem Dorfe Zoar, das etwa 90 Stunden östlich von der Capstadt liegt. Die vielen von den schwarzen Bergen in's Meer rinnenden Bäche bilden frische Thäler mit Bauernhöfen, Kornfeldern und fruchtbaren Gärten. In einem dieser Thäler hatte ein Haufe Hottentoten, welche als Knechte auf den umliegenden Höfen arbeiteten, dieses Dorf gebaut,

welchem zunächst die südafrikanische Gesellschaft einen Missionar zuschickte. Dieser verließ nach 6 Jahren den Ort, welcher von da an 15 Jahre unbesetzt blieb. Als Missionar Gregorowsky von der berliner Gesellschaft 1838 dorthin kam, fand er unter den 250 Seelen wohl manches Stück äußeren Christenthums, aber keine Erkenntniß und keine Bekehrung, die Gebäude zum Theil verfallen, die Sitten aber noch weit mehr. Viehische Trunkenheit hatte tiefes Elend, Mord und Ehebruch zur Folge und machte stumpf gegen alle Eindrücke des Evangeliums. Durch die strenge Zucht des Missionars gelang es jedoch, binnen 2 Jahren die Trunkenheit fast ganz auszurotten, und es war wunderbar, wie nun äußerlich der Wohlstand sich hob und innerlich das Wort GOttes Boden gewann. Unter Gregorowsky's Nachfolger, Radloff, fing wahres geistliches Leben an sich zu regen, und die arme Gemeinde wußte den Werth des göttlichen Worts so zu schätzen, daß sie sich bereit erklärte, die Gebäude 10 Jahre lang zu unterhalten, wenn ihr nur der Missionar bliebe. Im Jahre 1848 waren daselbst bereits 500 Getaufte; nach der weichen Gemüthsart der Hottentoten blieb zwar das christliche Leben noch immer weit hinter ihrer innern Erregung zurück, und Ausschließungen aus der Gemeinde wegen grober Sünden fielen dann und wann noch vor; als sich aber bei dem Kaffernkrieg 1851/52 selbst getaufte Hottentoten verleiten ließen, zu den Kaffern überzugehen, konnte dieser Geist des Aufruhrs in Zoar keinen Boden gewinnen. Die edelsten Gemüther fanden sich unter den Frauen, stille, demüthige, opferwillige und in Leiden geduldige Seelen, die jede alte Christengemeinde zieren würden. Wegen der wachsenden Bevölkerung und aus andern Gründen wurde in der Nähe ein Bauernhof gekauft, zu dessen Bezahlung das Vermächtniß einer Missionsfreundin, Amalie von Stein, treffliche Hülfe bot, und welcher deßhalb auch Amalienstein genannt wurde. Dort wurde die neue große Kirche gebaut und am 17. September 1853 feierlich eingeweiht, wobei 7 Erwachsene getauft und 14 junge Leute confirmirt wurden. Am folgenden Tag, einem Sonntag,

wurde Abends in der festlich erleuchteten Kirche von mehr denn 200 Abendmahlsgästen der Tod des HErrn verkündigt und am dritten Tag ein Missionsfest gefeiert. Die Gemeinde zählte damals 660 Getaufte.

Im Jahre 1847 bat der unermüdliche Kämpfer für die leibliche und geistige Freiheit der Hottentoten und der andern Farbigen, Dr. Philip, nachdem er 30 Jahre im Caplande gearbeitet hatte, es möchten ihm von der londoner Missionsgesellschaft einige Freunde zugesendet werden, denen er seine letzten Wünsche und Gedanken bezüglich der südafrikanischen Missionen mittheilen könne. In Folge dessen wurde Missionar Freemann zu einer Visitationsreise nach dem Caplande abgesendet. Sein Aufenthalt in der Capstadt fiel in eine Zeit ernster öffentlicher Fragen, von welchen besonders zwei das Capland in große Aufregung versetzten. Die Sturmzeit des Jahres 1848 hatte auch hier das Verlangen nach einer ständischen Verfassung geweckt, welchem Verlangen die englische Regierung nach einigen Jahren entsprach. Doch diese Frage trat zurück, als die englische Regierung erklärte, das Capland zu einer Strafcolonie machen zu wollen; es erhob sich dagegen von allen Seiten ein so wohlbegründeter Widerspruch, daß die Regierung auf die Ausführung dieses Vorhabens verzichtete. Die Capstadt mit ihren 22,000 Einwohnern hatte damals schon ganz das Ansehen einer christlichen Stadt; man zählte 14 Kirchen, viele Schulen, ein Waisenhaus und viele christliche Vereine und Anstalten, was alles vorzugsweise ein Segen von der in den letzten 30 Jahren in ihren Mauern begonnenen und gepflegten Missionsthätigkeit war.

Von der Capstadt aus machte Freemann eine Rundreise durch die Stationen der londoner Missionsgesellschaft, auf welcher wir ihn begleiten wollen, um einen kleinen Ueberblick über dieselben zu gewinnen. Auf südafrikanische Weise, meistens im Ochsenwagen reisend, kam er über das zu einer blühenden Stadt von 4000 Einwohnern herangewachsene Gnadenthal und die gleichfalls blühende Hottentotenstadt Zwellendam nach Zuurbrak,

einem sauberen Hottentotendorfe von 1100 Einwohnern, sah in der Schule selbst alte Leute mit der Brille das Alphabet lernen und erfreute sich an dem lieblichen Gesang und herzlichen Gebet der Eingeborenen. Von da ging es nach Pacaltsdorp, wo er den 80jährigen Missionar Anderson traf, der nun 50 Jahre in Südafrika gearbeitet hatte. In einer Versammlung, die gehalten wurde, sprachen sich Mehrere mit tiefem Gefühl der göttlichen Gnade und des Segens, der ihnen zu Theil geworden sei, aus. Ganz in der Nähe liegt die kleine Stadt George, mit 1500 Einwohnern, in welcher aber die neuen Branntweinschenken vielen Schaden anrichten. Die nächste Station, die erreicht wurde, war Dysselsdorp; das Dorf selbst zählt nur 80 Einwohner, in der Nähe aber leben viele Hunderte, so daß der Gottesdienst gewöhnlich von 3—500 Eingeborenen besucht wurde. „Ich hatte, schreibt Missionar Freemann, große Freude an den Leuten im Gottesdienst. Nichts konnte anständiger sein als ihre Erscheinung: Alles in tiefer Aufmerksamkeit mit sichtlicher Begierde zu lernen. Einfachheit, Mäßigkeit und Reinlichkeit sind die hervorstehenden Züge der Gemeinde; Alles hübsch, Niemand auffallend gekleidet; der Gesang gut, die Stimmen melodisch und harmonisch. Es wurde für eine Kapelle in Oudshorn gesteuert, und zwar so reichlich und so ganz freiwillig, daß ich sehr erfreut war; und weil es am Vormittag so gut ging, verlangten sie, daß es am Nachmittag wiederholt werde. Es kamen 120 Gulden zusammen.“ In Oudshorn nämlich hatte die Gemeinde ein kleines Grundstück gekauft und nun ganz mit eigenen Kräften unter Leitung des Missionars eine Kapelle darauf gebaut, indem sie 6 Wochen lang je 3 Tage daran arbeiteten. 32 Stunden weiter liegt Avontuur, wo Missionar Hood zuerst nur 6, damals aber 700 Seelen in seiner Pflege hatte, und die Leute auf eigene Kosten eine Kirche bauten. In Hankey, wohin sich Dr. Philip zurückgezogen hatte und wo er im Kreise der Seinigen lebte, hatte 1847 eine große Ueberschwemmung stattgefunden, wobei auch 13 Angehörige der Station um's Leben kamen, darunter eine alte Frau, die rettungs-

los auf einer Matte dahinschwamm. „Sie fing an zu singen: „JEsus nimmt die Sünder an," sang das ganze Lied durch und rief dann aus: O großer GOtt! legte ihr Haupt auf die Matte wie auf ein Kissen und versank." Die nächste Gemeinde, welche Missionar Freemann besuchte, war Bethelsdorp, das van der Kemp vor beinahe 50 Jahren gegründet hatte, und damals 300 Seelen zählte. Da weder Ackerbau noch Viehzucht auf dem schlechten Boden hinreichen wollten, die Einwohner zu ernähren, so legte man sich auf die Bereitung und den Verkauf des Seesalzes. Die Gemeinde war in Stillstand gerathen und kein rechter Fortschritt in ihr zu bemerken, während doch nach 50jähriger Arbeit Besseres konnte erwartet werden. Doch konnte Freemann mit der Zuversicht weiter ziehen, einen Anstoß zum Fortschritt gegeben zu haben. In Uitenhagen wurde eine große Versammlung gehalten, an der auch der holländische und wesleyanische Geistliche Antheil nahm, und bei welchem herrlicher Gesang und christliche Ansprache wechselten; alles verrieth den segensreichen Einfluß christlichen Geistes und Lebens, und man sah so recht, was das Evangelium aus rohen Menschen machen kann. Ueber Theopolis und Grahamstown führte der Weg Missionar Freemann weiter in's Kaffernland, und auf der Rückkehr nach Philipton, von welchem aus unter den am Katzfluß angesiedelten Hottentoten 13 Stationen angelegt waren mit Kirchen, die im Kaffernkrieg zerstört, sofort wieder aufgebaut wurden. In 12 Schulen, deren Lehrer in Philipton gebildet waren, sammelten sich 700—1000 Kinder, Gemeindeglieder zählte man in Philipton 600, Zuhörer in den Gottesdiensten 1000; Missionsvereine wirkten im Segen, eine Mäßigkeits- und Ackerbaugesellschaft bestand, eine Druckerei gab ein Wochen- und Monatsblatt heraus. Ueber Cradock, dessen Gemeinde er in schönstem Gedeihen fand, über Somerset und die wohlhabende Stadt Graaf Reinet kam Missionar Freemann nach Philippolis jenseits des Oranjenflußes, womit er das Gebiet der eigentlichen Hottentoten verließ.

An Weihnachten 1850 brach ein neuer bis in's Jahr 1852

sich hineinziehender Kaffernkrieg aus, in welchem Philipton, Theopolis und andere Stationen zerstört wurden, und welcher um so gefährlicher zu werden drohte, als die Hottentoten am Katzfluße und aus den nordöstlichen Distrikten zu den Kaffern übergingen. Doch wurden die Stationen nach dem Krieg sofort wieder aufgebaut. Im Jahre 1853 wurden die Stationen der Brüdergemeinde von ihrem Bischof Beutel besucht; in der aus 3000 Seelen bestehenden Gemeinde Gnadenthal konnten fast alle junge Leute lesen; Mamre war wie eine Oase in der Wüste, beschattet von großen europäischen Bäumen, alles ländlich; aber rein und wohnlich. Elim mit seiner großen Kirche, seinen Schulen und gut gemauerten Wohnungen erschien als die schönste aller Stationen, während Enon, dessen Bewohner im letzten Kaffernkriege hatten fliehen müssen, sich von dem hiebei erlittenen Schaden noch nicht erholt hatte. In Clarkson erschienen beim Gottesdienst alle Einwohner ordentlich angezogen, die Sonntagsschule zählte 120 Schüler, während das jüngere Geschlecht meistens die Alten im Lesen unterrichtete. Das Spital für die unglücklichen Lazaruskranken, das ebenfalls von der Brüdergemeinde mit einem Missionar versorgt wurde und auf die Robben-Insel verlegt worden war, zählte zwar nur wenige Communikanten, hatte aber doch Seelen aufzuweisen, an denen die Gnadenarbeit des HErrn nicht vergeblich war.

Bei all' den schönen und großen Fortschritten, welche das Evangelium im Caplande gemacht hat, sind doch die Hottentotenchristen, wie sie selbst sagen, im Großen und Ganzen wie Kinder, die immer geleitet und erinnert werden müssen, und wenn man ihnen die Lehrer nähme, wie Schafe ohne Hirten sein würden. Manche Stationen, wie z. B. die der rheinischen Missionsgesellschaft hören allmälig auf, Missionsstationen zu sein und werden selbstständige Pfarreien; in allen übrigen aber geht das Werk des Evangeliums im Segen fort, so daß sein Einfluß im Caplande jetzt ebenso allgemein ist, als er früher selten und beinahe unbekannt ist. Afrika, wie es jetzt schon

vor unsern Augen der Schauplatz der größten Aufbietung menschlicher Kräfte im Dienst des HErrn JEsu ist, wird ebenso künftig ein immer reicherer Schauplatz der größten Thaten unsres lebendigen GOttes sein. So laßt uns denn auch mitwirken und vor allem beten, daß die, welche aus langer leiblicher Knechtschaft und Sclaverei befreit wurden, auch von JEsu Christo sich frei machen lassen von allem Fleischesdienst, von Unglaube und Götzendienst, von allen Schanden und Lastern, so daß sie als freie Kinder GOttes ihm allein dienen hie zeitlich und dort ewiglich. Amen.

Die Namaquas I.

Jes. 35, 6. 7. Es werden Wasser in der Wüste hin und wiederfließen, und Ströme in den Gefilden; und wo es zuvor trocken ist gewesen, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein.

Namaqua's oder Nama's heißen die Bewohner des Landes, welches an dem untern Theile des Oranjeflusses liegt, der nach einem langen, Südafrika queer durchschneidenden Laufe in das atlantische Meer sich ergießt; er scheidet das Land in zwei Theile, in das südliche Klein- und das nördliche Großnamqualand. Ein im Ganzen verödeteres und elenderes Land läßt sich kaum denken. Wo man nur seine ausgedehnten wellenförmigen Ebenen durchschreitet, und zu dem Bette seiner wasserlosen Flüsse hinabsteigt, fast überall ist's hart und steinigt, recht ein Land der Dürre. Die Flüsse und Bäche haben nur dann Wasser, wenn reichlicher Regen gefallen ist. was manchmal Jahre lang nicht vorkommt. Sind dann auch die stehenden Teiche ausgetrocknet, so versammeln sich die Eingeborenen in den Flußbetten, graben tiefe Löcher und schöpfen mit größter Mühe das spärlich hervorquellende Wasser, um ihren Durst und den ihrer Heerden, die ihren einzigen Reichthum ausmachen, nur einigermaßen zu löschen. Die wenigen Quellen im Lande liegen weit auseinander, dazu sind auch die besten nur unbedeutend, häufig sehr salzig, manche auch heiß, so daß selbst diese dem allgemeinen Wassermangel wenig abhelfen. Daß unter solchen Verhältnissen nicht viel wachsen kann, ist natürlich; nur einige Knollen und Zwiebel, die auch im dürrsten Boden gedeihen und dennoch einen reichlichen und zugleich

nährenden und Durst stillenden Saft enthalten, kommen hier fort, an Korn und Brod aber ist nicht zu denken. Höchst beschwerlich sind auch die Reisen in diesem Lande; während man in Kleinnamaqualand sich noch des Pferdes zum Reiten bedienen kann, muß man in Großnamqualand entweder auf Ochsen reiten oder mit einem Ochsenwagen fahren. Bei Tag der glühendsten Sonnenhitze ausgesetzt, erstarrt man des Nachts vor Frost, auch wenn man dicht am Feuer liegt; denn es ist hier keine Seltenheit, daß am Morgen der ganze Boden bereift ist.

Die Bewohner dieses Landes, die Namaqua's, bilden eine eigene Abtheilung der Hottentotten, von welchen sie sich nicht allein durch ihre wegen eigenthümlicher Schnalzlaute besonders schwierige Sprache, sondern auch durch ihre Leibesgestaltung unterscheiden. Von ihrer helleren Hautfarbe sieht man freilich nur wenig, indem das eingeriebene Fett und der nie abgewaschene Schmutz die natürliche Farbe kaum durchblicken lassen. Ihre Kleidung ist höchst einfach; von einem ledernen Gürtel hängt vorne und hinten ein Stück Fell herunter, um die Schultern wird ein Karoß oder Mantel von Schaf- und Ziegenfell geworfen, eine kugelförmige Mütze bedeckt das wollige Haupthaar. Früher hatten sie als Waffen nur Bogen mit vergifteten Pfeilen, Schilde und Speere, jetzt sind sie meistens mit Gewehren bewaffnet. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Milch, dem Fleisch ihrer Heerden und dem, was ihnen die Jagd ergibt. Da sie wegen der Trockenheit des Landes nie lange auf einem Platze bleiben können, so sind sie mit ihren oft sehr zahlreichen Heerden fast beständig auf der Wanderung; verläßt ein Stamm seinen bisherigen Wohnplatz, so werden die Kranken und Schwachen nicht selten von ihren eigenen Kindern in eine kleine Umzäunung gebracht und dort mit wenigen Nahrungsmitteln und einem Krug Wasser zurückgelassen, wo sie dann nach kurzer Zeit Hungers sterben oder eine Beute der Raubthiere werden. Die einzelnen Stämme, die gewöhnlich nicht sehr zahlreich sind, haben ihre Häuptlinge,

welche unumschränkte Gebieter sind, über Klagen entscheiden und als Ehrenlohn von jedem geschlachteten Stück Vieh das beste Fleisch erhalten.

Alle Namaquas haben einen großen Hang zur Trägheit und in Folge davon auch nur wenig Leidenschaften. Nur nach Tabak sind sie so begierig, daß sie dafür selbst ihre Frauen preisgeben. Auch Wollust und Unzucht herrscht unter ihnen in hohem Grade. Sonst aber sind sie stumpfsinnig und unwissend; nicht einmal die Zeit können sie berechnen; will einer angeben, zu welcher Tageszeit etwas geschehen sei, so zeigt er mit dem Finger nach der Stelle des Himmels, wo damals die Sonne stand.

Das Bewußtsein von einer Gottheit ist bei dem Namaqua tief vergraben und offenbart sich fast gar nicht; Zauberei und Aberglaube dagegen ist bei ihnen sehr im Schwange. Um Hände und Füße tragen sie allerlei kleine Hörner, Klauen u. s. w., um Glück zu haben. In Krankheiten wendet man sich an die Zauberer, welche unter tollen Gebärden an der Stelle, wo der Schmerz seinen Sitz hat, ein Stück Holz oder Aehnliches herauszuzaubern behaupten. Vor Sonnen- und Mondsfinsternissen haben sie große Angst und sehen darin Vorboten von Krankheiten unter dem Vieh, das sie dann an eine andere Stelle treiben. Von einem gewissen Heizi Eibib hört man oft unter ihnen reden, der gestorben, begraben und wieder auferstanden sein soll. Im ganzen Lande sieht man seine Gräber, große Steinhaufen, auf welche die Vorübergehenden zur Verehrung neue Steine werfen. Wie das Land, so sind die Herzen seiner Bewohner öd und leer, dürr, unfruchtbar und todt, ein rechtes Bild geistlicher Wüste.

Nach dem Wort des Propheten aber, das wir unsrer Betrachtung vorangestellt haben, soll es nicht also bleiben, sondern in der Wüste sollen Wasser hin- und wiederfließen, und wo es dürre gewesen, sollen Brunnquellen sein. Und ein Anfang zu dieser seligen Veränderung ist auch gemacht, obgleich die dortige Mission wegen der vielen innern und äußern

Schwierigkeiten, mit welchen sie zu kämpfen hat, nur langsam fortschreitet.

Es war im Jahre 1805, da machten die Missionare Christian und Augustin Albrecht und Johann Seidenfaden sich unter vielen Beschwerden nach Groß-Namaqualand auf. 30 Stunden nördlich vom Oranjefluß fanden sie einen Häuptling, der zum Hören des Wortes sich geneigt zeigte, und ließen sich in seiner Nähe an einer Quelle nieder. Zwei Jahre später zogen sie weiter nach Warmbad, wo schon im ersten Jahre 1200 Personen aus verschiedenen Stämmen sich sammelten, und unter 700 regelmäßigen Hörern des Wortes sich bald eine kleine Gemeinde von 20 Abendmahlsgästen bildete. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange; Seidenfaden ging nach Klein-Namaqualand, Augustin Albrecht starb, und die Furcht vor dem mächtigen Häuptling Jager Afrikaner zerstreute die Ansiedler. Dieser Mann stand einst mit seinem Vater und seinen Brüdern im Dienst eines holländischen Bauern, bei dem er unter den sog. Commandos gegen die Buschmänner das Rauben und Morden lernte. Einst weigerte er sich, mit auszuziehen; da ergriff der Bauer wüthend seine Flinte, stürzte aber von Afrikaner tödtlich getroffen zu Boden. Afrikaner floh mit den Seinigen nach Groß-Namaqualand, sammelte Mißvergnügte und entronnene Verbrecher um sich und machte sich durch fortwährende Raubzüge zum Schrecken des ganzen Landes. Da ihm nun die Missionsplätze ein Dorn im Auge waren, so überfiel er Warmbad und verwüstete es gänzlich. Viele der Flüchtlinge sammelten sich aber wieder in Pella, wo sich auch Miss. Albrecht niederließ und in wenigen Monaten 50 taufen konnte.

Nach der Verheißung (Jes. 53, 12) soll der Heiland auch die Starken zum Raube haben; einer dieser Starken war Afrikaner. Als Miss. Campbell im Auftrag der Londoner Missionsgesellschaft die einzelnen Stationen 1813 besuchte und alle Dörfer der dortigen Gegend voll Angst und Furcht vor diesem Räuber fand, schrieb er diesem einen friedlichen Brief, erklärte

ihm, es solle alles Geschehene vergeben und vergessen sein, und bot ihm einen Missionar an. Dieser Brief machte auf Afrikaner den besten Eindruck; er antwortete freundlich und nahm gerne das Anerbieten eines Missionars an. Diese ganz auffallende Aenderung wäre unerklärlich, wenn nicht sein Herzensgrund durch einen wunderbaren Traum bereits vom Finger Gottes berührt worden wäre. Es träumte ihm nämlich, er stehe am Fuße eines steilen, schroffen Berges; über diesen hat er zu gehen und zwar auf einem schmalen Fußsteig, der zur Rechten längs einer fast senkrechten Felswand von unten bis fast an den Gipfel sich hinzieht. Links vom Weg steigt aus schauerlicher Tiefe Feuer und Rauch wie aus einem Ofen, und dazwischen hinein leuchten Blitze. Wie er um sich blickt, um diesem erschütternden Anblick zu entfliehen, erscheint Einer über dieser Tiefe und spricht mit Donnerstimme: kein Ausweg ist hier, als der schmale Pfad! Afrikaner versucht nun hinanzusteigen, aber von der Felswand zur Rechten, an die er sich anlehnen muß, strahlt eine Hitze aus, die noch stärker ist als die, welche zur Linken aus dem brennenden Abgrund kommt. Eben will er an Leib und Seele verschmachtend niedersinken, da richtet er seine Augen aufwärts über den brennenden Abgrund hinaus und sieht Jemand auf einem grünen Hügel stehen, auf den die Sonne mit lieblichem Glanz herniederstrahlt. Die Gestalt kommt immer näher bis an den Felsabhang und winkt ihm, vorwärts zu gehen. Er schützt sich seine heißen Wangen, indem er beide Hände vorhält, schreitet aufwärts durch Glut und Rauch — ein Weg, von dem er hätte glauben mögen, kein Mensch könne ihn zu Ende gehen. Endlich erreicht er die lang ersehnte Höhe — Licht und Klarheit umfließen ihn in steigendem Maße — er will den Unbekannten anreden — da erwacht er.

Dieser Traum, der ihn quälte und peinigte, und dessen Bedeutung ihn viel und ernstlich beschäftigte, war der Anlaß, daß er so gerne auf das Anerbieten Campbells, ihm einen Missionar zu senden, einging. Miss. Ebner von Pella begab sich

zu ihm, und der in allen Greueln und Missethaten groß gewordene Häuptling wurde von dem allmächtigen Gotteswort ergriffen, lernte noch in seinem 44. Jahre lesen, beugte sich vor dem Heiland, gab ihm sein Herz hin und empfing die h. Taufe. Es ging bei ihm freilich durch schwere innere Kämpfe, aber wie zuvor in der Gottlosigkeit, so hatte er es nun auch auf dem neuen Wege auf etwas Ganzes und Rechtes angelegt, und durch GOttes Gnade gelang es ihm. Der wilde gefürchtete Krieger wurde mild und weich wie ein Kind, väterlich freundlich, ein Mann des Friedens in dem Maße, daß er zwischen die entzweiten Namaquastämme als Friedensstifter trat, die Erbitterten um Aussöhnung bat und mit tiefgehendem Bußschmerz über sein vergangenes Leben ausrief: „was habe ich jetzt von all' den Schlachten, in denen ich gefochten, und von all' dem Vieh, das ich geraubt habe? Nichts als Reue und Scham!" Miss. Moffat war noch nicht zwei Jahre bei ihm, da forderte er ihn auf, mit nach der Capstadt zu kommen. Anfangs hatte Afrikaner viele Bedenken, da ja von der englischen Regierung tausend Thaler auf seinen Kopf gesetzt seien, im Vertrauen aber auf den göttlichen Schutz entschloß er sich doch dazu, und sein Besuch daselbst erregte nicht nur großes Aufsehen, sondern widerlegte auch gar viele Vorurtheile gegen die Mission, als ob all' ihre Arbeit umsonst und vergeblich sei. Auf dem Rückwege trennte sich Moffat, der zu den Bekschuanen zog, von ihm, und so kehrte Afrikaner, zum ersten Male seit seiner Bekehrung ohne Missionar, nach Hause zurück. Hier suchte er als christlicher Vater und Freund den Seinigen so viel als möglich die Abwesenheit eines Missionars zu ersetzen, erklärte ihnen Sonntags das Wort Gottes, wozu er viel Geschick besaß, und leistete unter den verschiedenen ihn umgebenden Namaquastämmen der Mission durch seinen Einfluß große Dienste bis an sein im Jahre 1823 erfolgtes selige Ende.

Unterdessen war auch Miss. Christian Albrecht in Pella gestorben; um der häufigen Dürre willen mußten sich die

dortigen Einwohner vielfach zerstreuen, und da feindselige Nachbarn mancherlei Bedrängnisse verursachten, löste sich 1824 die Gemeinde auf.

Schien hier alle Missionsarbeit umsonst und vergeblich gewesen zu sein, so hatte doch das Wort GOttes schon wieder an einem andern Orte gläubige Hörer gefunden. Miss. Schmelen war weit über den Oranjestrom gegen Norden gezogen, hatte einen Ort Bethanien gegründet und erlebte unter den dortigen Stämmen weit umher eine wunderbare Erweckung. Die Bibel, der Karoß, der zum Sattel für den Reitochsen und zum Bette zugleich dienen mußte, und ein Stück Fleisch war seine ganze Ausrüstung, und so zog er predigend von einer Horde zur andern. Brod bekam er Jahre lang nicht zu sehen, und zuletzt hatte er nur noch Felle zu seiner Bedeckung; um endlich wieder zu Kleidern zu kommen, mußte er die monatelange Reise nach der Capstadt machen, wo man ihn längst todt geglaubt hatte. Hier fand er den Auftrag seiner Gesellschaft, sich nach einer anderen und näheren Station umzusehen, und erst nach einem Jahre kam er wieder nach seinem Bethanien. Aber hier war inzwischen alles verwildert, und der ausgetriebene böse Geist schien mit sieben anderen zurückgekehrt zu sein. Ein Verführer ließ die Gemeinde nicht zur Predigt kommen und hielt sie zu Raubzügen an; lästerliche Reden gingen unter dem Volke, so daß alle Ermahnung umsonst war. Doch Schmelen, von wenigen Getreuen umgeben, hielt aus mit Predigen und Ermahnen, bis anhaltende Dürre und große Heuschreckenschwärme eine Noth herbeiführten, welche den ganzen Stamm zerstreute. Schmelen führte die Seinigen nach dem Süden an den Oranjefluß, und hier endlich fand er Zeit und Ruhe, das N. Testament in die Namaquasprache zu übersetzen, eine Arbeit, die er viermal vornahm, ohne sich genügen zu können. Aber sich zur Ruhe setzen konnte er nicht; noch einmal im Jahre 1823 drang er 3 Monate lang unaufhaltsam gegen Norden vor durch feindliche Völker und durch Wüsten, wohin vor ihm noch nie ein Europäer gekommen war. Dann gründete er in Klein-Na-

maqualand die Station Komaggas. Seine Pläne zur Evangelisirung der Namaqua's nördlich vom Oranje führte seine Gesellschaft nicht aus; sie gingen als Erbe über auf die rheinische Missionsgesellschaft, von der wir später hören werden. Aber wer wird, wenn er das Leben dieses treuen Knechtes JEsu überblickt, nicht erinnert an das Wort der Schrift (Heb. 11): „Etliche der Gläubigen sind umhergegangen in Pelzen und Ziegenfellen mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, deren die Welt nicht werth war, und sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde"?

In Klein-Namaqualand hatte unterdessen auch die Methodisten-Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit begonnen. Als nämlich dem Miss. Shaw sein Wirken in der Capstadt und ihrer Umgegend von der Regierung untersagt war, zog er über den Elephantfluß dem Namaqualande zu. Da begegnete ihm ein Häuptling, der ihm sagte: „Ich habe von dem großen Worte gehört, und wie andere Stämme dasselbe angenommen haben. Wir möchten es auch hören, und ich will nach der Capstadt, es zu suchen". Diesem Winke Gottes folgend zog Shaw zu dem Kraale dieses Häuptlings, wo er mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Auf diesem Platze, Lily Fountain (Lilienbrunn) geheißen, begann Shaw mit großem Eifer zu bauen und zu pflanzen im Leiblichen wie im Geistlichen. Zwar fand er bei seinen Namaqua's wenig Unterstützung im Bauen, weil sie nur immer staunend und sich verwundernd umherstanden, doch konnte er sein Haus vor Ende des Jahres vollenden, und sein von einer Quelle bewässerter Garten blühte herrlich. Aber noch gesegneter war von Anfang an seine Arbeit an den Seelen. Viele bekannten: „das Wort geht in unsre Herzen!" Einzelnen kam ihre Sünde zu lebendigem Bewußtsein, die sie bald mit einem Nagel, der sie an die Erde hefte, bald mit einer Schlange, welche sie im Herzen quäle, verglichen. Solche und ähnliche liebliche Erfahrungen schenkte ihm der HErr, um seine Geduld zu stärken. Denn unsäglich war, wie arm am Geist, wie schwachen Verständnisses im Großen

und Ganzen die Leute waren. Vom ganzen Kraal konnten nur die Geſcheideſten bis 10 zählen; fragte man, wie viel 2 und 3 ſei, ſo war die Antwort: „ich weiß es nicht, es iſt allzuſchwer". Unzählige Male erklärte Shaw ſo deutlich als möglich, was Buße ſei, und welche Stücke dazu gehören; fragte er dann nach dem Verſtändniß, ſo hieß es: „kann nicht verſtehen." Bat er ſie, es doch zu merken, ſo ſchrieen alle: ja Herr! aber zwei Minuten ſpäter wußte keiner mehr etwas. Allein ſo ſchwach ihr Verſtand, ſo ſtark war ihr Gefühl; bald tanzten ſie vor Freude, bald ſanken ſie, wenn ſie ſich innerlich ergriffen fühlten, wie leblos zu Boden. Ein alter Mann legte oft die Hand auf den Mund und ſagte: „Wenn ich denke an die Liebe Gottes in der Hingabe ſeines Sohnes — wenn ich denke an die Leiden des Erlöſers und ſehe ihn mit Wunden bedeckt und für mich blutend — wenn ich denke an dieſe Dinge, ſo ſtehen meine Gedanken ſtill, und ich bin ſtumm im Stillſchweigen." Doch wurde es bald beſſer. Als nach einem Jahre Miſſ. Edwards als Gehülfe kam, war eine Kapelle erbaut, die Schule im Gang, darin Jung und Alt mit Eifer leſen und mit beſonderer Freude ſingen lernte; der Ackerbau mit dem Pfluge war nicht nur ein Gegenſtand des Staunens, ſondern auch der Nachahmung; auch im Geiſtlichen waren ſolche Fortſchritte gemacht, daß ein Häuflein Eingeborener bereits die h. Taufe hatte empfangen können. So wurde Lilienbrunn nach und nach ein anſehnliches Dorf von 7—800 Ackerbau treibenden Namaqua's bewohnt, und welch' eine Veränderung war hier vorgegangen! Statt der heulenden Wildniß, durch welche man von der Capſtadt aus dahin gelangte, ſah man hier herrliche Kornfelder der Ernte entgegenreifen; ſtatt des faulen Sumpfwaſſers, welches das Vieh auch im brennendſten Durſte oft verſchmäht, ergoſſen hier zahlreiche Quellen ihr ſorgfältig gefaßtes, helles Waſſer; ſtatt des brennenden Sandbodens, der keinen Grashalm aufkommen läßt, waren hier Gärten mit köſtlichem Gemüſe und reichbeladenen Obſtbäumen. Während früher das eintönige wilde Leben von keiner Erinnerung an eine höhere Welt unterbro-

chen wurde, wiederhallten nun die Thäler, wenn die gläubigen Namaquas am Tag des HErrn zu seinem Hause zogen und ihm ihre Loblieder sangen. In Gruppen saßen sie nach beendigtem Gottesdienst beisammen, um sich über das Gehörte zu besprechen und zu forschen in der Schrift; aus den Hütten aber erscholl am frühen Morgen wie am späten Abend Lobgesang und Gebet. Da konnte wohl ein alter Namaqua sagen: „Ehe wir das Evangelium empfingen, waren wir wie ein Ei, ehe es von der Henne ausgebrütet ist: wir waren mit Finsterniß umgeben und konnten nicht sehen; als aber das Evangelium kam, zerbrach die Schale, und nun sehen wir das Licht des Tages."

Lilienbrunn war zu einer Stadt auf dem Berge geworden, und die große sittliche Veränderung, die mit seinen Bewohnern vorgegangen war, trat auch in ihrem ganzen Wandel wie in ihrem Verkehr mit Andern hervor. Andries Orang, der auf einem Auge blind noch mit 50 Jahren hatte lesen gelernt, zog mit dem Testament unter dem Arm und der Liebe zu den Brüdern im Herzen aus, seinen Landsleuten zu predigen, und war bereit zur Verantwortung seines Glaubens gegen Jedermann. Jakob Links zeugte unter den Buschmännern von der Liebe Christi, bis er auf dem Weg zu seinen Landsleuten jenseits des Oranjeflusses, wohin er (1825) mit Miss. Threfall zog, sammt diesem von gedungenem Meuchelmördern erschlagen wurde. Diese und noch manche Andere zeugten auch nach Außen hin von dem, was die Gnade GOttes an den stumpfen und unwissenden Namaquas in Lilienbrunn ausgerichtet hatte.

So lasset denn auch uns den HErrn preisen, der da lebendige Brunnen läßt quellen, wo es zuvor dürre war, und Ströme des lebendigen Wassers fließen in der Wüste; wie jene lasset uns zeugen in Wort und That von dem, was der HErr an uns gethan, der schon so lange uns sein Evangelium geschenkt hat, dies Wort, das da ist eine Kraft GOttes, selig zu machen Alle, die daran glauben! Amen.

Die Namaquas II.

Jes. 55, 11. Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

Bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden kommen fast überall Zeiten, wo die Missionare in Versuchung stehen zu denken: „ich arbeite vergeblich und bringe meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des HErrn und mein Amt meines GOttes ist" (Jes. 49, 4). Da muß der sinkende Muth der Missionare draußen, wie der Missionsfreunde in der Heimath sich aufrichten im Glauben an die festen und gewissen Zusagen des HErrn, deren eine wir so eben gehört haben, bis endlich sie „einen Sieg nach dem andern erhalten, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion" (Ps. 84, 8).

Durch solche scheinbar erfolglose Arbeit geht auch jetzt noch die Mission unter den Namaquastämmen im Norden des Caplandes, deren Anfang wir das letzte Mal betrachtet haben. Da hörten wir, wie besonders Miss. Schmelen trotz aller Mühen und Beschwerden diesem stets umherschweifenden Volke das Evangelium predigte, endlich aber, dem Auftrag seiner Gesellschaft entsprechend, sich über den Oranjefluß zurückzog und in Klein-Namaqualand die Station Komaggas gründete. Je mehr sich bei ihm die Gebrechen des Alters einstellten, um so dringender bat er um Hülfsarbeiter, aber seine Gesellschaft erklärte dieses ganze Gebiet aufgeben zu wollen. Da trat auf seine Bitte die rheinische Missionsgesellschaft in das verlassene Arbeitsgebiet ein; im Mai 1840 traf ihr erster Bote, Kleinschmidt in Komaggas ein, zunächst um den alternden Schmelen

in der Arbeit zu unterstützen. Mit dem neuen Lehrer kam auch neues Leben unter die dortigen Einwohner; und da wenige Wochen darnach auch der greise Miss. Wimmer in Kookfontain nach 20jährigem treuen Wirken gestorben war, mußte Kleinschmidt auch die dortige Gemeinde übernehmen. Von Anfang an war aber sein wie der nachfolgenden Missionare Sinn auf die Völker jenseits des Oranjeflusses gerichtet, und nachdem er zwei Jahre lang mit aller Treue und Eifer in Komaggas und seiner Umgebung gewirkt hatte, brach er am 27. Mai 1842 nach dem Norden auf. Beim Abschied rief ihm Schmelen zu: „Ziehe hin! die Naquama's werden dich am Anfang mit Freuden aufnehmen; aber wundre dich nicht und erschrick nicht, wenn später Zeiten kommen, wo nicht nur die Heiden, sondern deine eigenen Getauften wider dich aufstehen, und du gar von einem Ort zum andern wandern mußt. Lasse den Muth nicht sinken!"

Nach langer beschwerlicher Reise kam Kleinschmidt mit seiner Frau und seinen Gefährten nach Bethanien. Hier hatte Schmelen schon 1814 sich niedergelassen, und 7 Jahre lang den zerstreuten Horden im Lande nachgehend und das Evangelium verkündend, große Erweckungen aber auch schwere Rückfälle in's Heidenthum gesehen. Aber seine Arbeit, so sehr es auch den äußern Anschein haben mochte, war doch nicht vergeblich gewesen. Als er weggezogen war, fingen die Leute an, nach dem Worte GOttes zu hungern, und waren auch schon ausgegangen, einen Lehrer zu suchen. Groß war daher ihre Freude, als einer der Begleiter Kleinschmidt's, Miss. Knudsen sich bleibend unter ihnen niederließ. Dieser sah anfangs einen außerordentlichen Erfolg seiner Arbeit; eine allgemeine Erweckung fand statt, und ganzen Schaaren konnte die h. Taufe nicht versagt werden. Bald wurde auch unter dem Orlamstamm des Häuptlings Paul Goliath in dem benachbarten Guldbrandsdalen eine Filialgemeinde gegründet, welche der Gemeinde in Bethanien sowohl an Zahl ihrer Glieder als an geistlichem Leben den Rang streitig machte. Es währte

jedoch nicht lange, so ging es mit letzterem in Bethanien zurück, während die Guldbrandsdaler treu blieben und selbst in der drückenden Noth des Jahres 1845 eine Viehheerde im Werth von 280 fl. als Geschenk für die Missionskasse zusammenbrachten, damit, wie sie sagten, mehr treue GOttesknechte ausgesendet werden könnten zu den Heiden, die noch nie das Wort GOttes gehört. Als Miss. Knudsen nach längerer Abwesenheit 1849 nach Bethanien zurückkehrte, wurde er — so wandelbar ist das Volk in seiner Gesinnung — mit entschiedenem Uebelwollen empfangen und mußte nach zwei Jahren die Station ganz verlassen, da an eine gesegnete Wirksamkeit nicht weiter zu denken war. Die Guldbrandsdaler waren bereits 1850 weggezogen und hatten mit Miss. S. Hahn die Station Bersaba gegründet. Hier aber gerieth die Gemeinde in schwere Versuchung, wie die andern heidnischen Stämme durch Raubzüge nach dem Norden sich zu bereichern, und nur die ernstliche Drohung des Missionars, sie zu verlassen, brachte sie zur Besinnung; der Häuptling erklärte unter Thränen: „ich kenne unser Leben, als wir das Wort GOttes noch nicht hatten, und kenne es nun, da wir das Wort unter uns haben; ich kann ohne dasselbe nicht mehr leben". Von da an ging es besser; Kirche und Schule wurden fleißig besucht, wenn es auch nicht ohne Kampf mit den Sünden des jüngeren Geschlechtes abging.

Weiter gegen Norden liegen die Stationen im Gebiet Jonker Afrikaners. Bald nach dem Tode des alten Afrikaners nämlich riefen Namaquastämme, welche von dem nördlich wohnenden Damaravolke bedrängt waren, dessen Sohn Jonker zu Hülfe. Er kam und half, aber zugleich machte er sich zum Herrn des ganzen Gebiets. Hier hatte ihn Schmelen (1825) besucht, und angeregt durch ihn baute Jonker ein Kirchlein, nahm die Bibel wieder zur Hand, hielt seinen Leuten Gottesdienste und begann kirchliche Zucht unter ihnen einzuführen. Als nun im Oktober 1842 Miss. Kleinschmidt zu ihm nach Windhoek kam, nahm er ihn herzlich auf und erklärte mit sei-

nen Leuten, sie wollten nur solche Missionare, welche Schmelen ihnen sende. Noch war das Jahr nicht zu Ende, da war bereits die Station Elberfeld gegründet und begann, durch Jonkers Bemühungen unterstützt, zu gedeihen. Aber schon zwei Jahre darauf kamen trotz jener Erklärung methodistische Missionare nach Windhoek und wurden aufgenommen, in Folge dessen Kleinschmidt und Hugo Hahn um des Friedens willen weiter zogen. Ersterer wendete sich bald darnach zu dem Volk des Häuptlings Willem Swartbooi und nannte diese Station Rehoboth.

Da auf eine Landreise nach der Capstadt leicht 9 Monate gehen konnten, so mußte man, um eine kürzere Verbindung zur See dorthin herstellen zu können, an der Wallfischbay eine feste Stellung zu gewinnen suchen. Dorthin machte sich der eben aus Europa angekommene Heinrich Scheppmann auf den Weg. Wenige Tage später wird er, durch seine eigene Flinte schwer verwundet, zurückgebracht, aber kaum geheilt, zieht er von neuem aus und läßt sich 5 Stunden vom Meere entfernt auf „der rothen Bank", einem schönen Platz im Kiusip-Grunde nieder. Mit unbeschreiblicher Sorge, Mühe, Arbeit und Entbehrung war die Gründung dieses Platzes verbunden; endlich hat Scheppmann ein Häuschen fertig, dessen Gebälk von Riemen zusammengehalten und dessen Thüre aus einer Rhinoceroshaut gehauen ist, auch ein Kirchlein wird in derselben Weise zu Stande gebracht. Mit Hülfe eines Dollmetschers predigt und unterrichtet Scheppmann und beginnt schon die mühselige Namaquasprache zu bewältigen. Das Volk, arm, roh und nackt, im Raub, Mord und Unzucht verstrickt, hängt gleichwohl in großer Liebe an ihm; ist er einmal verreist, so geht der alte Häuptling Neigab Abend für Abend auf eine Anhöhe, um zu sehen, ob sein Lehrer noch nicht zurückkommt. Im zweiten Jahre sind bereits 24 getauft, 7 zum h. Abendmahl zugelassen. Da erkrankt Scheppmann; in Rehoboth, wohin er sich geflüchtet, fühlt er sich nach langem schmerzensreichen Siechthum besser, und schon denkt er an die Heimkehr zu seinem Häuflein Be-

kehrter, da ruft ihn der HErr heim in die triumphirende Kirche (Aug. 1847).

Ein alter christlicher Namaqua erhielt inzwischen das mühselig Erarbeitete nach Kräften, bis der Nationalgehülfe Jan Bam sich dort niederließ. Aber so viel er sich auch bemühte, Scheppmannsdorf, wie die „rothe Bank" nun hieß, innerlich und äußerlich zu heben, es schien alles vergeblich — in einer ungeheueren Ueberschwemmung verschlang der Kiusipfluß diese ganze Schöpfung heldenmüthiger Treue; nur das Leben der Bewohner durfte er nicht verschlingen, weder das leibliche noch das geistliche, und so rang sich Scheppmannsdorf doch auch aus dieser gewaltigen Prüfung wieder empor.

Leichter ging es mit Rehoboth. Willem Swartebooi, bei dem sich Kleinschmidt hier niederließ, hatte früher Miss. Schmelen predigen hören, ohne sich bekehrt zu haben; aber sein Weib Annatje war von Schmelen getauft worden. Mehr aus Antrieb dieser frommen Frau und eines von Gewissensunruhe geplagten Bruders als aus eigenem Verlangen hatte sich Willem Swartebooi um einen Lehrer bemüht. Aber auch als Heide war er unter seinem Volke ein Mensch vor Andern, kräftig in seinem Amte, gerecht und gerade und von groben Lastern frei; gegen die Sitte der Namaqua-Häuptlinge hatte er nie ein zweites Weib neben Annatje genommen. An der Quelle Annis, wo Rehoboth errichtet werden sollte, traf Kleinschmidt zuerst ein, einige Wochen später Swartebooi mit seinem ganzen Stamme. Von diesem waren nur etliche Frauen von früher her getauft, der Erstling unter den Männern wurde bald jener bußfertige Bruder des Häuptlings, nun Johannes getauft. Auch sein 90jähriger Vater erwachte aus dem Stumpfsinn, lernte beten und glauben und wurde getauft. Dessen Frau sagte: „ich mache Jagd auf JEsum, aber ich kann ihn noch nicht treffen", und schien mit diesem bildlichen Ausdruck den Seelenzustand Vieler zu beschreiben. Bald war bis auf einen entarteten Bruder die ganze Familie des Häuptlings nebst Vielen aus dem Volk bekehrt und getauft,

nur er selbst hielt noch zurück. Doch die Arbeit des h. Geistes an seiner Seele war unverkennbar, und endlich im December 1846 empfing auch er die h. Taufe. Um diese Zeit betrug die Zahl der Gemeindeglieder 220, die der Communikanten 100, drei Jahre später waren sie auf 400 und 170 gestiegen. Auch äußerlich kam Rehoboth immer mehr empor; Gärten waren angelegt, Aecker bestellt und reichlich gesät und geerntet. Gottesdienst und Schule blühten, und weit umher war bekannt, daß „Friedensmenschen" in Rehoboth wohnten; kein Krieg und Raubzug ging mehr von hier aus, und auch altes Unrecht wurde reichlich vergütet. Den Höhepunkt und gewissermaßen den ersten Abschnitt in der Entwicklung Rehoboths bildet die Einweihung der neuen steinernen Kirche am Pfingstfest 1847, zu welcher Brüder aus weiter Ferne herbeigekommen waren. Am Nachmittag ließen sich auch die Namaqua-Prediger hören, welche schon ausgesendet waren, den Heiden umher zu predigen.

Zwei Stunden von Rehoboth im Bett eines Flusses, welcher in der Regenzeit eine weite Strecke Landes überschwemmt und fruchtbar macht, lag Jan Boois, der Schwager des Rehobother Häuptlings, mit seinem Volke. Jan Boois war schon lange Christ, aber ein schlechter, doch war in seinem Stamme viel Volks aufgewacht. Sie kamen nach Rehoboth und ließen sich taufen und luden den Missionar ein, sie auch einmal aufzusuchen. Er kam öfter hin; denn es war ein reges Leben in den Stamm gekommen, was um so höher anzuschlagen ist, als sie meistens sich selbst überlassen waren. Sie hatten Vorsteher und Versammlungshalter, welche sie richtig leiteten. Geistliches Leben war reichlich vorhanden, und auch Früchte desselben zeigten sich. Als einst ein dortiger Jüngling die Tochter des Rehobother Häuptlings verführen wollte, wies sie ihn ernst ab mit den Worten: „das kann ich nicht thun; ich kann es vor GOtt und Menschen nicht verantworten"; und das machte solchen Eindruck auf den Jüngling, daß er selbst zum Missionar kam, seine Sünde bekannte und bereute.

Aber bald ging es mit Rehoboth wieder abwärts; es kamen dunkle Monate: Miss. Kleinschmidt und seine Frau erkrankten, auch Scheppmann legte sich auf's Sterbebett. Als er am 29. August gestorben war, hielt ihm der Aelteste Johannes Swartbooi die Grabrede; denn Kleinschmidt war erst Ende September so weit wieder hergestellt, daß er in die Kirche konnte. Während dieser Zeit der Krankheit stand es noch wohl um die Gemeinde; der Häuptling selbst hatte sich aller äußeren Sachen des Missionars treulich angenommen, sein Bruder, der Aelteste Johannes, führte als wahrer Bischof die Aufsicht über die Gemeinde, und Annatje und manch' andere gläubige Seele hielt treulich bei dem HErrn an um die Gesundheit des Lehrers und die Bewahrung der Gemeinde. Allmälig aber bereitete sich eine Scheidung vor; schon wagte es hie und da einer laut auszusprechen, daß die strenge Zucht, welche auch im bürgerlichen Leben geübt wurde, ein unerträglicher Druck sei, und das um so mehr, als rings umher die alte wilde Freiheit wieder zu blühen anfing. Da that der HErr ein Zeichen, welches tiefen Eindruck machte. Am Palmsonntag 1849 entlud sich ein schweres Gewitter über Rehoboth. Der Blitz erschlug zwei Kindlein auf dem Platze, zerschmetterte den Kirchthurm, warf die Glocke heraus und zerriß das Kirchendach und eine Seitenwand der Kirche. Eine tiefe Bewegung ging durch die Seelen und schien von Dauer zu sein, so daß Kleinschmidt wiederholt vier Nationalgehülfen zu den umwohnenden Stämmen senden konnte, damit sie, was sie an geistlicher Gabe und Erkenntniß empfangen hatten, auch Andern mittheilten.

Indeß die guten Tage der Station waren gezählt, und es traf ein, was der alte Schmelen vorausgesagt hatte. In den Jahren 1850 und 1851 hatte das Land eine große Dürre heimgesucht und in ihrem Gefolge eine Hungersnoth, so daß die Leute auf der Station sich zerstreuen mußten und von den Wurzeln des Feldes sich nährten. Selbst die Großen des Landes kamen bettelnd zu den Missionaren. Als Miss. Klein-

schmidt nach $^3/_4$jähriger Abwesenheit im März 1853 zurückkehrte, hörte er schon unterwegs, daß fast sämmtliche Männer von Rehoboth unter Anführung des Aeltesten Johannes einen Raubzug in's Hereróland unternommen hätten, und fand bei seiner Ankunft diese Nachricht bestätigt. Alle Männer, die an dem Raubzug Theil genommen hatten, wurden von der Gemeinde ausgeschlossen; aber es machte keinen Eindruck mehr. Ein neuer Raubzug unter der Anführung des Häuptlings selbst wurde beschlossen, und dieser Beschluß sogar dem Missionar mitgetheilt. So konnte kein Zweifel mehr sein, der Abfall war allgemein. Nur Frauen und Jungfrauen waren treu geblieben, und an Pfingsten fanden sich zur Communion 20 weibliche Communikanten und ein Mann ein, der nicht ausgeschlossen war. Aber dabei blieb es nicht, es ging für Jahre jählings bergab. Neben der Kirche wurde eine Brennerei errichtet, deren Getränk noch verderblicher wirkte als Branntwein; wer es zu trinken sich weigerte, sollte bestraft werden. Tanzparthien wurden am Samstag Abend veranstaltet, um in den Sonntag hineintanzen zu können; ja sogar die Vielweiberei wurde gesetzlich wieder eingeführt, und Frauen und Jungfrauen gezwungen, sich diesem Gesetze zu fügen. Unter diesen Umständen verließ Kleinschmidt im April 1854 Rehoboth, wo der inneren Verwüstung die äußere auf dem Fuße folgte.

Um so lieblicher und frischer blühte die von Miss. Vollmer bei dem Häuptling Oasib neu angelegte Station Hoachannas auf; da brachten die Kriegsunruhen des Jahres 1854, in welchen Rehoboth kurz nachdem Kleinschmidt es verlassen hatte, von Jonker Afrikaner fast ganz zerstört wurde, auch dieser Station Gefahr und bewirkten beinahe ein Aufgeben derselben. Aber Oasib konnte sich von seinem Missionar nicht trennen. „Ohne dich, sagte er zu ihm", kann ich jetzt nicht von hier fortgehen; gehe ich ohne dich, dann ist es mir ebenso, als ob ich GOtt verlassen habe, und da weiß ich, daß es mir dann nicht mehr gut gehen kann; das Beispiel sehe ich an

Jonker, er kann jetzt nichts mehr thun als Böses." Auch der schon von Schmelen getaufte Häuptling Amraal Lamberts gab den Rath, Hoachannas wohl in Acht zu nehmen; und so ist es denn auch geschehen, das Wort GOttes wurde fleißig gehört und auch mit Garten- und Feldbau ein Anfang gemacht. Amraal selbst, 1815 getauft und seitdem dem Evangelium treu geblieben, hatte bisher den Gottesdienst in Hoachannas fleißig besucht und oft schon um einen eigenen Lehrer gebeten. Endlich im Frühjahr 1855 ließ sich Miss. Eggert bei ihm in Nausannabis nieder. Das Drängen des Volkes aber und verschiedene äußere Umstände veranlaßten ihn bald, weiter nach Norden zu ziehen und in Gobabis seine Wohnung aufzuschlagen, wo er noch Manche fand, die durch methodistische Missionare bekehrt und getauft waren, und unter einer Schaar von 300 Seelen im Segen wirkte.

Mittlerweile hatte es sich auch in Rehoboth wieder zum Bessern gewendet, man sehnte sich dort nach dem Missionar, selbst der alte Häuptling hatte Regungen zum Bessern. Als Kleinschmidt im Herbst 1855 wieder dorthin kam, wurde er von den Treugebliebenen, zu denen sich des Häuptlings Sohn David gesellt hatte, freudig begrüßt, ebenso von denen, welche nur aus Menschenfurcht sich unter das Sündenjoch gebeugt hatten; diese alle hielten sich wieder zum Missionar und Kirche, und der gute Geist wurde wieder mächtig. Und mochten nun auch europäische Kupfergräber in die Gegend kommen, welche die farbige Bevölkerung auf jede Weise übervortheilten und aller Laster voll machten, so zeigten sich doch einige köstliche Sonnenblicke. Am 30. Oktober kam der Missionar zu einem Besuch in das Lager Willem Swartbooi's und seiner Leute, um einen Gottesdienst zu halten; alles fand sich ein, auch der Häuptling war ein aufmerksamer Zuhörer; ja am Abend öffnete sogar der tiefgefallene Aelteste Johannes sein Herz und bekannte seine Sünde und Unruhe: „Mynheer kann nicht glauben, sagte er, wie viel ich innerlich leide; ich kann solch' Leben nicht mehr aushalten." Sein Auge leuchtete dabei eigen-

thümlich wie in alten Tagen, und der Glanz wurde erhöht durch etliche Thränen, die im Auge schimmerten. Die treue Annatje aber, die auch anwesend war, ermunterte den Missionar im Geheimen: „nur frisch vorwärts, lieber Lehrer! Sie werden's gewinnen, der Teufel wird weichen müssen.“ Lange zwar schwankte der Kampf des Lichts mit der alten heidnischen Finsterniß und ihrem Wesen, endlich siegte das Licht. Zwei Jahre nach jenem Besuch zog der ganze Stamm wieder auf die Station, und das neue Kirchlein wurde am 22. November 1857 eingeweiht.

Sollte es gleich oft scheinen, als ob das Wort GOttes leer zurückkäme und die Boten des Evangeliums ihre Kraft umsonst und unnützlich zubrächten, das Wort hat eine unüberwindliche und alles überwindende Kraft; ihm muß doch endlich der Sieg bleiben. Dafür sei dem HErrn Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit! Amen.

Die Namaqua's III.

2 Tim. 4, 17. Der HErr aber ſtund mir bei und ſtärkte mich, auf daß durch mich die Predigt beſtätigt würde, und alle Heiden höreten.

Mit den eben verleſenen Worten gibt der große Heidenapoſtel einen kurzen Bericht über die Erlebniſſe während der Zeit ſeiner Gefangenſchaft in Rom. Seine Freunde hatten ihn verlaſſen, keiner der Brüder ſtand ihm zur Seite, als er vor dem Gericht ſich verantworten mußte. Aber der HErr war bei ihm und ſtärkte ihn, ſo daß er mit Nachdruck vor allen Feinden, auch vor dem kaiſerlichen Gerichtshof ein freudiges Bekenntniß von Chriſto, dem Gekreuzigten und Auferſtandenen ablegen konnte. Es iſt ein Ruhm und Preis der treuen Durchhülfe des HErrn, wozu der Blick auf die Erlebniſſe der letzten Zeit ihn drängte. Zu ſolchem Lob und Preis der gnädigen Hülfe des HErrn werden auch wir geführt, wenn wir nun hören und betrachten, was der HErr durch ſein Evangelium weiter an dem armen Namaquavolke gethan hat, von deſſen Miſſionsanfängen wir das letzte Mal hörten.

Als die rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft im Jahre 1857 das Feſt ihres 25jährigen Beſtehens feierte, hatte ſie in Groß-Namaqualand folgende Stationen: Bethanien, Berſaba, Gobábis, Hoachannas und Rehoboth. In Rehoboth war am 22. November dieſes Jahres das neue Kirchlein eingeweiht worden, nachdem der Stamm des Willem Swartbooi, der tief in's Heidenthum zurückgefallen war, und die Station verlaſſen hatte, nach zwei Jahren dorthin zurückgekehrt war. Immer mehr von denen, welche wegen ihres Sündenlebens von der Gemeinde waren ausgeſchloſſen worden, meldeten ſich zur Wiederaufnahme, überhaupt entfaltete ſich ein reges geiſtliches

Leben, besonders seitdem Jonas Boois, der Häuptling der benachbarten booischen Leute, David Swartbooi, der Sohn und Mitregent des rehobother Häuptling und der Aelteste Johannes Swartbooi sich eng zusammenschlossen und das Beispiel zu allen Guten gaben. Die rehobother Gemeinde wuchs je mehr und mehr, die Zahl derer, welche die Schule besuchten, stieg sogar auf 220. Freilich fand sich bei dieser Gemeinde nach so tiefem Falle und bei dem starken Widerstreben des alten Häuptlings und mancher eng mit ihm Verbundener noch viel unordentliches Wesen, aber der Geist GOttes war doch geschäftig, das Volk zu erneuern zum Bilde GOttes. Und ob auch gerade in dieser Zeit der schönsten Entwicklung eine Hauptstütze des Missionars, der Mithäuptling David Swartbooi starb, sein Nachfolger in der Mitregentschaft, sein Bruder Abraham, war auch reumüthig zur Gemeinde zurückgekehrt, so daß die Bewegung zum Bessern mit GOttes Segen unverhindert fortgehen konnte. Im Jahre 1860 war eine große Erweckung namentlich unter der Jugend wahrzunehmen, und wie mächtig das Regen in der Gemeinde dazumal war, zeigte folgender Vorfall: Als die Frau des Missionars Kleinschmidt während der Morgendämmerung in die vom Hause abgesonderte Küche kam, kauerte in einer Ecke derselben eine weibliche Person; „was ist dir, Lena?" fragte jene; „ach ich bin verloren, war die Antwort, ich muß in die Hölle, bring mich zum Lehrer!" Sie gestand einen versuchten Mord bei ihrem ersten Kinde; als nun ihr zweites Kind geboren wurde und bald darauf starb, so sah sie das als Zeichen des göttlichen Zorns an und kam in Verzweiflung. Schon mehrmals behauptete sie, im wachen Zustande am hellen Tag die Hölle gesehen zu haben und darin lebende und gestorbene Rehobother, darunter auch sich selbst. Kleinschmidt suchte ihren erschrockenen Geist allmälig zu stillen, was auch gelang. Die vom Schrecken der Hölle Aufgescheuchte genaß zu den Füßen des Sünderheilands, und von dieser Zeit an überzog ihr ganzes Wesen eine besondere Innigkeit.

Während aber Rehoboth sich geistlich wieder baute, wurde seine äußere Lage immer ungünstiger. Die Dürre wollte nicht weichen; kamen auch je und je erquickende Regen, so war doch fortwährender Mangel an Wasser. Deßhalb war schon seit Jahren davon die Rede, einen andern Wohnplatz zu suchen. Ehe es jedoch dazu kam, sah sich Kleinschmidt veranlaßt, zu den Hereró's gegen Norden zu ziehen, wohin er im Juli 1861 aufbrach. Früher hatte seine Abwesenheit von Rehoboth so böse Frucht getragen, diesmal gereichte der Gemeinde diese zeitweilige Trennung zum Segen. Nie war sie begieriger, GOttes Wort zu hören als jetzt; ja gerade in diese Zeit fiel die stärkste Erweckung, welche je die Gemeinde heimsuchte. Aus eigenem Antrieb hatten etliche Männer eine Privatbetstunde angefangen, worin sie besonders um das Kommen des Reiches GOttes beteten. So konnte sich der Missionar nur freuen, als er wieder zum Besuch hinkam. Sobald am Morgen zum Gebet gerufen wurde, strömte Jung und Alt zur Kirche, und so ging es jeden Morgen und jeden Abend, so lange der Missionar auf dem Platze war. Nicht Kälte, nicht das Dunkel des Abends, auch nicht der Mangel an Raum in der Kirche konnte sie bewegen, wegzubleiben. Acht Tage vor Pfingsten wurde bekannt gemacht, daß am heil. Pfingsttage Taufe, Confirmation und Wiederaufnahme in die Gemeinde stattfinden werde, die betreffenden Personen möchten sich melden. „Ich übertreibe nicht, schreibt der Missionar, wenn ich sage, daß ich die ganze Woche steif gesessen vom Morgen bis zum Abend, um Sündenbekenntnisse, Klagen und Zagen und Erfahrungen anzuhören, hier zu trösten, da zurecht zu weisen." Am Pfingstfeste zogen große Schaaren zum Hause des HErrn, so daß nur die Hälfte in der Kirche Platz fand; gleichwohl herrschte heilige Stille, und der Pfingstgeist konnte seinen Einzug halten im sanften stillen Sausen. Auch den Kindern theilte sich diese Bewegung mit; so lag ein 7jähriges Mädchen dem Tode nahe. Ein anderes sehr begabtes Kind kommt zu ihr, sie zu besuchen. Da sagte die kranke

Kleine: „Du bist mir im Lernen voraus, aber dem HErrn JEsu bin ich näher, ich werde eher zu ihm kommen wie du.“ Als diese verwundert fragt, woher sie das wisse, gab das kranke Kind zur Antwort: „noch in dieser Krankheit werde ich sterben, dann nimmt mich der Heiland zu sich in den Himmel.“ Und so geschah es.

Doch lassen wir zunächst Rehoboth unter den seligen Nachwirkungen dieses Pfingstfestes und begleiten wir den Missionar an ein anderes Sterbebett, an welchem von solch' fröhlicher Christenhoffnung nichts zu sehen war. Als die Missionare Kleinschmidt und Hugo Hahn 1844 Windhoek verlassen hatten, trat bei dem Häuptling dieses Platzes, Jonker Afrikaner ein trauriger Rückfall ein; er wurde wieder der blutige Jonker, und seine Gesellen, welche das Gesetz nur mit Widerstreben getragen, jubelten ihm zu. Die Raub- und Mordzüge zu den Hereró's begannen von Neuem und endigten mit der völligen Unterjochung derselben, ja was Jonker sonst nie gethan, 1849 überfiel und zerstörte er sogar die Missionsstation Schmelenshoope. Gerade hier nun erkrankte er 1861, und sein Ende nahte. Auf seinen Wünsch eilte Kleinschmidt zu ihm. „Meine Unterredung mit ihm, schreibt er, mein Lesen und Erklären einiger Bußpsalmen und mein Beten mit ihm ließ er sich gerne gefallen, kam ich aber auf seine Sünden, sein Rauben, Blutvergießen, Ehebruch, dann wich er jedesmal aus und zog's in's Allgemeine, wir sind ja Alle schuldig vor GOtt. Eine Selbstanklage habe ich nie von ihm gehört. An seinem Bette ließ er gerne Kinder geistliche Lieder singen; wenn draußen gelärmt und getanzt wurde, dann pflegte er wohl zu sagen, daß jenes doch viel schöner sei als dieses.“ Als Kleinschmidt einmal recht ernstlich in Jonker auf Buße drang, antwortete dieser: „es ist zu spät“. Er bat darauf, ihm nachzusprechen: HErr JEsu, erbarme dich meiner!“ Erst nach langer Zeit brachte es Jonker heraus, weniger durch Leibesschwäche als durch eine finstere Macht verhindert. So ging der gefürchtete Jonker aus der Zeit.

Jonker hatte vor seinem Tode ein Zweifaches seinem Stamme an's Herz gelegt, sie sollten hinfort mit den Hereró säuberlich fahren und zu dem guten Weg zurückkehren, nicht aber nach seinen Werken sich richten. Aber wie gar oft, wirkte sein böses Beispiel nachhaltiger als sein gutes Wort, und sein Stamm wandelt in seinen Fußstapfen, auf Jahre war Namaqualand von Kriegsgeschrei erfüllt. Die Hereró nämlich, von Jonker zertreten und geknechtet, faßten nach seinem Tode Muth und suchten ihre Freiheit wieder zu erringen. Sie ließen den Jonker'schen, deren Viehhirten sie geworden waren, sagen, sie möchten ihr Vieh holen, sie wollten ihnen nicht weiter dienen. Die Jonker'schen kamen mit den Waffen in der Hand, um den Hereró ihre Freiheitsgelüste zu vertreiben. An dem Missionshause zu Otjimbingué kam es zur Schlacht. Schon gaben die Hereró das Treffen für verloren — da ergriffen plötzlich die Feinde die Flucht. Im folgenden Jahre 1862 verbündeten sich die Jonker'schen mit andern Namaquastämmen, um die Hereró wieder zu unterwerfen; am 12. März kam es zu einem zweiten Treffen bei Windhoek, das abermals zum Nachtheil der Jonker'schen ausfiel. Da sie jedoch zur rechten Zeit flohen, kamen sie ohne großen Verlust davon. Nun dürsteten sie nach Rache für die doppelte Schmach, deren Schuld sie nicht mit Unrecht vorzugsweise auf die Weißen schoben; denn diese hatten wirklich den Hereró mit Rath und That geholfen. So war es auch wesentlich dem Einfluß der Missionare zuzuschreiben, daß Willem Swartbooi mit seinem Stamme sich diesmal nicht an dem Kampf gegen die Hereró betheiligt hatte. Nun wollten die Jonker'schen mit ihren Verbündeten die Rehobother zum Kampf gegen die Hereró zwingen oder im Fall der Weigerung vernichten. Vier Häuptlinge, Jan Jonker, den Häuptling der Afrikaner an der Spitze, zogen, zusammen wohl an 600 Mann stark gegen Rehoboth und schloßen es enge ein. Gerücht folgte auf Gerücht, Aufregung auf Aufregung, alle Augenblicke hieß es: die Feinde kommen. In den Tagen der engsten Umschließung (7—10 Mai)

hielt Miss. Kleinschmidt, der kurz zuvor von Otjimbingué zurückgekehrt war, mit Frauen und Kindern Gottesdienst, und als am 10. Mai der Ueberfall bestimmt angesagt war, legte er mit seinem Volke sein ganzes Anliegen in die bekannten Gebetsworte des alten Mütterleins: „Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde davor grau!" Und es geschah ihm, wie er geglaubt hatte. Am Morgen verkündigten Kundschafter: die Feinde sind fort! Niemand wollte es glauben, aber doch war es so. Aus nicht aufgeklärten Gründen waren die Feinde in der Nacht so eilig geflohen, daß sie nicht nur einen Todten und Verwundeten, sondern auch Pferde und Rindvieh zurückließen.

Die Folge dieses Angriffs auf Rehoboth war, daß sich Willem Swartbooi jetzt mit den Hereró verbündete und in einem bald darauf stattgefundenen Treffen wesentlich zur Niederlage der Afrikaner beitrug. Nun aber konnte er nicht länger auf Rehoboth bleiben; denn getrennt von seinen jetzigen Bundesgenossen, wäre er seinen Gegnern preisgegeben gewesen. Ehe wir aber die Rehobother auf ihrem Wegzug begleiten, wollen wir nach den Fortschritten des Evangeliums auf den andern Missionsstationen sehen.

1859 zählte man in Bethanien 570 Getaufte und 108 Abendmahlsgenossen; durchziehende Händler und Kupfergräber verursachten aber durch ihre Aufreizung viel Noth und der Häuptling Christian David hatte fast nur am Branntwein Interesse, so daß auf diesem „harten Boden und unter diesem verkehrten Geschlecht" nur wenig auszurichten war; doch wendete sich Manches zum Besseren, nachdem die ganze Regierung des Stammes durch eine große Rathsversammlung und die Wahl neuer, christlich gesinnter Richter umgewandelt war. In Bersaba wohnt unstreitig neben den Rehobothern der kräftigste und sittlich tüchtigste Hottentottenstamm, bei dem das Christenthum die tiefsten Wurzeln geschlagen hat; hier zeigte sich auch je und je ein reges geistliches Leben. In Hoachannas machte der Häuptling „des rothen Volkes", Cornelius Oasib, den

Missionaren durch heimliche Förderung des Heidenthums und seiner Greuel viel zu schaffen. In Gobâbis, das im äußersten Nordosten dieses Missionsgebietes liegt, war eine neue Kirche gebaut und eingeweiht worden; an dem alten ehrwürwürdigen Amraal und dem treuen Aeltesten Paul Bledermuis hatte der Missionar verlässige Stützen; die Schule war von 130—140 Kindern besucht. Die meisten Bewohner des Platzes, schon in der Jugend getauft, nahmen an Gottesdienst und Sakrament fleißig Theil. Um die Zeit der Kirchweihe war ein sehr reges und geistlich frisches Leben auf der Station, die auch äußerlich bereits die Anfänge eines halb-europäischen Dorfes zeigte und für die Zukunft ein wichtiger Punkt am Rande der großen Wildniß zu werden versprach.

Am 25. Juli 1867 verließen die Swartbooischen Rehoboth. Es war ein langer Zug: zuerst kamen die Heerden, dann die Packochsen mit allem Möglichen beladen, hinter ihnen die Reiter zu Pferde und auf Ochsen, endlich 25 Ochsenwagen. Die Reise ging sehr langsam, so daß sie auf einem Weg, der in 4 Tagen zurückgelegt werden kann, ebenso viele Wochen zubrachten. Miss. Kleinschmidt war öfters gebeten worden, vorauszueilen, aber er konnte sich von seiner theuern Gemeinde nicht trennen. Am 16. August wurde das Flußbett des Kuisip erreicht; am 18. Morgens kam die Schreckensbotschaft: die Feinde sind da! Die Männer eilten auf den Berg, den Feind zu erwarten, Weiber und Kinder flohen. Als der Feind, obgleich 4mal so stark, der tapferen Rehobother nicht Herr werden konnte, steckte er das hohe Gras in Brand, das sofort lichterloh brannte. Der Wind wehte die Flamme den Rehobothern entgegen; was fliehen konnte mußte fliehen. Wohl 30 Frauen und Kinder verbrannten, 7 Männer waren getödtet, 6 verwundet, Viele mit aller Habe der Gemeinde in die Hände der Feinde gerathen. Kleinschmidt überlebte diesen Schlag nicht; er war zwar am 21. August nach Otjimbingué gekommen, aber schon am 2. September durfte er zur ewigen Ruhe eingehen.

Immer mehr stellte es sich heraus, daß neben der Raubgier die Vertreibung der Missionare und Vernichtung der Mission der wesentliche Beweggrund dieser unaufhörlichen Kämpfe war. Die Seele aller Unternehmungen gegen die Mission war Hendrik Zes, der Häuptling der sogenannten Veldschuhträger. Dieser im Bund mit Jan Jonker und Oasib wollte nun die Häuptlinge von Gibeon, Bersaba und Bethanien züchtigen, weil sie an dem Kriegszug gegen die Hereró nicht Theil genommen, erlitt aber bei Gibeon eine starke Niederlage, und so ein zweites Mal, als dieselben nordwärts zogen und mit einer großen Heeresmacht Otjimbingué überfallen wollten. Im folgenden Jahre wurde er erschlagen, und dadurch den Unternehmungen gegen die Mission ihre Kraft entzogen. Gleichwohl hörten die Kämpfe nicht auf und die Frucht derselben sind für die Mission bitter genug: zwei Stationen Gibeon und Gobábis sind verwüstet, Hoachannas, dessen Missionar Vollmer von Oasib genöthigt wurde den Kriegszug zu begleiten, und auf demselben den Anstrengungen unterlag, verwaist, Rehoboth verlassen. Die Rehobother, die seit Kleinschmidt's Tod ohne festen Wohnsitz und ohne Missionar waren, zogen 1866 in Begleitung von Miss. Böhm nach dem Erongo-Gebirge, um sich dort niederzulassen.

Trotz aller dieser Kriegswirren gelang es, in demselben Jahre noch eine neue Station, Keetmanshoop, zu errichten und zu gedeihlicher Entwicklung zu bringen. Doch ist es weniger der Zeib'sche Stamm selbst, bei dem die Station sich befindet, welcher dem Missionar durch Hunger nach dem Worte GOttes Freude macht, als die Versprengten aus allerlei Stämmen der Hottentotten, die dem wilden Kriegsleben entronnen sich in Frieden erbauen wollen. Eine große Anzahl dieser „Friedenskinder" sind von dem rothen Volke; denn der Stammverband ist bei den meisten Stämmen sehr gelockert. Diese Erfahrungen des dortigen Missionars Schröder stehen nicht allein, auch andere Nachrichten bestätigen, daß unter den sich bekriegenden Stämmen der HErr sein Volk hat. Wie in Go-

bâbis der beſſere Theil des Volkes GOttes Wort auf die Länge nicht miſſen wollte, ſo war auch in Hoachannas, obgleich der Häuptling Oaſib ſich ſchon länger vom Worte abgewendet hatte, ein Häuflein entſchieden Gläubiger. In Berſaba hat ſich ein, wenn auch kleiner Theil des Stammes gegen den wahrhaft frommen Häuptling Paul Goliath aufgelehnt. Hoffentlich iſt es dem Miſſ. Krönlein gelungen, die Brüche zu heilen und das Volk innerlich und äußerlich zufrieden zu ſtellen. Paul Goliath hat auch im Krieg und als Sieger ſein Licht leuchten laſſen. Als er nach einem Siege über Oaſib reiche Beute gemacht hatte, hat er in ſeiner Milde einen Theil derſelben den armen Gefangenen zurückgegeben und dieſe ſelbſt frei gelaſſen. Es könnte noch mancher Zug erzählt werden, der es beſtätigen würde, daß das lebendige Chriſtenthum auch in Groß-Namaqualand eine Macht iſt, und die Miſſion nicht vergeblich dort gearbeitet hat; den kräftigſten Beweis aber für dieſe Behauptung bietet der Krieg ſelbſt dar. Was auch ſonſt noch für Beweggründe demſelben zu Grunde liegen mögen, die Hauptveranlaſſung iſt der wachſende Einfluß des Chriſtenthums und der mit demſelben eng verbundenen Civiliſation. Das Heidenthum der Namaquaſtämme ahnt ſeinen Untergang, und wir ſehen dieſen nun ſchon ſo lange währenden Krieg als die letzten Zuckungen desſelben an. Es iſt beſiegt und zum Ausſterben beſtimmt: alle diejenigen Stämme, die ſich dem Evangelium verſchloſſen, ſind im Verkommen, die dem Evangelium ſich öffneten, ſind noch in Kraft. So braucht uns um den Ausgang nicht bange zu ſein, das Evangelium wird das Feld behaupten. Amen.

Die Hereró.

Ps. 56, 5. Ich will GOttes Wort rühmen; auf GOtt will ich hoffen und mich nicht fürchten; was sollte mir Fleisch thun?

Mit solchem Glaubensmuth, wie ihn der Psalmist in unsern Textesworten ausspricht, müssen auch die Boten des Evangeliums ausgerüstet sein, wenn sie in die fernen Heidenländer ziehen, um dort Allen die Botschaft von Christo, dem Heiland der Welt, zu bringen. Denn es steht nicht also, wie man oft glauben möchte, daß, sobald nur das Wort GOttes verkündigt wird, auch Alle, die es hören, sich bekehrten, sondern die unausbleibliche und unvermeidliche Folge der Predigt des Evangeliums ist die, daß ein Kampf entsteht zwischen Licht und Finsterniß, und daß die, welche die heidnische Finsterniß lieber haben als das Licht der göttlichen Wahrheit, ihren Haß auf die Verkündiger des Evangeliums werfen und sie verfolgen, wie und wo sie nur können. Diese aber müssen in solchem Kampfe ihr Vertrauen einzig und allein auf GOtt setzen; stände ihnen Menschenhülfe auch zur Seite, sie könnte ihnen nichts nütze sein, denn die Bollwerke des Satans werden nicht mit fleischlichen Waffen, sondern allein durch GOttes Wort und GOttes Geist zerstört. Solchen Glaubensmuth bedürfen denn auch die rheinischen Missionare, welche vom Caplande aus immer weiter in das Innere Südafrikas die Fahne des Kreuzes Christi tragen.

Wir haben früher gehört, daß die Miss. Kleinschmidt und Hugo Hahn während der Jahre 1843 und 44 bei dem Orlam-Häuptling Jonker Afrikaner auf Windhoek weilten, den Ort aber verließen, als methodistische Missionare dorthin kamen. Sie wendeten sich gegen Norden in das Hereróland und lang-

ten am 9. Oktober in Schmelens-Verwachting an. Rings-umher lagen Hereró Kraale, und es schien auf den ersten Anblick ein ungemein günstiger Platz gefunden zu sein. Aber die Missionare, die in der ungünstigsten Jahreszeit gekommen waren, glaubten nicht hier wohnen zu können und zogen nach 3 Wochen ihre Straße weiter. Unterwegs überfiel sie ein Gewitter, wie sie noch keines erlebt hatten; die Blitze zuckten und leuchteten ohne Unterbrechung, Donnerschlag folgte auf Donnerschlag mit furchtbarer Gewalt; der Regen fiel so heftig, daß die Fläche, auf der unsre Reisenden sich befanden, bald ein reißender Strom war. Sie selbst waren völlig durchnäßt und von Kälte erstarrt, ihre Zugochsen, erschreckt durch die Donnerschläge, in die Dornbüsche gelaufen. So kam die Nacht heran. Endlich, nachdem der Regen nachgelassen hatte, gelang es ihnen, mit vieler Mühe ein Feuer anzumachen. Als sie am folgenden Morgen ihre Ochsen wieder gefunden hatten, setzten sie ihren Zug fort und kamen am 31. Oktober auf dem in Aussicht genommenen Platze an, den sie Neu-Barmen nannten.

Das Land der Hereró liegt im Norden des Namaqualandes und wird im Westen vom atlantischen Ocean begrenzt. Das Volk ist körperlich schön mit beinahe europäischen Gesichtszügen von bräunlich schwarzer Farbe. Die Männer lassen ihr wolliges Haar lang wachsen, die Frauen aber schaben sich dasselbe ab und lassen nur auf dem Scheitel einen Büschel stehen. Zur Kleidung bedienen sie sich der Felle, während Glas- und Eisenkorallen und Ringe mancherlei Art ihnen zum Schmucke dienen. Obgleich ihre Heerden oft erstaunlich groß sind, so leben sie doch fast ausschließlich von Milch und schlachten nur bei besonders festlichen Gelegenheiten oder in der äußersten Noth ein Stück ihrer Heerde. Denn das Vieh ist ihr Abgott. Nur Männer dürfen das Vieh hüten, und es ist selbst für den Häuptling eine Ehrensache, eine Zeit lang eigentlicher Hirte gewesen zu sein. Sie sind ein munteres, fröhliches Volk von großer Körperkraft. „Steht ein Namaqua

einem Hereró gegenüber, so sieht er aus wie eine Heuschrecke." Und doch sind sie von den Namaqua's nicht allein besiegt, sondern auch durch ein Jahrzehent geknechtet, ja als Volk zertreten worden. Wie ist das gekommen? Die Namaquas hatten Feuergewehre, gegen welche die Kraft der Hereró nichts vermochte. Doch waren die Hereró an ihrem Geschicke selbst schuld. Unter sich in fortwährendem Kampf um ihren Heerdenreichthum, rief endlich der unterliegende Theil die Namaqua's zu Hülfe; diese kamen und suchten natürlich das Ihre. Nach ihrem Charakter sind die Hereró schmutzige, geizige, leidenschaftliche Menschen ohne Mitleid mit den Alten und Schwachen, welche von ihnen verlassen und getödtet werden. Ein Armer gilt nichts bei ihnen; wird ein solcher erschlagen, so genügt eine Buße von 2 Ochsen zur Sühnung der Schuld. Dabei haben sie Vielweiberei sammt der schamlosesten Unzucht, und scheinen in dieser Beziehung ohne alles Gefühl zu sein. Doch muß es ehedem anders bei ihnen gewesen sein, denn noch jetzt gilt bei ihnen der Muttername sehr viel. Dazu kommt eine ganz eigenthümliche Sitte: die Häuptlinge der Hereró sind Priester ihres Stammes und ihre Töchter Hüterinnen des heiligen Feuers, das sie bei Nacht im Hause, bei Tag vor demselben auf dem Okuruó, der Opferstätte stets brennend zu erhalten haben. Verlöscht das Feuer, was für ein Unglück gehalten wird, so wird es durch Reiben zweier Hölzer wieder entzündet, wobei Opfer gebracht werden. Zieht ein Stamm auf einen neuen Weideplatz, so folgt unmittelbar hinter der Heerde die Häuptlingstochter mit dem ewig brennenden Feuer.

Was nun ihre Religion betrifft, so haben sie weit mehr religiöse Sagen aus einer früheren lichteren Zeit behalten als die Hottentotten, aber einen Einfluß auf das Leben hat ihre Religion nicht. Jahrelang klagten die Missionare: es ist fast gar kein Anknüpfungspunkt für die Predigt vorhanden; ihr Gewissen schläft, fast ebenso ihre Vernunft und ihr Verstand. Die Hereró reden wohl von einem Gott, aber sie beten nicht zu ihm; ihre einzigen religiösen Handlungen sind Zauberei,

Ahnenverehrung und Wahrsagerei. Sie sind in steter Furcht des Todes und glauben, daß ihnen Unglück von Freund und Feind und jeglichem Zufall kommen kann. Wird einer krank, so lassen sie gleich ihre kleinen Steinchen werfen, um zu erfahren, woher es rührt. Die Antwort lautet dann gewöhnlich: Andere hätten ihn aus Haß verwünscht oder ihm ein Zaubermittel beigebracht u. drgl. Die einzige Zuflucht ist nun der Zauberer; er soll die Krankheit heben, das Unglück wenden, die bösen mißgünstigen Geister bannen. So ist das ganze Leben der Hereró mit Zauberei durchzogen.

Unter diesem Volke nun schlugen die Missionare am Gedächtnißtag der Reformation, am 31. Okt. 1844 zu bleibendem Aufenthalt ihr Zelt auf. Die ersten Begegnungen mit den Hereró schienen ein freundliches Verhältniß zu versprechen, allein der Anfang täuschte, wie so oft. Die Hereró kamen den Missionaren mit dem größten Mißtrauen entgegen. So gut es gehen wollte, hatten diese, die ohne Kenntniß der Sprache und ohne ordentlichen Dollmetscher waren, den Zweck ihres Kommens auseinander gesetzt; aber die Hereró hätten alles eher geglaubt, als daß Jemand etwas aus Liebe ohne Eigennutz thun könne. Und das stand ihnen Jahrelang fest, daß die Missionare nur den eigenen Vortheil in ihrem Lande suchten, und dem entsprechend war auch ihr Verhalten gegen dieselben. Wo sie sich ihnen nahten, geschah es, um zu betteln oder zu stehlen, prahlten aber dann doch noch mit ihrer Ehrlichkeit.

Die Lage der in Neu-Barmen angesiedelten Missionare war der Art, daß nur ein wahrhaft christlicher Heldenmuth in ihr ausdauern konnte. In einer kleinen Lehmhütte saßen sie fern von jeder menschlichen Gesellschaft und Hülfe, mitten unter einem wilden Volke, das von den rohesten Leidenschaften und Begierden erfüllt war. Dazu kamen Löwen, Panther und Hyänen, welche Nachts ihre Viehställe umkreisten und ein Stück ums andere raubten, Schlangen und Scorpionen, die ihr Leben täglich bedrohten, die weißen Ameisen, welche ihre Hütte zerfraßen; endlich die Hitze des Tages und das Grauen der

Nacht und Fieber und schmerzhafte Augenkrankheiten. Zu essen hatten sie nichts als Fleisch und immer wieder Fleisch, ja auch das war oft kaum zu bekommen. Als die Noth immer größer wurde, machte sich Miss. Rath nach der Capstadt auf, um Mehl zu kaufen; er eilte, was er konnte, aber doch kam er erst nach 6 Monaten zurück. So erreichte denn die Brodnoth ein Ende, und auch die Dollmetschernoth wendete der liebe Gott. Allmählig wurden die Missionare der Sprache mächtig, so daß nach 2 Jahren der erste Versuch, in der Landessprache zu predigen, gemacht wurde. „Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, bemerkt hiebei Miss. Rath, nach so langem Harren in einer Sprache, in welcher dies noch nicht geschehen, Gottes Wort zu verkündigen und vor den Gnadenthron damit zu treten. Auch mit dem Volke ließ es sich allmählig besser an.

Es hatten sich in Neu-Barmen — oder wie es bald in der Landessprache genannt wurde, in Otjikango — arme ausgeplünderte Leute um die Missionare gesammelt, ohne Obrigkeit und durch keinen Heerdenbesitz mehr genöthigt, im Lande umherzuschweifen. Aus den ersten sechs Hütten wurden nach und nach hundert. So war es möglich, Kirche und Schule regelmäßig einzurichten, auch einen gleichmäßigen, nachhaltigen Einfluß zu üben. Die Folgen zeigten sich bald in erfreulicher Weise; die Hereró lernten Gärten anlegen, Tabak bauen, überhaupt sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Da wurde denn Otjikango eine Art Markt für die Hereró, deren Element das Handeln ist; aber am Sonntag durfte kein Handel getrieben werden. Das äußere Aufblühen des Orts war offenbar.

Da faßten die Missionare den Muth, zwei neue Stationen zu gründen. Fünf Tagreisen von Otjikango gegen Westen wählte sich Miss. Rath 1849 einen schönen am Flusse Swachaub gelegenen Platz, der eine für jenes Land seltene Fruchtbarkeit verhieß, und nannte ihn Otjimbingué. Und gleichzeitig wurde das gegen Osten gelegene Schmelens-Verwachting, das 5 Jahre vorher zu schnell aufgegeben war, wieder aufgesucht. An beiden Orten sammelte sich wie in Otjikango eine Anzahl armer

Leute, die durch Raub und Gewalt um alles gekommen waren, zunächst nur den Schutz suchend, welchen die Nähe des scheu-gebietenden Missionars ihnen gewährte. Da mußte denn der Missionar zu seinem geistlichen Amte auch noch das eines Häuptlings übernehmen, und es war keine kleine Last und Sorge, die täglichen Händel zu schlichten, Diebe und Räuber zu strafen, auch bei Raubanfällen fremder Stämme schirmend ins Mittel zu treten. Nothdürftige Kirchen waren errichtet und wurden auch in kindischer Neugierde und Folgsamkeit im Ganzen fleißig besucht, aber ohne daß das Gehörte einen tiefern Eindruck auf die Zuhörer machte. Es war nicht Bosheit, aber eine unendliche Stumpfheit, ein fester Sündenschlaf, der zunächst die Kraft Gottes an ihnen abgleiten ließ. Dabei waren sie weder unfreundlich noch undankbar; sie empfanden die leiblichen Wohlthaten, welche ihnen die Mission erwies. Unter den Mächtigen des Landes war wenigstens einer, ein verständiger Häuptling, Kahitjene, der Wißbegierde und Wohlwollen zeigte; er besuchte die Missionare öfters, beschenkte sie und hörte ihnen mit einigem Ernste zu; als Schmelens-Verwachting gegründet war, ließ er sich dort nieder.

Aber alle Hoffnungen, welche auf diese verheißungsvollen Anfänge gegründet waren, sollten wieder entschwinden. Es begannen um diese Zeit die Greuel des Krieges Hereró-Land wieder zu verwüsten. Vier Monate bestand die neue Station Schmelens-Verwachting, als man am 23. August 1850 auf derselben plötzlich starkes Gewehrfeuer vernahm. Jonker Afrikaner mit einem Haufen von 3—400 Leuten hatte Kahitjene überfallen; das Gefecht zog sich in's Dorf, Kahitjene vertheidigte sich in der Kirche und entkam dann in's Gebirge, während ein Theil seiner Heerde in Jonker's Hände fiel. Aber die entfesselte Mordlust des von Jonker angeführten Gesindels fiel auch über die Stationsbewohner her; an das Missionshaus wagte sich zwar Niemand, aber verstümmelte Leichname mußten ringsumher den feigen Sieg über das wehrlose Dorf verkündigen. Der Missionar trat Jonker mit unerschrockenem Frei-

muth entgegen, aber der betrunkene Räuber antwortete: „Laß mich zufrieden! Ich werde die Damara (Hereró) richten, und dann werden sie das Wort annehmen!“ Dem Missionar blieb nichts übrig, als nach Otjikango zu flüchten; denn das ganze Dorf war auseinander gestoben und sammelte sich nicht wieder. In Otjikango war man auf dasselbe Schicksal gefaßt, doch wurde Jonker durch den Brief eines gerade anwesenden Engländers abgeschreckt, so daß er einen abbittenden Brief schrieb und in Zukunft solche Feindseligkeiten zu unterlassen versprach.

Die eingetretene Ruhe war aber nicht von langem Bestande. Im Juli 1852 wurden die Missionare Rath und Schöneberg in Otjimbingué von Kugeln geweckt, die in ihr Schlafzimmer geschossen wurden. Eine Horde Namaqua's war plündernd und mordend ins Dorf gedrungen. Die feigen Hereró drängten sich hülflos beim Missionshaus zusammen; da wollte Miss. Rath den Räubern Einhalt thun, aber sie schossen auf ihn, tödteten einen Mann an seiner Seite und schlugen ihn mit Fäusten. Mit Ausnahme des Missionshauses wurde das ganze Dorf geplündert.

Wenn auch Jonker die Missionare mit einer gewissen Achtung behandelte, so schonte er doch um ihretwillen der Hereró nicht; die andern heidnischen Namaqua-Stämme aber trieben ihr Raub- und Mordhandwerk ohne alle Rücksicht immer wilder, und die Hereró selbst zerfleischten einander. So befand sich das elende Volk in fortwährender Bewegung und Gährung, die jeden augenblicklichen Eindruck des Evangeliums wieder verschlang. Da wichen die Missionare dem Greuel der Verwüstung, denn an eine Wirksamkeit war unter diesen Umständen nicht zu denken. Ende 1853 war kein Missionar mehr in Hereró-Lande

Ungefähr ein Jahr später wurde ein neuer Missionsversuch gemacht. Als Miss. Rath wieder nach Otjimbingué kam, fand er sein Haus verbrannt und mußte sich einstweilen mit kleinen Hüttchen behelfen. Und wie stand es in Otjikango? „Der Ort war wie ausgestorben, schreibt einer der Missionare,

nur einige Hütten der Eingeborenen ſtanden in der Nähe unſres Hauſes, welches übel zugerichtet war. Die Kirche ohne Thüre und Fenſter, der Garten ohne Hecke, ein wildes Dickicht, in welches man nur mit Hülfe des Beiles hineinkonnte, der Brunnen zugeſtopft, die ausländiſchen Bäume, welche ich angepflanzt, umgehauen. Die Thränen waren uns näher als die Freude. Alſo wieder von vorne anfangen!" So hieß auch die Looſung in der eigentlichen Miſſionsarbeit. Dazu war jetzt noch die Lage überhaupt verſchlimmert durch die Europäer, welchen inzwiſchen als Kupfergräber, Elephantenjäger und Händler in's Hererô Land gekommen waren. Die Sittlichkeit des Volkes, wenn man von einer ſolchen reden kann, ſank durch dieſen europäiſchen Auswurf noch tiefer. Doch war auch jetzt ſchon die ſcheinbar einflußloſe Miſſion ein Damm gegen gänzliches Verderben, ſonſt hätten ſich jene Kupfergräber nicht alle Mühe gegeben, den Miſſ. Rath von Otjimbinqué zu vertreiben, was ihnen jedoch nicht gelang.

Laßt uns nun die Geſchichte eines Mannes hören, der lange Zeit die Hoffnung gab, der Erſtling unter den Hererô zu werden. Kamuzandu wurde einmal unverſehens von einer Hyäne angegriffen und in dem Kampf mit derſelben ſchwer verwundet; ſeitdem er bei den Miſſionaren Heilung gefunden hatte, blieb er in engerem Verkehr mit denſelben, beſonders mit Miſſ. Hahn. Fleißig beſuchte er die Gottesdienſte und zeichnete ſich in denſelben durch Aufmerkſamkeit und gute Antworten aus. Er hatte ſtarke Eindrücke empfangen, und daß der Widerſtreit des Geiſtes gegen das Fleiſch in ihn begonnen hatte, zeigte folgende Aeußerung: „manchen Tag fürchtet ſich das Herz vor dem Wort; dann aber läuft es wieder zur Ungerechtigkeit und ſagt, es hat nichts zu ſagen." Später hatte Hahn, wie die Miſſionare zu thun pflegten, als ſie die Sprache lernten, mit Kamuzandu ſeinen Text Luc. 11, wo vom Gebet die Rede iſt, durchgegangen. Beim Durchſprechen desſelben fragte ihn Hahn: „Kamuzandu, beteſt Du?" Friſchweg antwortete er: „ich bete um Erleuchtung, damit ich die Worte

Jehovas verstehe, daß Gott dem Satan möge wehren, daß er das Wort nicht von meinem Herzen nehme." Daß dieses nicht bloße Augendienerei war, bewährte der Spott, den Kamúzandu tragen mußte. Doch ist er nicht zum Ziele gekommen: Als seine Taufe in Aussicht stand, fragte ihn Miss. Hahn, ob er als Christ werde die Vielweiberei meiden können? Von da an ging es auf einmal mit ihm rückwärts. Nach 7 jähriger Arbeit eine einzige Frucht, und die war innerlich faul.

Kamuzandu war der Einzige, von dem damals die Missionare von einer Geschichte inneren Lebens berichten konnten; sonst begegnet uns dort nichts als die dichteste Finsterniß. So wandten sich die Hoffnungen der Missionare nach Norden zu den Ovambo und den andern Negerstämmen. Im Jahre 1857 kam die beabsichtigte Untersuchungsreise zu Stande, hatte aber keinen Erfolg. Der König der Ovambo, Nongoro, wehrte den Missionaren, weiter als Otjonga vorzudringen, ja ließ sie heimtückisch überfallen. Doch kostete dieser Ueberfall, merkwürdig genug, Nongoro selbst das Leben; er starb am Schrecken über das nie gehörte starke Gewehrfeuer.

Nach dem Ausgang dieser Reise war die Lage der Mission ziemlich hoffnungslos. Hahn gieng nach Europa, um wo möglich die Anlegung von Missionskolonien zu bewirken, welche den Eingeborenen Verdienst gäben und sie zur Ordnung nöthigten; auch die andern Missionare verließen wenigstens auf einige Zeit das Hereró-Land. Da starb 1861 der blutige Jonker, und mit ihm ging die Kraft der Namaqua's zu Grabe. Die Hereró, die von jenen unterjocht und zertreten waren, kündigten den Gehorsam und wurden frei; allerdings nicht mit einem Male, aber das ließ sich voraussehen, daß die Namaqua's nicht mehr die Herren der Hereró würden. Und überwiegend war es der Einfluß der Mission, der das zu Stande brachte. Beim Beginn dieser Freiheitskämpfe war Otjimbingué in Gefahr, wie früher Schmelens-Verwachting, in Brand gesteckt und völlig zerstört zu werden. Bei der Vertheidigung dieses Ortes fiel der Hereró Philippus. Er hatte dem Miss.

Kleinſchmidt, der damals gerade ſich dort aufhielt, unter allen Umſtänden ſeinen Schutz zugeſagt und hat treulich Wort gehalten. Dieſe That wiegt ſchwer in der Geſchichte der Hereró-Miſſion; denn ſie iſt ein Beweis zunächſt davon, daß die Hereró endlich erkannten, daß es noch eine Liebe gibt, die nicht das Ihre ſucht, und daß dieſe Liebe mit den Miſſionaren zu ihnen gekommen iſt; und dann — und das iſt das Größere — ſind ſie ſelbſt von dieſer Liebe hingenommen worden.

Miſſ. Hahn brach 1863 zum dritten Male nach dem Hereró-Lande auf, von Koloniſten-Brüdern begleitet. Sie ſind ſeitdem durch ſchwere Zeiten gegangen, aber es geht doch voran. Das Jahr 1865 hat endlich die lang erſehnte Erſtlingsgemeinde aus den Hereró gebracht, die ſich auf Otjimbingué und Otjikango erbaut und im Wachſen iſt. Auch im Aeußerlichen heben ſich die Hereró; ſie bauen Häuſer, pflanzen Gärten und Felder an zum ſprechenden Beweis, daß mit dem Chriſtenthum auch die Bildung in ein Land einzieht. Ja noch mehr. Mitte 1866 erhielt Miſſ. Hahn die Nachricht, daß die Ovambo und mehrere andere Negerſtämme Miſſionare begehrten. Als die Brüder 1857 an der Hereró-Miſſion verzweifelnd jene Unterſuchungsreiſe unternahmen, mußten ſie unverrichteter Sache zurück. Neun Jahre ſpäter überraſcht ſie mitten in hoffnungsvoller und treuer Arbeit an den Hereró dieſe freudenreiche Botſchaft: Die Thüre nach Norden iſt weit offen! Hahn iſt nun auf dringende Einladung zum zweiten Male in's Ovambo-Land gereiſt und hat die beſte Aufnahme gefunden. So hat die Treue ihren Lohn. Wir aber ſagen zum Schluß: hier iſt Geduld und Treue der Heiligen! Amen.

Die Buſchmänner.

Luc. 11, 52. Ihr kommt nicht hinein (ins Himmelreich) und wehret denen, die hinein wollen.

Die beklagenswertheſten Schlachtopfer der unmenſchlichen Mißhandlungen, welche das arme Hottentottenvolk mehr als ein Jahrhundert lang von den weißen Anſiedlern im Caplande zu erdulden hatte, ſind die ſogenannten Buſchmänner, welche als ein verworfenes Geſchlecht in den unzugänglichen Schluchten der oberen Gebirgsgegenden umherirrten. Anfangs wohnten die Hottentotten friedlich neben den wenigen Europäern, welche ſich um die Capſtadt her angeſiedelt hatten. Aber bald wurde es dieſen fremden Coloniſten, welche ſich jedes Jahr durch neue Haufen gewinnſüchtiger Abenteurer vermehrten, neben ihren braunen Nachbarn zu enge, und nun fingen ſie an, dieſelben aus ihrem väterlichen Beſitz mit Liſt und Gewalt zu vertreiben, ihre fruchtbarſten Weideplätze einzunehmen, ihrer Viehheerden ſich zu bemächtigen und die wehrloſen Eingeborenen immer tiefer in das Land hinein zu drängen. Ueberall umhergeworfen und ihres väterlichen Bodens ſowie ihres Eigenthums beraubt, geriethen die Hottentotten unter ſich in Uneinigkeit, und die Nation trennte ſich. Diejenigen unter ihnen, welche den Hungertod der Sclaverei vorzogen, wanderten jetzt in die Gebirge und die unwirthbarſten Steppen der Wüſte, während die Andern, welche in den fruchtbaren Gegenden des Caplandes zurückblieben, in einen Zuſtand der Knechtſchaft und Sclaverei herabſanken. Die Erſteren wurden von nun an mit dem Namen Buſchmänner bezeichnet, den Letzteren blieb der alte Name Hottentotten. Dieſer Zuſtand währte ungefähr eine Zeit von 70 Jahren, bis die zu-

nehmende Bevölkerung der eingewanderten Europäer auch eine Vermehruug ihrer Knechte nothwendig machte. Da suchten die Colonisten die armen Buschmänner in ihren wilden, öden Gebirgen auf, ermordeten auf die grausamste Weise die Männer, deren Freiheitsliebe nicht zu vertilgen war, und führten die Weiber und Kinder als Gefangene mit sich auf die im Land umher zerstreuten Bauernhöfe, um in ihnen sich Sklaven zu erziehen. Als nun die unglücklichen Buschmänner in ihrer Verzweiflung Rache übten, faßten die Bauern den unmenschlichen Beschluß, alle übrig gebliebenen Ureinwohner des Landes zu Sclaven zu machen oder gänzlich auszurotten.

Durch fortgesetzte Beschuldigungen brachten es die Bauern im Jahre 1774 dahin, daß die Regierung einen förmlichen Befehl zur gänzlichen Vertilgung des Buschmannsvolkes ertheilte und dabei verordnete, daß nur die Weiber und Kinder nebst dem Vieh am Leben erhalten und unter die kriegführenden Bauern vertheilt werden sollten. Um diesen Befehl auszuführen, wurden drei sogenannte Militärcommandos gebildet, welche die armen Buschmänner unversehens überfallen und ihre Vertilgung durch eine fortgesetzte blutige Jagd bewirken sollten. Einmal fielen diesen Raubmördern zwei Buschmänner in die Hände, welchen das Leben versprochen wurde, wenn sie als Führer zu den verborgenen Schlupfwinkeln ihrer Landsleute in den Gebirgshöhlen dienen wollten. Sie schienen einzuwilligen; als sie aber die bewaffneten Bauern in die pfadlose Wüste hinausgeführt hatten, fielen sie wie todt zu Boden, und keine Mißhandlung konnte sie zum Weitergehen bringen, bis sie als Schlachtopfer unter den Dolchen der Bauern verbluteten. Kein Tag ging ohne schändliche Mordthaten vorüber, und die Bauern pflegten zu ihrem Vergnügen Jagdparthien auf die Buschmänner wie auf das Wild des Waldes anzustellen, ja wohl gar es als etwas Verdienstliches anzusehen, Viele dieser Unglücklichen ermordet zu haben.

Da war es denn kein Wunder, daß auf diesem Wege die Buschmänner aus friedlichen Nachbarn in wilde rachsüchtige

Feinde der Bauern umgewandelt wurden. Erbittert durch ihre lange Verfolgung kannten auch sie am Ende kein süßeres Vergnügen, als an ihren Widersachern Rache zu üben, ja dieser Rachedurst galt nicht allein den Bauern sondern auch denjenigen Hottentotten, welche sich von jenen zu Sclaven hatten herabwürdigen lassen. Aber unter sich lebten die Buschmänner in so friedlicher Eintracht, daß sie selbst aufrichtige Christen beschämen kann. Nie wird von Streithändeln unter ihnen gehört, und jeden Bissen pflegen sie miteinander zu theilen; bekamen zuweilen Einige unter ihnen in der Wohnung der Missionare etwas zu essen, so liefen sie damit eiligst davon, um es gemeinschaftlich mit ihren Brüdern zu verzehren.

Kaum vermag sich der Europäer eine Vorstellung zu machen von der Armseligkeit der Löcher, in welchen sich die Buschmänner aufhalten. In den Klüften der Felsen graben sie sich ein Loch, das sie mit Schilf bedecken und in welchem sie mit ihren Familien wohnen. Da liegen sie, Mann und Weib und Kind, dicht zusammengeduckt wie Thiere in einem Stalle; ein wenig Gras dient als Lager. Ihre Waffen bestehen aus kleinen Bogen mit vergifteten Pfeilen, welche sie mit großer Geschicklichkeit auf eine Entfernung von 200 Schritt zu schießen verstehen. Gewöhnlich legen sie sich in einen Hinterhalt hinter einen Busch und strecken unvermerkt mit ihrem tödtlichen Geschoß die Vorübergehenden nieder. Ihren Unterhalt gewinnen sie meistens durch die Jagd; fehlt es aber an Beute, so leben sie von Wurzeln, Beeren und Pflanzen, von weißen Ameisen, Heuschrecken und Schlangen. Da sie oft dem Hunger ausgesetzt sind, so ist ihr Aussehen meist abgehärmt und abgezehrt, jedoch keineswegs häßlich, auch ist ihnen eine ungemeine Lebhaftigkeit und Beweglichkeit eigen. Sie leben in Doppelehe und wissen von ehelicher Liebe wenig. Mangelt es an Nahrung, oder müssen sie vor den Bauern fliehen, so ermorden sie ihre Kinder, um sie durch den Tod vor der Sclaverei zu bewahren. Ihr jammervoller Zustand hat darum auch oft die Folge, daß sie alle natürliche Liebe,

für welche sie so große Empfänglichkeit haben, in ihren Seelen ersticken. Um Nahrung zu suchen, gehen die Weiber des Morgens aus; bis sie vielleicht erst am späten Abend zurückkehren, müssen ihre kleinen Kinder auf einem Schaffell liegend allein in einer Felsenhöhle zurückbleiben. Sind sie genöthigt nach andern Stellen zu fliehen, so bleibt ihnen nicht selten nichts anderes übrig, als ihre alten Eltern und ihre Kranken bei einen Stück Fleisch und etwas Wasser in der Schale eines Straußeneies zurückzulassen, wo diese dann elend umkommen müssen.

Anerkennenswerth ist die Beharrlichkeit, die der Buschmann bei allen Unternehmungen an den Tag legt. Er vermag einen ganzen Tag lang mit seiner Hand den Boden bis zu einer Tiefe von 6 Fuß aufzukratzen, um Wasser zu finden, und fühlt sich für alle seine Mühe reichlich belohnt, wenn er nur für sich und die Seinigen einen schlammigen Trunk zur Stillung des Durstes gewonnen hat. Tage lang läuft er der Spur eines Wildes nach, bis es ihm gelingt, dasselbe zu erlegen. Auf den Steppen der Wildniß scharrt er sich in den Sand, deckt sich damit zu und wartet in dieser Stellung lange Zeit mit größter Geduld, bis die menschenscheue Antilope so nahe gekommen ist, daß er sie mit seinem Wurfspieß nicht verfehlen kann. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab, um auszurichten, wozu ihn die Noth treibt, und hat er nur einmal seinen Hang zur Trägheit so weit überwunden, daß der erste Schritt gethan ist, so verfolgt er seinen Zweck mit einer Kühnheit, Umsicht und Beharrlichkeit, welche des besten Zieles werth wäre.

Traurig und hart ist des Buschmanns Loos; freundlos, verlassen, ausgestoßen von der Welt zieht er die Gesellschaft der Raubthiere dem Verkehr mit den civilisirten Menschen vor. Er kennt keinen Gott, weiß nichts von der Ewigkeit, hat auch kein Heiligthum, wo er seinen Kummer und seine Sorgen niederlegen und neue Kraft sich holen könnte. Nur Beschwörer hat er, welche um seine Kranken herumlärmen, um den Geist der Krankheit aus dem Leibe zu vertreiben. Und doch,

so tief die Buschmänner gesunken sein mögen, können sie unter Umständen liebreich und gastfreundlich sein, tüchtig in der Arbeit, dankbar für Wohlthaten und empfänglich für Güte und Wohlwollen. Wahrlich die Buschmänner gehören mit unter die ärmsten Völker der Erde, denen nur durch die Predigt des Evangeliums geholfen werden kann.

Des fortwährenden Mordens und Blutvergießens müde hatte im Jahre 1799 ein frommer Bauer an der Nord-Grenze des Kaplandes, Florus Fischer, eine Art Frieden zwischen den Bauern und den Buschmännern zu Stande gebracht, nach dessen Abschluß er mit seinen Leuten auf dem Felde niederkniete, betete und ein Danklied sang. Voll Erstaunen fragten die anwesenden Buschmänner, was das zu bedeuten habe, und als ihnen gesagt wurde, es sei das eine Danksagung gegen Gott, da weinten sie, daß sie von Gott nichts wüßten, und baten um Zusendung von Lehrern. Ja zwei Häuptlinge, Vigilant und Slaporm, machten den Weg von 200 Stunden von Zackfluße bis zur Capstadt, um sich christliche Lehrer von der Regierung zu erbitten. Eben war der edle Dr. van der Kemp mit seinen drei Gefährten, Kicherer, Edmonds und Edwards dort angekommen; zwei von ihnen entschlossen sich sofort, diesem Rufe zu folgen, und bald traten Kicherer und Edwards, zu welchen sich noch ein Holländer, Namens Kramer, gesellte, ihre Reise nach dem Zackfluße an. Den Platz, an welchem sie sich niederließen, nannten sie Quelle der glücklichen Aussicht. Anfangs stellten sich nur etwa 30 scheue Buschmänner bei ihnen ein, aber bald mehrte sich ihre Zahl, und mit Erstaunen hörten sie, was die Missionare von dem großem Gott und der Auferstehung der Todten ihnen erzählten. Nicht lange währte es, da fingen sie auch an zu beten: „o HErr JEsu, du hast die Sonne und den Mond, die Berge und die Flüße und die Sträucher erschaffen, du hast auch Macht, mein Herz zu ändern; o mache es doch ganz neu!“ Sie erzählten auch den Missionaren von allerlei Herzensbewegungen, worüber diese sich freuten aber doch auch sich hüteten, alles gleich für Wahr-

heit zu nehmen. In einem Hottentotten, der mit seiner Frau, einem Buschmannsweibe, bei ihnen sich niederließ, schenkte ihnen Gott einen tüchtigen Dollmetscher; und um die Namen der immer zahlreicher sich einstellenden Buschmänner behalten zu können, schrieb sie ihnen Kicherer mit Kalk auf den Rücken. Bei aller Empfänglichkeit war aber doch die Arbeit unter diesem tief gesunkenen, thierartig gewordenen Volke nicht leicht. Denn durch die den Wilden natürliche Unbeständigkeit geschah es, daß die Eindrücke des Evangeliums immer bald wieder verlöscht waren, und dieser Umstand setzte die Geduld der Missionare auf eine harte Probe.

Im Jahre 1800 machte Kicherer eine Reise nach der Capstadt, um sich Lebensmittel und namentlich Kleider für seine Buschmänner zu verschaffen. Reich beschenkt kehrte er mit einem neuen Gehülfen Scholz zurück und stellte rasch die durch einen wilden Buschmann gestörte Ordnung wieder her. Einer der ersten Bekehrten war ein alter Hottentotte, der in der h. Taufe den Namen Johann erhielt; zuvor ein greulicher Mensch wurde er ein ernster, aufrichtiger und entschiedener Christ, der in festen Glauben an seinen Erlöser entschlief. Durch seinen Tod wurde sein Sohn Cornelius, erweckt, der später von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, Weib und Kind verließ und eine Zeit lang als Verkündiger des Evangeliums umherzog. Mitten unter solchem Segen von Oben schwebten die Missionare mehrmals in größter Todtesgefahr. Einmal drohte eine benachbarte Horde sie zu plündern und zu ermorden, ein andermal wollte Vigilant selbst den Miss. Kramer erstechen, weil er ihm auf sein Verlangen kein Schaf geben wollte. Die treuen Buschmänner aber wachten sorglich über das Leben ihrer Lehrer und Gott selbst schützte sie auf oft wunderbare Weise.

So waren die Missionare fast zwei Jahre lang unter mancherlei Gefahren und Entbehrungen am Zackfluße thätig gewesen, als sie von zwei Häuptlingen der Koranna's, eines andern Hottentottenstammes, eingeladen wurden, zu ihnen zu kommen. Dahin machten sie sich mit einigen neuen Gehülfen

auf den Weg und schlugen jenseits des Oranjeflusses an der Rietquelle ihre Zelte auf. Die Verkündigung der Freudenbotschaft von Christo machte auf viele der dort zusammenströmenden Heiden einen so überwältigenden Eindruck, daß sie unter der Macht desselben zu Boden fielen, während zahllose Thränen über ihre Wangen flossen. Hinterließen auch diese gewaltsamen Erschütterungen, welche aus der Natur eines rohen Volkes wohl erklärlich sind, häufig keinen bemerklichen Eindruck, so waren sie doch bei Manchen die Vorboten einer wahren Bekehrung.

Der Aufenthalt an der Rietquelle war übrigens für die Missionare eine Zeit großer Entbehrungen; es verfloß ein halbes Jahr, und sie hatten kein Stück Brod auch nur gesehen. Da überdies die Weideplätze für das dorthin zusammengetriebene Vieh nicht mehr ausreichen wollten, und die am Zackfluße Zurückgebliebenen dringend um Wiederkehr baten, so überließ Kicherer die Fortsetzung des Werks unter den Koranna's seinen Gehülfen Anderson und Kramer und zog nach 10 monatlichem Aufenthalt mit Scholz und seinen Leuten wieder an den Zackfluß, um hier eine bleibende Niederlassung zu gründen. Rüstig ging es an den Bau einer großen Kirche, um welche her die bekehrten Buschmänner ihre Wohnungen aufrichteten. Aber bald sanken sie in ihre alte Trägheit zurück; da drohte Kicherer, er werde sie verlassen und eine ihm angebotene Pfarrei übernehmen. Das wirkte; unter vielen Thränen baten sie ihn zu bleiben, eine Kirche für 800 Zuhörer und ein Missionshaus wurde von Stein gebaut, rings umher die Wohnungen der Gemeindeglieder und dahinter im Kreis die kleinen Hütten der noch Ungetauften. Ende 1802 hatte Kicherer die Freude, 30 Erwachsene und 24 Kinder taufen zu können, und selbst die holländischen Christen sagten: „Gott thut Wunder in unsern Tagen, in dieser Wüste! Was ist das für eine Zeit, in der wir leben! Wie groß ist die Freundlichkeit des HErrn, der sich solchen armen blinden Geschöpfen offenbart!"

Geschwächte Gesundheit und andere dringende Ursachen

nöthigten Kicherer, im Frühjahr 1803 zu einer Reise nach Europa. Rührend war der Abschied von seiner aus 83 Getauften und 500 Taufbewerbern bestehenden Gemeinde, die er einem wackern Christen, Bosmann mit Namen, übergab. Seine Rückkehr verzögerte sich bis zum Januar 1805, wo er in der Capstadt eintraf und sofort an den Zackfluß weiter eilte. Hier stand es aber traurig. Anhaltende Dürre und die Besitznahme des Landes durch die Bauern hatte mit Ausnahme der Getauften, die entschlossen aushielten, alle andern Leute von dem Platze verscheucht. Kicherer wollte bleiben, aber bei dem Anhalten der Dürre und den vielen Plünderungen der wilden Buschmänner wurde die Noth je länger je größer, so daß er endlich die ihm angetragene Predigerstelle in Graaf Reinet annahm, wohin seine noch übrigen Bekehrten ihm folgten. So nahm die erste Buschmann-Mission ein Ende.

Ungefähr acht Jahre später wurde diese Mission erneuert. Toomberg, später Gracehill (Gnadenhügel) genannt, wurde angelegt, wo ein frommer Colonist, Erasmus Smith, vorläufig den Anbau und die Predigt besorgte. Als die Besorgniß der Buschmänner, in die Hand der Bauern verrathen zu werden beseitigt war, fanden sich bald 500 ein, fingen an zu arbeiten, und auf der bisher öden Steppe erwuchs eine Gemeinde Christi. Unter den aus geistlichem Tode Erweckten regte sich ein Eifer, die Segnungen des Wortes auch ihren verkommenen Landsleuten zu überliefern, die noch ohne Gott in der Welt lebten. Es war eine Lust, aus dem Munde der Kinder die Lobgesänge Jehovas zu hören, ihre Fortschritte im Buchstabiren und Lesen wahrzunehmen und so thatsächlich die Lüge widerlegt zu sehen, daß die Buschmänner keine Menschen seien mit unsterblichen Seelen.

Ein zweiter Leuchter mit noch hellerem Lichte wurde aufgerichtet in der Station Hephzibah, drei Tagreisen nördlich von Gracehill. Der Häuptling, welcher bisher in jeder Art von Greuel der Erste war, wurde zu einem Erstling der Gnade. Er rief vor allen aus: „nun glaube ich, daß ein Gott ist!

Woher hätte ich Hände zum Betasten, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Füße zum Gehen, wenn Gott nicht wäre? Wir wollen zu ihm beten, daß er noch mehr Lehrer uns senden wolle. So ein Herz hatte ich nie zuvor. Alle Buschmänner sollen kommen, GOttes großes Wort zu hören. Ich muß ein Haus bauen, und alle meine Kinder müssen unterrichtet werden." Dieser frühere Ausbund von Sünde war jetzt der anhaltendste Beter im Kämmerlein, und in des Häuptlings Fußtapfen traten seine Stammgenossen. Miss. Corner durfte da eine Hütte Gottes bei den Elendesten unter den Elenden sehen und gab mit Recht dieser Stätte in der Wüste den Namen Hephzibah d. h. „Der HErr hat seine Lust an ihr."

Wie ein Blitz aus heitrem Himmel fiel mit einem Male über die erst begonnene Arbeit der von den Bauern ausgewirkte Befehl des englischen Statthalters, daß die Missionare sofort ihre Stationen zu verlassen und ihr Werk unter den Buschmännern aufzugeben hätten. Mit trauernden Herzen gehorchten sie, und lange noch warteten die Buschmänner sehnlichst auf ihre Rückkehr. Aber die Bauern nahmen die früheren Stationshäuser und das angebaute Land in Besitz und jagten die armen Buschmänner in die Wüste. Ja nicht genug damit, daß man sie in die finstre Grube des alten Elends zurückwarf — im Jahre 1818 wurden sogar die alten Militair-Commandos gegen sie erneuert, welche sieben Jahre lang währten und denen der Holländer an Grausamkeit nichts nachgaben. Im Jahre 1816 wohnten auf den beiden Station 1600 Buschmänner, andere wohnten da und dort in besonderen unabhängigen Dörfern. Neun Jahre später waren alle diese Dörfer verschwunden, die Missionsstationen aufgehoben, und die wenigen noch vorhandenen Buschmänner standen entweder im Dienst der Bauern oder lebten auf flüchtigem Fuße in Felshöhlen und fürchteten sich am hellen Tage hervorzukommen, um nicht gleich wilden Thieren erschossen zu werden.

Mit welch' unauslöschlichen Greueln ist doch der Christenname befleckt in der Geschichte der Mission nicht blos aus

früheren Zeiten, sondern bis in unser Jahrhundert herein! War schon die Verdrängung eines Volkes aus seinen heimischen Sitzen, welche es anfangs mit den Einwanderern gutmüthig getheilt hatte, und seine Vertreibung in die „Büsche" und Wälder, die ihnen den Namen Buschmänner gab, eine Missethat christlicher Colonisten, wodurch unglückliche Heiden noch unglücklicher gemacht wurden, — so war die Ausrottung der Mission ein Frevel nicht blos an Menschen, sondern an der Majestät und Gnade des HErrn HErrn selbst. Wird nicht das Heidenthum, welchem man bei den Buschmännern begegnete, bei aller seiner schauerlichen Tiefe und Finsterniß doch noch überboten und übertroffen von dem Heidenthum derer, welche das Elend dieser Hottentotten bis zu so furchtbarem Grade steigerten, sie durch ihr eigenes mörderische Einschreiten bis zum Aeußersten der Verwilderung und Entmenschung brachten, ja geflissentlich alle Mittel zerstörten, durch welche jene Jammerbilder zu wahrhaftigen Menschen und GOttesbildern umgestaltet werden konnten? Aus dem Zusammentreffen ungläubiger Christen mit eingeborenen Heiden war auf beiden Seiten ein massenhaftes Verderben, ein Heidenthum erwachsen, schwärzer und grauenhafter als es bei den Landeseinwohnern und bei den Ankömmlingen bisher gewesen war.

Doch wozu werden so traurige Bilder uns vor Augen gestellt? Dazu, daß wir die große Schuld erkennen, welche die Christenheit sich aufgeladen, und so viel an uns ist, mit allem Ernst und Eifer helfen, daß sie nicht nur nicht vergrößert, sondern, so weit es möglich ist, abgetragen werde; und kann es auch nicht mehr an diesem vernichteten Volke geschehen, so doch an andern noch in Finsterniß und Todesschatten sitzenden Völkern. Nur dadurch erreichen wir, daß nicht über uns das Wort gesprochen wird: „ihr kommt nicht hinein (in's Himmelreich) und wehret denen, die hinein wollen", sondern das Verheißungswort: „Die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich". Amen.

22.

Die Betschuanen I.

1 Cor. 2, 14. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste GOttes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen.

Östlich von den Hottentotten wohnt in einem zum größten Theil aus weit ausgebreiteten wellenförmigen Ebenen bestehenden Lande mit wenig Quellen das Volk der Betschuanen, das in unzählige Stämme zersplittert ist. Sie gehören zu der Volksfamilie der Kaffern, aber wenn sie auch weniger schön sind als diese, so stehen sie doch auf einer nicht unbedeutend höheren Bildungsstufe. Die Stämme nennen sich nach verschiedenen Thieren, was wohl daher kommt, daß sie in früheren Zeiten dem Thierdienst ergeben waren, wobei sie heilige Tänze aufführten. Daher muß man noch jetzt, will man den Stamm eines Betschuanen wissen, ihn fragen: „was tanzest du?" Auch hat jeder Stamm eine abergläubische Furcht vor dem Thiere, nach welchem er genannt ist, genießt niemals dessen Fleisch und scheut sich auch, es zu tödten. Weniger kriegerisch wie die Kaffern führen sie ein mehr seßhaftes Leben, und bebauen mehr als jene Garten und Feld. Bauen sie ihre Wohnungen, so wird an einer erhöhten Stelle eine Tenne geebnet und auf dieser das stets runde Haus erbaut, welches mit einem bedeckten, nach außen offenen Gang umgeben ist; in diesem wird gekocht, so daß das Innere von Rauch frei bleibt, im Hause selbst aber und dessen Umgebung wird alles sehr reinlich gehalten. Sie leben meistens in größern Städten, die mitunter von Tausenden bewohnt sind.

Außer den Kriegen beschäftigen sich die Männer nur mit der Jagd und ihren Heerden, den Weibern aber liegt die viel

schwerere Arbeit ob, den Acker zu bestellen, die Häuser zu bauen und die Kinder aufzuziehen. Und da es der Mann bequem findet, viele solche Untergebene zu haben, so ist es erklärlich, daß unter den Betschuanen die Vielweiberei herrscht. Abgesehen davon, daß Diebstahl auch bei Kindern auf grausame Weise bestraft wird, ist von Kinderzucht keine Rede. Wenn die Knaben 8—14 Jahre alt sind, werden sie beschnitten und gelten dann als erwachsen, dürfen sich bemalen, Männerkleidung und Schild und Speer tragen; mit einer andern Ceremonie treten die Mädchen aus den Kinderjahren.

Alle Krankheiten leiten sie von Bezauberung ab, gegen welche sie durch allerlei Amulette sich zu schützen suchen. Kranke und Verwundete werden außerhalb des Ortes in eine elende Hütte oder nur unter ein Schirmdach gegen Sonne und Wind gebracht, wo sie zwar mit Nahrung versehen, aber häufig eine Beute der zahlreich umherstreifenden Löwen und Hyänen werden. Stirbt ein Angesehener, so stellt der Häuptling einen Mann auf, der über die genaue Verrichtung aller gebräuchlichen Ceremonien wachen muß; die Leichen der Armen oder Fremdlinge aber werden nur auf den Anger geschleppt.

Die Regierungsweise unter den Betschuanen ist sehr einfach. Jeder Stamm hat seinen König, dessen Regiment erblich ist, und der gewöhnlich in der größten Stadt des Stammes wohnt. Unter jedem König steht wieder eine Anzahl Häuptlinge. Der Familienvater ist unbeschränktes Haupt der Familie; seine Kinder bauen ihre Hütten um die seinige her, und je größer die Zahl der Kinder, desto größer wird sein Einfluß. Etwa in der Mitte eines solchen Kreises von Hütten befindet sich ein freier Platz, die sogenannte Khotla, wo man arbeitet, speist und plaudernd zusammensitzt. Ein armer Mann schließt sich an die Khotla eines Reichen an und wird von da an als eines seiner Kinder betrachtet. Obgleich die Macht des Königs sehr groß ist, so wird sie doch beschränkt durch die Häuptlinge, welche in den öffentlichen Landtagen oder Pitschos die größte Redefreiheit gebrauchen und oft hart ta-

sdeln, was ihnen an seiner Regierung mißfällt. Der König verspart seine Beredsamkeit auf das Ende der Verhandlungen, wo er nie unterläßt, in der wüthendsten Sprache die zu geißeln, welche seine Fehler aufdeckten, oder wie er sich ausdrückt, über einen Körper hinweggegangen sind und ihre Füße auf seinen Nacken gesetzt haben.

An ihren Gewohnheiten halten die Betschuanen mit großer Zähigkeit fest und fühlen sich darin so wohl und behaglich, daß sie sich von der Mangelhaftigkeit derselben nur schwer überzeugen lassen. In ihrem Charakter haben sie etwas Offenes, Edles und Umgängliches, doch gehen Sünden gegen das sechste Gebot, Lüge Betrug und Rachgier auch unter ihnen im Schwange, wie unter allen Heiden. Mit größter Gleichgültigkeit behandeln sie den Mord, der dem Thäter weder Unruhe macht noch Schande bringt und nur selten bestraft wird. Von dem herrschenden Aberglauben geben die vielen Amulette Zeugniß, welche sie besonders am Halse zu tragen pflegen, bald eine Wurzel, die vorzügliche Heilkraft besitzen, bald ein durchsichtiger Stein, der vom Himmel gefallen sein soll; kleine Vogelknochen dienen zum Wahrsagen, Schlangenhäute zum Schutz gegen den Angriff eines Feindes und Aehnliches.

Man hat behauptet, die Betschuanen wie fast alle südafrikanischen Stämme hätten gar keine Religion; denn in dem ganzen Lande findet sich nirgends ein Tempel, auch kein Götzenbild, kein Altar, keine heilige Sage, kein einziger Ueberrest aus alter Zeit, welcher den Kindern bezeugte, daß ihre Väter dereinst ein übermenschliches Wesen angebetet hätten. Aber Mensch sein und Etwas von Religion haben, sei dieses Etwas, auch noch so verhüllt und verdunkelt, gehört so untrennbar zusammen, als Mensch sein und Athmen. Bei den Betschuanen stellt sich dieser Rest von religiösem Bewußtsein theils in ihrer Verehrung der Geister der Verstorbenen, Barimo's, denen sie Thieropfer darbringen, theils in ihrer abergläubischen Knechtung unter das Wort der Wahrsager, Zauberer und Regenmacher dar. Durch beides wird

in der Vorstellung des Volkes das Uebernatürliche und Unsichtbare vertreten, mit dem es die Religion zu thun hat, und an die Stelle der Götter und ihrer Verehrung tritt der Zauberer und die Darbringung von sühnenden Geschenken, die ihm und den Barimo's zu Theil werden. Daß aber trotz dieser allgemeinen Versunkenheit doch wenigstens in einzelnen Seelen noch die Ahnung eines Höheren dämmerte, zeigen die Worte eines Betschuanen, die er an einen Missionar richtete: Deine Lehren, o weiser Mann, sind gerade das, wonach ich verlangt und gesucht hatte, ehe ich dich kennen lernte. Vor zwölf Jahren ging ich einmal an einem wolkigen Tag im Lande der Maluti's den Tlotsefluß entlang und hütete meine Heerde. Auf einem Felsen sitzend, meine Schafe vor mir, machte ich traurige Fragen, ja traurige, weil ich sie nicht beantworten konnte. Die Sterne, sagte ich, wer hat sie je mit seiner Hand berührt? auf welchen Pfeilern ruhen sie? Die Wasser werden nicht müde, sie laufen unaufhörlich bei Tag und Nacht; aber wo halten sie an? oder wer macht sie so laufen? Auch die Wolken gehen, kommen wieder und fallen als Wasser zu Boden. Wo steigen sie auf? wer schickt sie? Sicherlich sind es nicht die Regenmacher, die uns den Regen verschaffen, denn wie könnten sie ihn machen? Der Wind, was ist er? wer bringt ihn, wer nimmt ihn weg? wer macht, daß er bläst und rauscht und uns erschreckt? Weiß ich, wie das Korn wächst? Gestern war noch kein Hälmchen zu sehen auf meinem Felde; heute komme ich wieder und finde etwas; es ist sehr klein, ich kann es kaum sehen; aber es wird aufwachsen wie ein junger Mann. Wer kann dem Boden Weisheit und Kraft gegeben haben, dieses Korn hervorzubringen? Als ich das sagte, stützte ich die Stirne auf meine Hände. — Wiederum dachte ich bei mir selbst und sprach: Wir alle gehen hinweg, aber dieses Land bleibt da; es bleibt allein da, denn wir alle müssen fort. Aber wohin gehen wir? Mein Herz antwortete: vielleicht gibt es noch andere Menschen außer uns, daß wir zu denen gehen. Dann sagte ich wieder: vielleicht

leben diese Menschen unter der Erde und wir gehen zu ihnen. Aber dagegen erhob sich wieder ein anderer Gedanke und sprach: Diese Leute unter der Erde, woher kommen sie? Jetzt wußte mein Herz nicht mehr, was es denken sollte, es wurde ganz verwirrt. — Dann erhob sich mein Herz wieder und sprach zu mir: alle Menschen thun viel Böses, und du, auch du hast viel Böses gethan. Wehe dir! Ich erinnerte mich an viel Unrecht, was ich Andern angethan hatte, und mein Gewissen peinigte mich deßhalb insgeheim, während ich so auf dem Felsen saß. Ich sage dir, ich war erschrocken darüber. Ich sprang auf und lief meinen Schafen nach, um mich wieder aufzuheitern, aber ich zitterte sehr!" Sind das nicht wunderbare Fragen eines Heiden, die uns laut zurufen: kommt herüber und helft uns, helft uns, unser Herz zu stillen?

Der Anfang dazu wurde gemacht im Jahre 1813, als Miss. Campbell auf seiner Reise durch Südafrika nach Lattuka, der großen Hauptstadt des Batlapi-Stammes kam und mit dem König Matibe über die Aufnahme von Missionaren unterhandelte. Der König meinte zwar, seine Leute hätten keine Zeit die Lehrer zu hören, weil sie mit Vieh und Ackerbau genug zu thun hätten, auch würden sie nicht leicht ihre alten Sitten aufgeben u. s. f., doch erklärte er schließlich: „Sende Lehrer, ich will ihr Vater sein!" In Folge dessen kamen 1816 zwei Missionare, Hamilton und Evans nach Lattuka. Hier war aber unterdessen die Stimmung eine andere geworden. Nach allerlei Ausflüchten rief endlich der König sein Volk zusammen und sprach: „Saget heraus, was ihr denkt. Als die Männer (Campbell und seine Begleiter) hier waren, da schwieget ihr stille; und als sie fort waren, da machtet ihr mir Vorwürfe. Darum sprecht euch aus, damit ihr nicht wieder nachher mich tadelt." Da riefen Viele aus dem Volke: die Missionare sollen nicht kommen! und Matibe setzte hinzu: „wie das Volk sagt, so sage auch ich: die Missionare sollen nicht herkommen." Dabei blieb es denn und betrübten Herzens mußten die Missionare von dannen ziehen.

Als aber im folgenden Jahre der Hauptfeind der Mission, ein Bruder Matibes, umgekommen war, zog Miss. Read nach Lattuka, wurde zwar anfangs kalt aufgenommen, erhielt aber doch endlich die Zusicherung, daß Missionare kommen dürften. Unter Miss. Hamilton wurde die Stadt Lattuka an den Kurumanfluß verlegt und eine Kirche erbaut. Aber das Loos des alleinstehenden Missionars war hart. Er mußte selbst sein Feld bestellen, arbeiten um zu essen, und das mühsam Erarbeitete von den unverschämten Menschen sich noch stehlen oder halb mit Gewalt wegnehmen lassen. Einen halben Tag hatte er einst unter glühender Sonnenhitze an seiner Handmühle sich abgearbeitet, um so viel Mehl zu gewinnen, daß er einen für acht Tage ausreichenden Brodlaib backen konnte. Endlich war er fertig; am Abend aber, als er vom Gottesdienst heimkam, war sein Brod gestohlen. Allein Hamilton war ein Mann der Geduld und blieb unermüdet, den Heiden vom Weg der Seligkeit zu reden; doch da war kein Gehör. Bis ins Unglaubliche ging besonders ihr Hang zum Diebstahl, und kaum einmal war der Missionar in der Kirche, ohne daß die Heiden inzwischen das Haus bestahlen. Oft war die kleine Wohnung von schmutzigen Heiden so gefüllt, daß man sich kaum bewegen konnte; was sie berührten, war beschmutzt, man konnte nicht essen, ehe sie gingen, und Stunden lang blieben sie und legten sich wohl gar zum Schlaf nieder. Nichts aber ging über die Stumpfheit der Betschuanen gegen die christliche Wahrheit.

Im Gottesdienst erschienen wohl gegen 50 Personen, aber sie schnarchten, arbeiteten, lachten und thaten, was sie wollten. War ihnen eine Heilswahrheit so einfach als möglich erklärt, — doch fragten sie: „was ist es, das du uns sagen willst?" Von einem Sündenbewußtsein war vollends keine Spur zu entdecken noch zu erwecken, und was man ihnen von göttlichen Dingen sagte, darüber spotteten sie wie über eine Fabel. So zeigte ein Häuptling einst auf den inzwischen nach Lattuka gekommenen Missionar Moffat mit den Worten: „Hier

steht Ra-Mary (Vater der Mary, so hieß Moffat's älteste Tochter); der sagt uns, die Himmel seien gemacht, die Erde auch, durch einen Anfänger, den er Morimo heißt. Habt ihr je etwas Aehnliches gehört? Er sagt, die Sonne gehe auf und unter durch die Macht des Morimo, so auch, Morimo mache, daß auf den Winter der Sommer folgt, der Wind bläst, der Regen fällt, das Gras wächst und die Bäume ausschlagen und (seine Arme um und über sich werfend) GOtt wirkt in Allem, was ihr seht und höret! Habt ihr je solche Worte gehört?" Da er sah, daß der Haufe nahe daran war, in ein Gelächter auszubrechen, sagte er: „Wartet, ich will euch noch mehr sagen: Ra-Mary sagt zu mir, wir hätten einen Geist in uns, der nie sterbe, und unsre Leiber, wenn sie todt und begraben sind, werden wieder auferstehen und leben. Thut doch heute eure Ohren auf; habt ihr je solche Fabeln gehört?" Nun brachen alle in ein erstickendes Gelächter aus, und schließlich bat der Häuptling den Missionar, ja nicht mehr von solchen Thorheiten zu reden, damit ihn seine Leute nicht für wahnsinnig hielten. Ja es kam so weit, daß nach einer heimlich gehaltenen Versammlung der Häuptlinge einer derselben zu den beiden Missionaren kam und erklärte: die Häuptlinge des Volks hätten beschlossen, daß sie das Land verlassen müßten, und nöthigenfalls würde man Gewalt anwenden. Als die Missionare in bestimmter Weise sich dessen weigerten, sah jener seine Begleiter mit vielsagendem Kopfschütteln an und sagte: „Diese Leute müssen zehn Leben haben, daß sie den Tod so wenig fürchten; es muß etwas an der Auferstehung sein." Die Rathsversammlung brach auf, und die Missionare blieben.

Im Jahre 1824 machte sich Moffat auf zu einem Besuche Makaba's, des Königs der Wangketsi, von welchem er eine Einladung erhalten hatte. Von diesem wurde er in der großen Hauptstadt Kuakue aufs Freundlichste aufgenommen. Meine Freunde, sagte Makaba, ich bin vollkommen glücklich, mein Herz ist weißer wie Milch, weil ihr mich besucht habt.

Heute bin ich ein großer Mann; die Leute werden nun sagen: Makaba steht im Bund mit den Weißen u. s. f." Bei einem Besuche fragte ihn Moffat, ob er schon irgend etwas von Gott wisse; Makaba erwiederte mit großem Nachdruck: „wie kann ich es? es hat mich Niemand jemals unterrichtet." Und als Moffat im Verlauf des Gesprächs auf das jüngste Gericht und die Auferstehung der Todten zu reden kam, rief der König erstaunt aus: „was? was sind das für Worte über die Todten? werden die Todten auferstehen?" — Ja alle Todten werden auferstehen. — „Wird mein Vater auferstehn?" — Ja dein Vater wird auferstehen. — „Werden Alle, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind, wieder in's Leben kommen?" — Ja. — „Und Alle, welche von Löwen, Tigern, Hyänen und Krokodilen verschlungen worden sind, werden sie wieder lebendig werden?" — Ja, sie werden erscheinen im Gericht. — „Und diejenigen, deren Leichname auf dem Sand der Wüste niedergefallen und verwest sind, und deren Asche in die Winde zerstreut worden ist, werden die auferstehen?" fragte er mit triumphirender Miene, wie wenn er dem Missionar den Mund damit geschlossen hätte. Der aber erwiederte: Gewiß, nicht Einer von ihnen wird vergessen sein. Hierauf wandte sich der König zu seinen Leuten und rief mit gewaltiger Stimme: „Höret, wer unter euch weise ist, haben eure Ohren jemals so seltsame Nachrichten vernommen?" Dann wandte er sich an einen Mann, dessen Gesicht und Kleidung auf ein hohes Alter und ungewöhnliches Ansehen deuteten: „Hast du jemals so wunderbare Nachrichten gehört?" — Nein, ich glaubte, alles Licht des Landes zu besitzen, denn ich habe die Erzählungen mehrerer Generationen gehört. Ich nehme den Platz der Aeltesten ein, aber die Worte aus diesem Munde bringen alle meine Kenntnisse in Verwirrung. Sicherlich hat der Mann lange vor der Zeit unsrer Geburt gelebt. Jetzt wandte sich Makaba zu Moffat, legte ihm die Hand auf die Brust und sagte: „Mein Vater, ich liebe dich sehr. Dein Besuch und deine Anwesenheit haben

mein Herz so weiß gemacht wie Milch. Die Worte deines Mundes sind süß wie der Honig; aber was du von einer Auferstehung sagst, das ist zu hart, um verstanden zu werden. Ich will nicht mehr hören, daß die Todten auferstehen! Die Todten können nicht auferstehen! Die Todten werden nicht auferstehen!" Was, sagte Moffat, kann ein so aufgeklärter Mann seine Weisheit wegwerfen und sich abwenden vom Verstande? Sage mir, mein Freund, warum soll ich schweigen und nicht mehr reden von der Auferstehung? — Da erhob der König seinen Arm, der mächtig gewesen war in der Schlacht, schwang ihn hin und her, wie wenn er eine Lanze schleudern wollte, und rief: „Ich habe meine Tausende erschlagen, und sollen die auferstehn?" — Tiefes Schweigen folgte diesem Gespräch, und zuletzt sagte der König: „Was hören meine Ohren heute? Ich bin alt, aber solches habe ich noch nie gedacht." — Einige Tage nachher nahm Moffat Abschied und kam nach mehrwöchentlicher Abwesenheit glücklich auf seiner Station am Kuruman an.

Hier folgten noch Jahre trübsalvollen Harrens für die Missionare; besonders die Frauen zeigten eine unüberwindliche Anhänglichkeit an ihre heidnischen Sitten und Vorurtheile und wußten die Männer durch Ueberredung selbst vom Besuch des Gottesdienstes abzuhalten. Um drohender Kriege willen mußten die Missionare mehrmals flüchten, kehrten aber immer bald wieder zurück. 1827 war die Station von 50 Familien bewohnt, lauter Flüchtlinge aus sieben versprengten Stämmen; das erste Lesebuch in der Landessprache war gedruckt, und die Schule konnte mit größerem Ernste als bisher betrieben werden. Groß war endlich die Freude der Missionare, als nach elfjähriger, scheinbar vergeblicher Arbeit doch wenigstens vier Betschuanen den in ihre Sprache übersetzten Katechismus lesen konnten, und Hoffnung bestand, daß bald noch 6—8 zu dieser Zahl hinzukommen würden.

Wohl mochten die Missionare unter solchen Umständen klagen: „ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine

Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des HErrn und mein Amt meines GOttes ist" (Jes. 19, 4), aber der HErr erhielt ihre Kraft und Geduld, daß sie nicht müde wurden, das Wort vom Kreuz zu predigen, und endlich durften sie auch Früchte sehen von dem reichlich ausgestreuten Samen des göttlichen Wortes. Das wollen wir das nächste Mal betrachten, nun aber Gott bitten, er möge alle seine Knechte mit solcher Geduld ausrüsten und seinem Worte Kraft geben, daß es überall auch vollbringe, wozu es gesandt ist. Amen.

23.

Die Betſchuanen II.

Jerem. 16, 19. HErr, du biſt meine Stärke und Kraft, und meine Zuflucht in der Noth. Die Heiden werden zu dir kommen von der Welt Ende, und ſagen: unſere Väter haben falſche und nichtige Götter gehabt, die nichts nützen können.

Wir hörten das letzte Mal von der Gründung der Miſſion unter den Betſchuanen, einem großen in viele Stämme zertheilten Volke Südafrikas. Die Erfahrungen, welche dort die Miſſionare machen mußten, beſtätigten uns das Wort der Schrift, daß der natürliche Menſch vom Geiſte GOttes nicht vernimmt, es ihm eine Thorheit iſt. Von all' ihrer Mühe und Arbeit, ihrem Lehren, Bitten und Ermahnen ernteten ſie nur Spott und Hohn. Endlich nach mehr als 10jähriger Arbeit hatten ſie auf einige Eingeborene ſo viel Einfluß gewonnen, daß ſie leſen gelernt hatten. Gegen das Neujahr 1829 zeigten ſich auch bei einzelnen Spuren eines aufgewachten Gewiſſens, und damit war die Eisdecke gebrochen, die bisher auf den Herzen lag; es kam der Frühling dieſes Volkes, die Wildniß fing an zu blühen und der heilige Geiſt wehte unter den Todtengebeinen. Was man im Betſchuanenlande, wo die Männer auch beim tiefſten Schmerze trocknen Auges bleiben, nie geſehen hatte, das ſah man jetzt ſonntäglich in der Kirche am Kuruman, eine Verſammlung harter Krieger, die viele Thränen vergoſſen. Ja ſelbſt Kinder weinten, und Manche wurden von der Macht ihrer Empfindungen ſo ergriffen, daß ſie in Krämpfen niederfielen. Und nicht blos auf die Kirche beſchränkte ſich dieſe Bewegung; Nächte hindurch erſcholl der Geſang in den Häuſern, Tage lang verſtummte nicht die Stimme des Gebets; jetzt hieß es unter den vorher

so stumpfen Heiden: ich suche JEsum! wir waren wie die Thiere vor GOtt! was sollen wir thun, daß wir selig werden? Versammlungen zum Lobe GOttes und zu gemeinschaftlichem Flehen wurden gehalten, ein Schulhaus von den Neuerweckten aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten gebaut. Unter dem Zulauf von Hunderten von Heiden wurden im Mai 1829 die sechs Erstlinge der Betschuanen getauft, zu denen im folgenden Jahre noch mehrere hinzukamen. Die Getauften fingen von selbst an, sich schicklicher zu kleiden; die Männer übernahmen die schweren Arbeiten, die sonst den Weibern überlassen waren, und diese fertigten die nöthigen Kleider. Lange Zeit durften die Missionare, wenn sie eine Frau Kleider zurüsten sahen, im voraus erwarten, daß diese Familie sich bald zur Taufe melden würde. Dabei hatten sie ein ungemeines Verlangen nach Unterricht und nahmen täglich zu an Bibelkenntniß und Gesittung. Eine neue Kirche wurde gebaut und willig trugen die Betschuanen dazu bei. Ein lebendiges Zeugniß von der Kraft des göttlichen Wortes über die Herzen wurde eine alte Frau, die, eine rechte Erzheidin, allen Schmutz und Greuel des Heidenthums in sich vereinigte, das Orakel der jungen Weiber auf der Station, weil sie die Weisheit der Alten wußte, und eine Meisterin war in Gotteslästerung und Christenhaß. Diese kam eines Tages, ein Kind suchend, in die ihr verhaßte Kirche, wo sie einige Minuten warten mußte. Kaum hatte sie ein paar Sätze gehört, so lief sie davon. Aber am folgenden Sonntag kam sie wieder. Die Leute erschracken, denn sie kannten ihre Bösartigkeit; sie hörte jedoch ruhig zu und machte keine Störung. Nach einigen Tagen kam sie ganz verstört zu Miss. Moffat und schrie: „ach meine Sünden! ach meine Sünden!" Thränen strömten über ihre Wangen, kein Trost wollte bei ihr haften; jede Nacht rief sie den Missionar aus seinem Bette, um zu erfahren, was aus ihrer Seele werden sollte. Eines Tags traf sie ihn auf der Straße, umfaßte seine Hände und rief, wie wenn ihr das Herz zerspringen wollte: „leben kann ich nicht und ster-

ben kann ich auch nicht!" Moffat wies sie zu dem Lamm GOttes, sie aber unterbrach ihn: „Du sagst, das Blut Christi mache rein von aller Sünde; weißt du die Zahl der meinigen? Sieh' jene Grasfläche und zähle die Grashalme oder die Thautropfen; — sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten." Nach etlichen Wochen aber konnte sie an den Heiland glauben, saß zu Seinen Füßen, gereinigt, gekleidet und vernünftig, und wußte nicht, wie sie demüthig genug von sich selbst sprechen und eifrig genug nach Unterricht fragen sollte.

Schon vor dieser großen Erweckung am Kuruman hatte Miss. Moffat eine Reise zu Mosolekatsi, dem mächtigen Fürsten der Matabelen gemacht. Mosolekatsi nämlich hatte 1829 von den Weißen am Kuruman gehört und zwei seiner Häuptlinge dorthin gesandt, um sie zu sehen. Die Betschuanen erschracken nicht wenig, als diese ganz nackten Menschen unter ihnen erschienen, die über Alles staunten, was sie sahen. Besonders der Gottesdienst machte tiefen Eindruck auf sie, und sie fragten über Alles, was sie sahen und hörten. „Ihr seid Männer, wir sind Kinder," sagte einer von ihnen beim Anblick der Häuser, der Geräthe, des Ackerbaues. Auf ihre Bitten reiste Moffat zu ihrem Schutze mit ihnen, da viele der Stämme, durch welche ihr Weg führte, von Mosolekatsi Uebels erduldet hatten, und sie darum für ihr Leben fürchteten. Nach langem beschwerlichen Zug betraten sie endlich das Gebiet „des großen Königs" und wurden aller Orten mit der größten Freundlichkeit und Hochachtung behandelt, bis sie in die Hauptstadt Mosega einzogen. Man führte sie in ein großes weites Gehege; 400 Krieger saßen dort in tiefem Schweigen. Plötzlich, als die Reisenden vom Pferd steigen, stürzen 300 Krieger aus einem Versteck hervor, es erschallt ein lauter Kriegsgesang und nach dreimaligem Zuruf schweigt Alles. Darauf kommt Mosolekatsi selbst, reicht den Fremdlingen die Hand und spricht zu Moffat: „Mein Vater, das Land ist offen vor dir. Du bist zu deinem Sohn gekommen. Du sollst schlafen, wo es

dir gefällt." Später legte der König, den die Seinen wie einen Gott verehren, seine Hand auf Moffat's Schulter und sagte: „Matschobane, (so hieß des Königs Vater), ich nenne dich so, weil du mein Vater gewesen bist. Du hast mein Herz so weiß wie Milch gemacht; Milch ist heute nicht weiß, aber mein Herz ist weiß. Ich kann nicht aufhören, mich über die Liebe eines Fremdlings zu wundern. Du hast mich nie zuvor gesehen, aber du liebst mich mehr denn mein eigenes Volk. Du speistest mich, als ich hungrig war; du kleidetest mich, als ich nackt war; du trugst mich in deinem Busen, dein Arm schirmte mich gegen meine Feinde!" Und als Moffat ihm einredete, er wisse nicht, wie er ihm dergleichen Dienste hätte leisten können, erwiederte er, auf die beiden Häuptlinge zeigend, die er an den Kuruman geschickt hatte; „dies sind meine vornehmsten Diener, darum habe ich sie zu dir geschickt; sie sind meine Augen, meine Ohren, mein Mund. Du speistest sie, du kleidetest sie, und als sie umgebracht werden sollten, warst du ihr Schild. Du hast es mir gethan, du hast es dem Mosolekatsi gethan, dem Sohn Matschobanes." — Während seines dortigen Aufenthalts war Moffat besonders bemüht, den König zum Aufgeben der grausamen Kriege zu bewegen. Bei solcher Gelegenheit fragte ihn einst Mosolekatsi, ob es ihm wirklich Ernst sei mit seinem Verlangen, daß er dem Krieg ganz aufgeben und keine Menschen mehr umbringen solle. „Sieh nur die Menschengebeine an, entgegnete Moffat, die auf deinem Gebiet zerstreut umherliegen; sie reden eine entsetzliche Sprache und sagen zu mir: wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!" Als er dann fortfuhr zu reden und von der Auferstehung der Todten predigte, erschrack der König und versprach, keinen Krieg mehr anzufangen. Mosolekatsi war einst ein Häuptling des furchtbaren Zulukönigs Tschaka, des Schlächters ganzer Nationen, gewesen, hatte sich dann von ihm getrennt und war jetzt selbst ein Mann, vor dem sein ganzes Volk in Sclavenfurcht erzitterte. Dennoch begleitete er Moffat auf seiner Rück-

reise eine Tagreise weit und überhäufte ihn beim Abschied mit Segenswünschen. Seine letzten Worte an ihn waren: „Komm wieder zu uns und bring uns Missionare; ich will, daß hier Alles ebenso eingerichtet werde wie in Lattuka (der Station am Kuruman)."

Im Jahre 1834 kam weit von Osten her nach der Station am Kuruman ein Korannahäuptling, Namens Moscheu, um Moffat zu sehen, hielt sich zwei Tage auf, und nachdem er Alles betrachtet hatte, schied er mit dem Worten: „ich bin gekommen, dich zu sehen, mein Besuch hat mir Vergnügen gemacht, und nun kehre ich nach Hause zurück." Aber nicht lange nachher kam er wieder und mit ihm sein Weib, sein Bruder und andere Verwandte; was Moscheu bei seinem ersten Besuch am Kuruman im Gottesdienst gehört, das hatte er daheim den Seinigen verkündigt, und tief ergriffen machten sie sich nun auf, um nach den Weg der Seligkeit zu fragen. „Als ich dich das erste Mal besuchte, sagte der Häuptling zu Moffat, hatte ich nur Ein Herz; nun aber bin ich mit zwei Herzen gekommen. Ich habe keine Ruhe, in meine Augen kommt kein Schlaf wegen der Dinge, die du mir bei meinem ersten Besuche gesagt hast," und dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. So lange als möglich verweilte er mit den Seinen, Alle waren sehr begierig nach Unterricht und gingen nur ungern wieder fort. Beim Abschied mußte ihnen Moffat versprechen, sie in ihrem abgelegenen Dorfe zu besuchen. Als dieser dahin kam, wurde er mit Jubel begrüßt, kam vor Mitternacht nicht zur Ruhe und mußte, am frühen Morgen kaum erwacht, dem um seinen Wagen versammelten Volke predigen, nach dem Frühstück folgte die zweite Predigt, über die sie sich dann unterhielten, und am Abend bei Mondenschein die dritte. Am andern Tag lehrte sie Moffat buchstabiren, und bis tief in die Nacht hinein sangen sie nach einer alten schottischen Melodie das Abc. Beim Abschied gab ihm das ganze Volk mehrere Stunden das Geleite und dann blieben sie noch stehen und sahen ihm nach, bis

der Wagen hinter einem Gebüsch verschwand. Von der Zeit an machte Moscheu und seine Leute gar erfreuliche Fortschritte in der christlichen Erkenntniß. Zu 40 und 50 Personen kamen sie oft an den Kuruman, brachten Kühe zu ihrem Unterhalt mit und blieben wohl zwei Monate da und lernten fleißig.

Als die neue Kirche am Kuruman 1838 feierlich eröffnet wurde, bestand die Gemeinde aus mehr als 200 Seelen, aber mehr als 800 Zuhörer waren an diesem Tag in lautloser Stille zugegen. Des Königs Gattin und Söhne waren getauft, er selbst blieb Heide. „Die Zeit ist gekommen, konnte Moffat (in London 1840) sagen, wo wir nicht auf Einen, sondern auf Hunderte hinweisen können, welche unserm Herrn JEsus Christus gehorsam geworden sind, welche nun das Evangelium mit ihrem Glauben zieren, welche lebendige Briefe sind, gekannt und gelesen von allen Heiden umher, welche die Umwandlung bewundern, anstaunen und — hassen. Ja so groß ist die Umwandlung, daß die, welche noch ferne stehen, mit Staunen gewahr werden, wie der Dieb ehrlich, der Unreine keusch, der Mörder mitleidig geworden ist, wie Personen, welche Allen um sie her ein Schrecken waren, Thränen der Buße und Reue über ihre begangenen Sünden vergießen." Hunderte von Meilen weit kamen Leute, um das in die Landes — (Sitschuanen —) Sprache übersetzte Evangelium Lucä zu erhalten. Ein junger Mann, den Moffat einst vor einer Anzahl Weiber traf, die er zum Glauben und fleißigen Lesen in der Schrift ermahnte, wandte sich an den Missionar mit der Frage: „Haben denn diese heiligen Männer, welche das Wort Gottes aufgeschrieben haben, wohl gewußt, daß es Betschuanen in der Welt gibt?" — Gewiß, antwortete dieser, ist das Wort Gottes für alle Menschen bestimmt, aber was meinst denn du dazu? — „Ich denke, war die Antwort, sie haben es gewußt, denn das Wort Gottes beschreibt jede Sünde, welche die verderbten Betschuanen in ihren Herzen haben. Du weißt, daß sie das versunkenste Volk in der Welt sind, und das ist alles in jenem Buche beschrieben, so daß die Unbekehrten keine

Lust haben, uns lesen zu hören, indem sie sagen, daß wir ihr Herz von innen nach außen kehren."

Anfangs 1842 wurde unter 30 Personen auch der alte König Matibe getauft. Von seinen Söhnen hatte er sich an den Kuruman „zu seinen Missionaren" bringen lassen. „Ich bin gekommen, sagte er, um über meine Seele zu sprechen. Ich bin grau vor Alter, aber ohne Verstand; nun ist mir nichts geblieben als mein altes Gebein und die verwelkte Haut. Ich hörte das göttliche Wort von Anfang an (seit 25 Jahren) aber ich verstand es nicht, und jetzt habe ich weder Tag noch Nacht Ruhe; meine Seele ist kummervoll und in brennender Qual; mein Herz ist krank und unruhig in meiner Brust; mein Gemüth ist finster, und mein Gedächtniß kann das theure Gotteswort nicht behalten. Aber obgleich dasselbe mich verläßt, so thut es mir doch wohl; es läßt etwas in meiner Seele zurück, was ich nicht beschreiben kann, was mir aber doch Hoffnung gibt. Ich wünsche mich zu den Füßen JEsu, des Sohnes GOttes niederzuwerfen in der Hoffnung und Erwartung, daß er mich begnadigen werde. Ich fühle, daß es meine Weisheit sein wird, zu den Füßen der Gläubigen zu sitzen, welche das Mannesalter in der Erkenntniß erreicht haben, um beständig durch sie in den Wegen der Pflicht und der Seligkeit belehrt zu werden."

Unter den neuen Missionaren, welche um diese Zeit zu den Betschuanen kamen, war auch David Livingstone; nach einem kurzen Aufenthalt auf der neu gegründeten Station Mabotsa zog er weiter nördlich nach Schokuáne, der Hauptstadt des Bakuénen-Häuptlings Setschéle, der ihn und das Evangelium mit Freuden aufnahm. Schon im ersten Jahre trat aber eine solche Dürre ein, daß der Missionar den Häuptling mit seinem ganzen Stamme zur Uebersiedlung nach dem südlicher gelegenen Bach Kolobeng veranlaßte und hier eine neue Station gründete. Setschéle selbst wurde ein warmer Freund des Evangeliums, das er auch seinen Leuten empfahl, richtete selbst Gottesdienste in seinem Hause ein, gab seine

heidnischen Gebräuche auf und konnte nach mehreren Jahren getauft werden, nachdem er seine Frauen bis auf eine freiwillig entlassen hatte. Nun aber begannen allerlei Feindseligkeiten von Seite der Heiden, und Schule und Kirche wurden nur noch von sehr Wenigen außer des Häuptlings Familie besucht. Während nun Livingstone von hier aus seine großartigen Entdeckungsreisen in Südafrika begann, wurde Kolobeng von holländischen Bauern zerstört, welche es wesentlich auf sein Leben abgesehen hatten und ungescheut ihr Bedauern aussprachen, seiner nicht habhaft geworden zu sein.

Holländische Bauern nämlich, welche seit 1836 schaarenweise aus der Capcolonie auswanderten, hatten nach mancherlei Wechseln in dem großen Betschuanenlande den Transvaal-Freistaat gegründet, der seit 1852 auch von England anerkannt ist. Mit den Betschuanen machten es die Bauern fast ebenso, wie ehedem mit den Hottentotten; der Uebermuth derselben wuchs immer mehr, und natürlich waren ihnen die Missionare ein besonderer Dorn im Auge, weil sie in diesen die Beschützer der Eingeboren sahen; drei Missionsstationen vernichteten sie in kurzer Zeit, und der Zustand des Betschuanenlandes wurde durch diese Eingewanderten so traurig wie nie zuvor. „Das gewaltsame Sträuben der Stämme gegen die Einführung des Evangeliums in den ersten Jahren der Betschuanen-Mission, die angedrohte Zerstörung durch die Mantati's und die zerstörenden Freibeuter-Einfälle von Korranna's, Griqua's und Buschmännern erschienen beim Rückblick als bloße Windstöße im Vergleich zu dem Sturm, der alle Früchte der Missionsarbeit hinwegzufegen drohte" (Moffat 1852). Endlich gelang es durch die Verwendung der englischen Regierung wenigstens die Station am Kuruman vor den Bauern sicher zu stellen, und so konnte die Arbeit nicht allein fortgeführt, sondern auch von erfreulichen Fortschritten berichtet werden.

Im Jahre 1859 wurde ein Versuch gemacht, unter den Makololo, einem Volke, das nördlich von den Matebelen jen-

seits des von Livingstone entdeckten Zambesi-Flusses seine Wohnungen hat, eine Mission zu errichten. Nach einer siebenmonatlichen, mit den größten Beschwerden und Entbehrungen verbundenen Wüstenreise kamen die Missionare Helmore und Price mit ihren Familien am 14. Febr. 1860 nach Linyanti, der Residenz des Häuptlings Sekeletu. Sie wurden zwar freundlich aufgenommen, aber bald zeigte sich der mißtrauische, feindselige Sinn des Häuptlings. Er gestattete trotz aller Vorstellungen den Missionaren nicht, die höchst ungesund gelegene Stadt Linyanti zu verlassen, und diese mußten sich in das Unvermeidliche fügen. Aber kaum hatten sie ihre Arbeit begonnen, als im Lauf einer Woche beide Missionare mit ihren Familien und allen ihren Dienern erkrankten. Helmore starb, ebenso seine Frau und 3 Kinder, und als Price im Juni den Rückweg angetreten hatte, in der Wüste auch dessen Frau, so daß dieser mit 2 Kindern Helmores allein an den Kuruman zurückkam. Mit der Makololo-Mission aber war es vorläufig am Ende.

Hoffnung erweckender aber ist die Mission unter den Matebelen, zu welchen der greise Moffat mit seinem Sohn und einigen jüngeren Missionaren im August 1859 von Kuruman aufbrach. Ende Oktober kamen sie zu Mosolekatsi, der sie freundlich empfing und sich über ihr Kommen zufrieden äußerte. Aber lange wollte er ihnen keinen Platz zur Niederlassung anweisen und schien überhaupt von allerlei Bedenken erfüllt zu sein. Die Geduld der Missionare wurde auf manche harte Probe gestellt; so verließ z. B. der König plötzlich das Dorf, ohne irgend einen Grund anzugeben, und verbot den Missionaren, ihm zu folgen. Endlich nach 4 Wochen peinlichen Wartens ließ er sie in seine Stadt Inyati kommen und ein schönes, von einer starken Quelle bewässertes Thal als Wohnplatz anweisen. Auch gab ihnen der König auf mehrfache Bitten zwei Dollmetscher, mit deren Hülfe am nächsten Sonntag mit der Predigt begonnen wurde. Nun sah Moffat das Unternehmen für gegründet an und kehrte an den Kuruman zurück, wo er im August 1860 eintraf.

Mosolekatsi blieb, wenn er auch dazwischen übler Laune war und zeitweise die Missionare mied, doch sonst freundlich, gestattete auch außerhalb Inyati zu predigen, ja 1863 sogar die Anlegung einer neuen Station. Aber bei den Leuten selbst zeigte sich lange nicht die geringste Erweckung; nicht einmal eine Schule konnte eröffnet werden, weil niemand etwas lernen wollte. Erst nach einigen Jahren wurde es besser; die Leute wurden aufmerksam in den Gottesdiensten, die Missionare mit Achtung und Zutrauen behandelt und hatten auch manche getreue Freunde. Zwar starb der treue und einflußreiche Rath des Königs, Monyebe, der sie bisher gegen den wachsenden Groll der Regenmacher geschützt und die üble Laune des Königs immer wieder zu besänftigen gewußt hatte, dagegen wandte sich ihnen nun des Königs ältester Sohn Mangwane zu. Immerhin aber wird diese Mission (nach Moffats Urtheil) mehr Glauben, Geduld und Klugheit erfordern als irgend eine andere in Südafrika.

Nach den neuesten Nachrichten soll der greise Mosolekatsi gestorben sein. Gebe GOtt, daß die durch seinen Tod eintretenden Veränderungen der Mission förderlich seien, daß die beständige Unruhe, das gegenseitige Mißtrauen der Leute und die Liebe zum Krieg aufhöre, und die Botschaft des Friedenskönigs von viel tausend Herzen im Glauben aufgenommen werde! Amen.

24.

Die Betschuanen III.

Matth. 9, 37. 38. Da sprach JEsus zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den HErrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Wir hörten das letzte Mal, daß die holländischen Bauern im Betschuanenlande die Station Kolobeng, auf welcher Miss. Livingstone unter dem Volke des Häuptlings Setschéle arbeitete, ganz und gar zerstörten. Setschéle ließ sich nun eine Tagreise von Kolobeng entfernt in Litcyane nieder, und da englischen Missionaren von den Bauern nicht gestattet worden wäre, bei ihm zu wohnen, wandte er sich an den Präsidenten des Bauernfreistaates mit der Bitte, ihm doch einen andern Missionar zu verschaffen. Dieser vermittelte es auch, daß drei Missionare aus Neu-Hermannsburg im Natal-Land zu ihm zogen, welche am 16. Juli 1857 in Litcyane eintrafen. Bald nach ihrer Ankunft besuchte sie der englische Missionar Moffat und blieb einige Tage bei ihnen. Er freute sich, sie dort zu finden, gab ihnen einige Anleitung zur Erlernung der Landessprache und hinterließ auch einige Bibeln und Gesangbücher; da er aber auf einer Reise zu dem König der Matebelen, Mosolekatsi begriffen war, konnte er nicht länger verweilen. Nach einem halben Jahre war Miss. Schröder bereits im Stande, in der Landessprache zu predigen; die Gottesdienste waren meist von 150—200 Personen besucht, und noch im Verlauf des ersten Jahres konnten zwei Erwachsene und zwei Kinder getauft werden; war auch Setschéle ohne Einfluß auf sein Volk, so blieb doch er selbst dem Wort und den Missionaren treu. Schon nach einem Jahre kamen vier weitere Missionare

nach Litejane, gründeten aber bald bei dem Häuptling Moiloe, der sie dringend eingeladen hatte, zu Linokena eine neue Station. Ein anderer Häuptling Sekhomi wohnte etwa ein Jahr als Flüchtling auf Litejane, und als er durch Setschéle wieder zur Herrschaft kam, bat er so inständig um einen Missionar, daß Miss. Schulenburg zu ihm nach Schochong zog. In Litejane waren bis zum Jahre 1860 im Ganzen 33 Seelen getauft, und Setschéles Stellung zu den holländischen Bauern war mit durch die Bemühungen der Missionare immer freundlicher geworden, alle 6—8 Sonntage hielt er die Nachmittagspredigt, und häufig, wenn der Gottesdienst geschlossen war, und die Leute aus der Kirche gehen wollten, rief er ihnen zu, noch einen Augenblick zu warten, wiederholte einiges aus der Predigt des Missionars und fügte seine dringenden Bitten hinzu, sich dem HErrn zu ergeben. In Schochong wurden Kirche und Schule fleißig besucht und bald konnten einige getauft werden. Ein kleines Mädchen, die Tochter eines angesehenen Mannes, wurde eines Tages von ihrer Mutter nach der Schule und was sie dort lerne, gefragt. Ja, antwortete das Mädchen, das Lernen hilft nicht allein, Mutter, ich muß auch getauft werden, denn so kann ich nicht selig werden, und ich wünsche sehr getauft zu werden. Da wird die Mutter wüthend über diese Worte und schlägt das Kind ganz unbarmherzig. Dennoch bleibt es fest bei dem gesagten Worte. Der Vater kommt auch hinzu und, wo die Mutter aufgehört hat zu schlagen, da fängt der Vater nun wieder an und noch viel unbarmherziger als die Mutter. Dennoch bleibt sie fest, und der Vater droht nun, sie zu enterben und aus dem Hause zu stoßen. Aber auch so bleibt sie fest. Nachdem sie von ihren Wunden gewesen war, ist sie gegen den Willen ihrer Eltern jederzeit in Kirche und Schule gekommen.

Dieser fröhliche Aufschwung der drei Stationen wurde aber unterbrochen durch ein Zerwürfniß, indem die Betschuanen-Missionare den zum Superintendenten ernannten Missionar

Hardeland nicht als ihren Vorgesetzten anerkennen wollten, von der Hermannsburger Mission sich lossagten und auf eigene Hand die Arbeit fortsetzten. Erst nach 3 Jahren, als zwei Missionare gestorben waren, und die andern ihre Stationen übergeben wollten, konnte durch neue Arbeiter das Werk fortgesetzt werden. In Linokena wurden sie auf's Beste aufgenommen, und auch in Liteyane hätte sie Setschéle gerne behalten, aber sein Bruder Khosilinzi, der größeren Einfluß zu besitzen scheint, wußte es in einer Volksversammlung durchzusetzen, daß sie zurückgewiesen wurden. Ebenso konnte Schochong wegen drohender Kriegsunruhen nicht sogleich besetzt werden.

Von Linokena breitete sich bald das Werk aus. Zwei benachbarten Häuptlingen im Limao-Gebiet, Manhope und Makhosi, welche mit ihren Söhnen dringend um Lehrer baten, wurden solche versprochen, und Miss. Lohann konnte sich sofort dort niederlassen. Auf einer weiteren Untersuchungsreise trafen die Missionare am Krokodilsfluß einen Betschuanenstamm, der durch einen getauften Stammgenossen, David, das Christenthum bereits kannte, ohne jemals einen Missionar gehabt zu haben, sich ein Kirchlein gebaut hatte und schon Jahrelang nach einem Lehrer des göttlichen Wortes sehnlichst verlangte. Mit Freudenthränen hörten sie, daß Miss. Behrens sich unter ihnen niederlassen werde. Derselbe kam auch im November 1864 dahin zurück und gründete unter diesem Stamme, Mamagale genannt die Station Bethanien, die rasch emporblühte. Schon nach wenigen Monaten konnten auf Einen Tag 20 Erwachsene getauft werden, welchen dann ihre 22 Kinder folgten, und der Taufunterricht wurde mit 34 Neugemeldeten sofort wieder begonnen. Ein besonderes Dorf mit Kirche und Kirchhof wurde angelegt, so daß Bethanien ein Sammelplatz für die Christen werden sollte; denn die Gemeindeglieder wollten nicht mehr in der heidnischen Stadt wohnen, sondern auch in ihrem äußern Leben aus dem Heidenvolke heraustreten. Auch auf Linokena entstand ein solches

Christendörflein, da die Baharutsen — so heißt der dortige Stamm — von den Bauern unabhängig waren, sobald sie die von der Regierung aufgelegten Abgaben richtig bezahlten.

Da immer neue Missionsarbeiter in das Feld eintraten, so konnten auch neue Stationen gegründet werden, deren Zahl im Jahre 1868 sich auf neun belief. Den besten Fortgang hatte die Predigt in Bethanien, wo um diese Zeit bereits 240 Erwachsene und Kinder getauft waren. Und die Getauften bewährten auch ihren Glauben im Leben. Als zu einem Kriegszug der Bauern auch die Männer von Bethanien aufgeboten wurden, versammelten sie sich zum Gebet in der Kirche, um den HErrn um seinen Segen und Schutz anzuflehen. Auch im Feld wollten sie nach gewohnter Weise mit einander. Andacht halten und erhielten hiezu auch obrigkeitlichen Schutz gegen Störungen. Mit fröhlichem und heiterem Muthe sangen die 40—50 Bethanier einen Gesang, dann wurde ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, knieend gebetet und zum Schlusse wieder gesungen. Das erregte solche Aufregung, daß alle gegenwärtigen Bauern mit ihren Hüten unterm Arm sich um die Singenden und Betenden sammelten, zum Theil mit in's Buch sahen und mitsangen und überhaupt ganz still und andächtig zuhörten. Im Kriege selbst hielten sie sich tapfer, und wenn sie Bauern sahen, die sich hinter einem Felsen versteckt hatten um zu beten, so riefen sie ihnen zu: nun ist es nicht Zeit zum Beten, das hättet ihr früher thun sollen; jetzt dringt vorwärts, den Feind zu überwinden! Man sieht also, daß das Christenthum auch Muth einflößt im Kriege.

Wie diese Heidenchristen in der Heilserkenntniß stehen, kann folgende Geschichte zeigen: Einer derselben sagte zu seinem Herrn: mein lieber Herr, erlaubst du mir wohl eine Frage an dich? — Nun laß hören! — Was würdest du wohl sagen, wenn du sieben Kühe hättest und gäbest sechs deinem Sohn, behieltest aber eine für dich, und dein Sohn stähle dir nun die siebente auch? Was würdest du dem Sohne thun? — Ich würde ihn in den Block schließen lassen. — Aber was thust du?

Sieben Tage sind in der Woche, von denen hat dir GOtt der HErr sechs gegeben, da muß ich für dich arbeiten, nur einen Tag hat der liebe HErr für sich behalten, an dem soll ich ihm dienen, und diesen Tag nimmst du dem lieben GOtt auch noch weg, daß ich nicht ihm, sondern dir dienen soll. Das ist nicht recht. — Der Bauer nannte ihn wohl einen naseweisen Menschen, aber nahm doch hinfort nicht mehr dem HErrn den siebenten Tag.

Da die Betschuanen meistens mehrere Frauen haben, so entlassen die, welche sich taufen lassen wollen, alle ihre Frauen bis auf die erste, mit welcher sie dann kirchlich getraut werden. So war es auch bei Koors, einem kleinen Unterhäuptling in Bethanien. Er hatte sechs Frauen, bevor er dem Wort GOttes Gehör gab; das Evangelium aber überwand sein Herz, freiwillig ließ er seine fünf jungen Frauen gehen und behielt die erste allein. Mit dieser lernte er GOtt erkennen und glauben und sie wurden getauft. Es dauerte aber auch nicht lange, so verließen drei seiner entlassenen Frauen das Heidenthum, lernten und wurden getauft. Als nun Koors und seine Frau getraut wurden, erzählt Miss. Behrens, wurde die ganze Gemeinde eingeladen zur Hochzeit, und als ich das anständige, christliche Wesen sah, wie vor und nach dem Essen das Tischgebet gesprochen, nachher viel geistliche Lieder gesungen wurden, und die drei entlassenen Frauen Koors mit großer Freude Marthadienste thaten auf der Hochzeit, da stand mir vor Freude und Dank gegen den treuen GOtt mein Herz in Thränen.

So hat denn der HErr dort im Betschuanenlande den hermannsburger Missionaren eine weite Thüre aufgethan; nach zehnjähriger, oder von der Wiederaufnahme der dortigen Mission an gerechnet, nach sechsjähriger Arbeit sind nahezu 400 Seelen durch das Sacrament der h. Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen und der HErr thut noch hinzu täglich, die da selig werden, zur Gemeine.

Solch' freundliche Aufnahme fanden die Missionare der

berliner Gesellschaft, die nördlich und nordöstlich von den hermannsburger Missionaren arbeiten, unter den dortigen Völkerschaften nicht; aber daß auch dieses Feld weiß zur Ernte ist, beweist das, daß trotz aller äußeren Bedrückungen das Werk der Mission einen gesegneten Fortgang hat.

Als nämlich zwei berliner Missionare nach einer erfolglosen Untersuchungsreise zu den Swazi-Kaffern auf dem Rückweg nach Leidenburg kamen, baten sie die dortigen Bauern, bei ihnen zu bleiben, und erwirkten auch eine obrigkeitliche Erlaubniß zu solcher Mission. Die Missionare faßten nun den Bakoni-Stamm unter dem Häuptling Maleo in der Nähe von Leidenburg in's Auge und errichteten am 14. Aug. 1860 eine Station, welche den Namen Gerlachshoop erhielt. Maleo nahm sie freundlich auf, sein anfangs scheues Volk wurde bald zutraulicher, und einige Bakonimänner, welche auf früheren Reisen holländisch gelernt und einige Eindrücke von GOttes Wort bekommen hatten, hielten sich treulich zu ihnen. Nachdem im folgenden Jahre zwei Gehülfen gekommen waren, wurde die Gründung einer zweiten Station beschlossen. Der von den Bauern unabhängige König der Peli's, Sekwati, hatte sie bereits früher zu einer Niederlassung in seinem Lande eingeladen und erheilte ihnen nun die Erlaubniß, sich wo sie wollten, anzubauen. Diese neue Station Khalatlolu war noch nicht lange gegründet, als der alte Sekwati starb, und sein Sohn Sekukini seine Stelle einnahm. Dieser begegnete den Missionaren mit größtem Wohlwollen und befahl sogar seinem Volke, am Sonntag, dem Feiertag der weißen Leute, die Arbeit ruhen zu lassen. Hier trafen sie auch einen im Caplande getauften Eingeborenen, Jan Mafadi, und einen erweckten Landsmann desselben, welche bisher meist tauben Ohren das Wort GOttes gepredigt hatten. Ueber Jahr und Tag hatten sie zum HErrn um weiße Lehrer gebetet, und als diese nun kamen, fanden sich durch das Zeugniß der Erweckten dazu angeregt oft aus weiter Ferne Männer und Weiber zur Predigt ein. Das Verlangen darnach war so

groß, daß die Leute, die oft schon am Sonnabend sich einfanden, und die Nacht zum Sonntag bei ihren Feuern vor dem Häuschen der Missionare zubrachten, mit der Predigt am Morgen nicht zufrieden waren, sondern auch des Nachmittags noch eine begehrten. Schon nach 4 Monaten, am 14. Januar 1862 konnten die Erstlinge getauft werden, am Ende des Jahres betrug die Zahl der Getauften 26, welche sich trefflich hielten.

Auf Gerlachshoop ging es langsamer; die Geneigtheit des Häuptlings Maleo erkaltete merklich, besonders seitdem sich auch Leute aus seiner nächsten Verwandschaft zum Unterricht drängten. Als aber die Zahl der Getauften sich mehrte, ließ er diese seine entschiedene Ungnade fühlen, namentlich da sie an einem von ihm veranstalteten Zaubereifeste nicht Antheil nahmen, und suchte auch die Predigt zu hindern. Aber trotz dieser Feindschaft schritt das Werk des HErrn fort; mochte jener die Getauften wegen verweigerter Sonntagsarbeit auch noch so sehr strafen, sie ließen sich vom Glauben nicht abwendig machen. Da kam es im Oktober 1863 zu einem Krieg zwischen Maleo und den Bauern, in Folge dessen die Missionare ihre auf 38 Seelen gewachsene Gemeinde verlassen mußten, und nach Khalatlolu flohen.

Hier war es mittlerweile fröhlich in die Höhe gegangen in 6 Monaten 115 Taufbewerber, Ende des Jahres 74 Gemeindeglieder, in den Sonntagsgottesdiensten 2—300 Zuhörer, kein Rückfall ins Heidenthum, vielmehr die sinnigsten und ursprünglichsten Aeußerungen der Getauften und Taufbewerber über die Wirkungen des Wortes GOttes an ihren Herzen. Nur der König Sekukini blieb der Mission nicht günstig, er verspottete GOttes Wort und suchte mehrere zum Abfall zu verführen, zog auch die Erlaubniß, bei seiner Hauptstadt Thaba Mossáchu eine Station zu gründen, wieder zurück.

Miss. Grützner aber kehrte sobald als möglich zu seiner kleinen Gemeinde in Gerlachshoop zurück, wo alles nach Wunsch ging, Taufbewerber sich sammelten, die Getauften

zum Gottesdienst und Sakrament kamen, inmitten der heidnischen Stadt ein Gottesdienst eingerichtet und an eine neue Tauffeier gedacht werden konnte. Maleo verhielt sich ruhig, aber beim ersten Versuch, auf ihn persönlich einzuwirken, wünschte er sich selbst in's Feuer der Hölle. Da überfielen am 10. Mai 1864 die Swazi die Stadt; nach wenigen Stunden bedeckten 1000—1200 Leichen die Wahlstatt, unter ihnen Maleo mit mehreren seiner Söhne. Der kleine Ueberrest des Volkes, der Unbilden von Seite der stärkeren Nachbarn müde, wanderte gegen Weihnachten aus, und Gerlachshoop mußte zum zweiten Male aufgegeben werden. Viel trauriger ging es in Khalatlolu; zwar in den ersten zehn Monaten ließ sich noch alles sehr gut an, an Ostern wurden 22 Erwachsene, im Oktober 18 Erwachsene und Kinder getauft, und eine Verfolgung Sekukinis gegen die Christen und Taufbewerber in Thaba Mossáchu ließ die Gemeinde in Khalatlolu unberührt. Da brach eine neue Christenverfolgung aus, welche sich über alle Gläubigen im ganzen Lande Sekukinis erstreckte. Allen wurde ihr Eigenthum weggenommen und verboten, ihre Felder zu bebauen, dazu körperliche Strafen angedroht, so daß fast die ganze Gemeinde Khalatlolu flüchtete. Endlich erlangte Miss. Nachtigal von Sekukini, den er öfters aufsuchte und fast jedesmal mit tobenden Schimpfreden überschüttet wurde, wenigstens das, daß die Khalatloluer Christen zurückkehren durften, nur blieb ihnen Kirche und Schule verboten.

Am Pfingstfest dieses Jahres war eine neue Station, Charatáu, 3 Stunden von der Hauptstadt Thaba Mossáchu errichtet worden; kurz darauf lies Sekukini ohne alle äußere Veranlassung Allen, welche er in Verbindung mit den Missionaren wußte, ihr Hab und Gut wegnehmen, sie selbst mißhandeln. Doch der Sturm legte sich, und die Christen wagten wieder offen hervorzutreten. Als aber Miss. Merensky eine Frau Sekukinis Namens Tlakale auf ihren dringenden Wunsch taufte, brach die Verfolgung von Neuem los; alle Vorstellungen bei dem König waren vergeblich, ja er wurde

dadurch nur noch erbitterter, so daß Merensky mit 40 getauften Christen und 30 Kindern fliehen mußte. In Khalatlolu durften die Christen nicht wagen, bei Tage zusammenzukommen; da versammelten sie sich in stiller Nacht in kleinen Schaaren, um bei dem Missionar sich geistliche Speise zu holen; an Singen aber war nicht zu denken. Verschiedene Christen von Thaba Mossáchu, darunter drei Frauen des Königs kamen hieher auf der Flucht, um ihr bedrohtes Leben zu retten, wurden zwar von den ausgesandten Soldaten gesucht, aber nicht gefunden und konnten so weiter flüchten. Noch viel unglücklicher aber waren die wenigen Abgefallenen, die durch die Verleugnung ihres Glaubens die Gunst des Königs wieder erkaufen wollten. Sekukini aber fuhr fort mit Drohen und Wüthen gegen die Gläubigen, ihnen Hab und Gut, Testamente und Katechismen wegnehmen und sie peinlich überwachen, um jeden Besuch bei dem Missionar unmöglich zu machen. Aber diese ließen sich nicht beirren: „sie leiden miteinander, heißt es in einem Bericht aus jener Zeit, und freuen sich miteinander und sind unter einander wie Brüder und Schwestern, ja noch viel mehr. Sie sind dem Missionar ein Trost und den Heiden ein Wunder und Räthsel." Wagten im Anfang des Jahres die Gläubigen auch nur einzeln und verstohlen zu dem Missionar zu kommen, so athmeten sie doch bei mehrfachen kriegerischen Unternehmungen des Königs wieder auf, da die Aufmerksamkeit der Heiden sich von ihnen wandte, und strömten aufs Neue zusammen um dem Missionar. In solchen Zeiten unterhielt sich Sekukini auch wohl freundlich mit den Missionaren und übersah es, daß die Christen sich wieder um das Wort schaarten, so daß seit dem Mai 1865 wieder regelmäßige Gottesdienste eingerichtet werden konnten. Da erließ gegen Ende des Jahres Sekukini, nachdem er zu seinem größten Zorn erfahren, wo seine drei geflüchteten Frauen Zuflucht gefunden, an alle Missionare den Befehl, sofort das Land zu verlassen. Zwar die Gläubigen wollten nicht so ohne weiteres gehen, und einer von ihnen meinte: „Lehrer, bleib

doch wenigstens so lange hier, bis Sekukini unser etliche erst wirklich todtgeschlagen hat", aber doch wurden im Januar 1866 sämmtliche Stationen bei Sekukini aufgegeben. Missionare und Gläubige zogen nach Botschabelo (Zufluchtsort), einem 10 Meilen südlich von Gerlachshoop im Gebiet des Transvaal-Freistaates liegenden Platze, wo sich nun die geflüchteten Bapeli und die Reste von Maleos Stamm sammelten. Trotz der Drohungen Sekukinis und eines andern Häuptlings wuchs Botschabelo innerlich und äußerlich und zählte Ende 1866 570 Seelen, darunter 184 Getaufte und 171 Taufbewerber, deren Zahl vornehmlich durch neue Flüchtlinge aus Norden vermehrt wurden.

War so die Thüre gegen Norden versperrt, so öffnete sich dagegen eine andere im Nordwesten im Lande des Königs Mankopane und des andern Königs Madale oder Mangoati. Zwei neue Stationen Cha Matlale und Cha Lekalekale wurden errichtet, Kirchen gebaut und auch in der Umgegend GOttes Wort verkündigt; die GOttesdienste wurden zwar zeitweise schwächer besucht, die Zuhörer waren aber dann um so aufmerksamer, und auch Taufbewerber fanden sich ein.

GOtt aber, dessen Sache dort geführt wird, schenke der Gemeine Frieden durch das ganze Land, daß sie sich baue und wandle in der Furcht des HErrn. Er lasse immer mehr Arbeiter in die dortige große Ernte kommen, daß sein Reich ausgebreitet und sein Ruhm gemehret werde in Ewigkeit! Amen.

25.

Die Baſſutos I.

Habak. 3, 2. Wenn Trübſal da iſt, ſo denkeſt du an Barmherzigkeit.

Es iſt ein merkwürdiges Wort, das wir ſoeben aus dem Munde des Propheten Habakuk vernommen haben, daß GOtt dann an Barmherzigkeit denke, wenn Trübſal vorhanden ſei; aber ein Wort, das in der Geſchichte Einzelner wie ganzer Völker unzählige Male ſeine Beſtätigung gefunden hat. Denn iſt es nicht alſo, daß der große GOtt, auch wenn er züchtigt, nur Gedanken des Friedens und nicht des Leides hat? Gar oft muß der Boden erſt durch die Pflugſchar nationaler oder perſönlicher Leiden gründlich zerpflügt werden, bevor er den Samen des göttlichen Wortes in ſich aufnehmen kann.

So geſchah es auch bei den Baſſutos, einem zahlreichen Stamme der Betſchuanen, der die weſtlichen Abhänge des Maluti-Gebirges bewohnt. Früher hatte derſelbe ſeine Wohnſitze einige Tagreiſen weiter nördlich, wurde aber zu einer Zeit, da man es ſich am wenigſten verſah, aus denſelben verdrängt. Um das Jahr 1820 lag ein eiſernes Joch auf den Volksſtämmen des nordöſtlich liegenden Natal-Gebietes. Tſchaka, ein ebenſo tüchtiger als grauſamer Häuptling, hatte ſeit Jahren jene Kaffernſtämme geknechtet und unter dem Joch gehalten. Einer aber ſeiner einflußreichſten Unterhäuptlinge, Mateoane, verließ heimlich, dieſes Elends müde, das Land und führte, neue Wohnſitze ſuchend, etliche tauſend ſtreitbare Männer mit ſich fort, die ſeiner Perſon ergeben waren. Auf ſeinem Zug ſtößt er auf Pakalita, den Häuptling der Fingu-Kaffern, und zwingt ihn nach mehreren glücklichen Kämpfen, vor ihm zu fliehen. Pakalita überſchreitet die Gebirgskette der Maluti's

und überfällt ſeinerſeits die Mantati's; dieſe ſchlagen ſich durch bis in die Bergſchluchten, wo ſie verſteckt liegen, rücken von da raſch und unverſehens gegen Süden vor und bringen Verwüſtung und Elend über die bis dahin friedlichen Thäler des Baſſuto-Landes. Von da an wurde dieſes unglückliche Land der Schauplatz fortwährender Metzeleien. Mateoane läßt ſich endlich, da er ſich weit genug von Tſchaka entfernt glaubt, an den Ufern des Caledon-Fluſſes nieder; Pakalita ſchlägt in deſſen Nähe ſeine Wohnſitze auf; beide aber befehden ſich fort und fort, und machen die Folgen ihrer unruhigen Nachbarſchaft den Mantatis und Baſſutos fühlbar, welche ſtets den Kürzeren ziehen.

Dies war eine Reihe von Jahren hindurch der Stand der Dinge im Lande der Baſſutos. Die Felder blieben unbebaut, und die Schreckniſſe des Hungers begannen ſich zu denen des Kriegs zu geſellen. Ganze Dörfer erlagen dieſer doppelten Plage. Die Bande des Bluts und der Freundſchaft fingen an ſich zu löſen und wurden am Ende gar nicht mehr beachtet. Ein Jeglicher ging auf Raub und Mord aus, um ſein Daſein zu friſten. Zuletzt bildeten ſich in den Gebirgen ſogar Banden von Menſchenfreſſern, welche keiner der ſtreitenden Parteien angehörend nur den Zweck hatten, auf allen Seiten ihre Opfer zu ſuchen.

Der Strom des Verderbens riß faſt alle einflußreichen Männer des Landes mit ſich fort; nur Moſcheſch, der Baſſutokönig, ſtemmte ſich ihm entgegen. Ausgerüſtet mit einer außerordentlichen Beobachtungsgabe, mit großer Gewandheit, mit einer ungewöhnlichen Kraft des Charakters, wußte er nach Umſtänden Widerſtand zu thun oder zu weichen, ſelbſt Verbindungen zu ſchließen mit den Bedrängern ſeines Landes, oder wohl auch die Feinde gegen einander zu hetzen und ſich die Achtung ſelbſt derjenigen zu ſichern, die ihm den Untergang geſchworen hatten. Während der heißeſten Zeit des Krieges flüchtete ſich Moſcheſch auf die Spitze des Thaba-Boſſiu, deſſen abſchüſſige Felskuppe den ſicherſten Schutz gegen

jeden plötzlichen Ueberfall gewährte; hier blieb er hinfort wohl geſichert.

Nach und nach wurden die Feinde Moſcheſch's ſchwächer. Pakalita ſtarb, Mateoane wandte ſeine Waffen gegen das Kaffernland und erfuhr hier eine Niederlage, von der er ſich nie mehr erholen konnte. Auch mit den Mantatis wußte er ſich zu verſtändigen. Und nun ſuchte er alle die Unglücklichen, welche während der Kriegszeiten Alles verloren hatten, um ſich zu ſammeln. Moſcheſch that, was er konnte um die Ruhe auch für die Zukunft zu ſichern; auch die Menſchenfreſſerei nahm ein Ende.

Da ergoſſen ſich neue Feinde über das unglückliche Land. Zuerſt kamen von Norden her die furchtbaren Horden Moſolekatſi's; aber ihr Angriff auf Thaba-Boſſiu wurde durch herabgeſtürzte Steine und Felsblöcke abgewieſen. Als ſie am andern Tag nach dieſer Niederlage abziehen wollten, ſtellte ſich ein Baſſuto mit etlichen fetten Ochſen bei ihnen ein und richtete folgende Botſchaft aus: „Moſcheſch läßt euch grüßen. Da er vermuthet, daß der Hunger euch veranlaßt hat, in ſein Land zu kommen, ſo ſchickt er euch dies Vieh, damit ihr auf dem Wege etwas zu eſſen habt.“

Der Kampf mit dem andern Feinde, den Koranna's, die von Weſten her einbrachen, dauerte länger, aber derſelbe ſollte in GOttes Hand das Mittel werden, dem unglücklichen Volke, das bis dahin nur die Schreckniſſe des Krieges gekannt, nun auch das ſüße Wort des Friedens zu bringen — jenes Friedens, den nur das Evangelium geben kann.

Die Koranna's konnten ſich ihren verheerenden Raubzügen um ſo ungeſtrafter hingeben, als ſie mit Feuerwaffen verſehen waren, von denen man bei den Baſſutos damals nichts wußte. Dieſe Einfälle geſchahen ſtets mit der größten Heimlichkeit. Aber nichts durfte den Rath GOttes aufhalten. In der Verzweiflung folgten einige Baſſutos quer über die einſamen öden Steppen der Spur ihrer Bedränger nach, entſchloſſen, wenn es ſein müßte, bei ihren Heerden zu ſterben,

die ſie ihnen weggeführt hatten. Zu ihrem großen Erſtaunen fanden ſie in Mitte der feindlichen Stämme einzelne Männer, denen die Erzählung von ihren Leiden zu Herzen ging, und die ſie mit Freundlichkeit behandelten. Einige Zeit hernach geſchah es, daß einer dieſer ihrer Wohlthäter auf der Jagd in die Nähe der Grenzen des Baſſutolandes kam. Moſcheſch hörte von ihm und ſchickte Boten an ihn, die ihn einladen ſollten, das Land zu beſuchen. Jener Mann, der in den Miſſionsſchulen gebildet worden war, ohne ſelbſt Chriſt zu ſein, zögerte nicht, dem tiefbekümmerten Häuptling zu erklären, daß nur die chriſtliche Religion im Stande ſei, ſeinem Volke Frieden und Wohlſtand zu geben. Man glaubte es, ohne es zu begreifen. GOtt ſelbſt lenkte bei dieſer Unterhaltung die Gemüther. Er neigte die Herzen der Eingebornen, daß ſie mit Begierde den Rath aufnahmen, den ein Fremdling ihnen gegeben hatte. Dieſer mußte beim Abſchied verſprechen, allem aufzubieten, daß Miſſionare in's Land kämen. Aber er war noch nicht lange abgereiſt, da ſchickte ihm Moſcheſch etliche Stücke ſchönen Viehes nach mit der naiven Bitte, ihm „einen Mann des Gebets" zukommen zu laſſen.

Die Kunde von dieſem Vorfall kam in die Capſtadt in dem Augenblick, als die Sendboten der evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaft in Paris dort landeten. Ihr Entſchluß war bald gefaßt, und kurz darauf traten ſie im Jahre 1833 die Reiſe in's Baſſutoland an.

Als Miſſionar Caſalis mit ſeinen beiden Gefährten in Thaba-Boſſiu ankam, ward er von dem Häuptling und dem Volke ebenſo dankbar als herzlich und wohlwollend aufgenommen. Die Miſſionare legten die erſte Station etwa acht Stunden von dort entfernt in einem reizenden Thale an und nannten ſie Morija; der Häuptling ſelbſt billigte dieſe Wahl, ſtellte einige junge Leute zur Verfügung und ſprach die Hoffnung aus, daß er ſelbſt mit zahlreichem Volke bald nachkommen und ſeinen Wohnſitz daſelbſt aufſchlagen werde. Aber bei der Furcht vor Krieg, welche das ganze Land fortwährend in Aufregung

hielt, war es unräthlich, daß Moſcheſch dieſe natürliche Feſtung verlaſſe, welcher die vornehmſten Familien des Landes ihre Rettung verdankten.

Nachdem die Miſſion vier Jahre in Morija beſtanden hatte, ohne daß Moſcheſch dort ſeinen Wohnſitz hatte aufſchlagen können, ließ das große und lebhafte Intereſſe, das dieſer Fürſt jedesmal beim Anhören des Wortes GOttes an den Tag legte, und der ausgedehnte Einfluß, den er über das ganze Land ausübte, es als Pflicht erſcheinen, daß einer der Miſſionare ſeinen Wohnſitz in ſeiner unmittelbaren Nähe aufſchlage, und ſo wurde 1837 am Fuß des Berges die Station Thaba-Boſſiu gegründet. Außer dieſen beiden waren damals ſchon die weiteren Miſſionsplätze Bethulia, Beerſeba und Mekuatling gegründet. Moſcheſch ſchenkte den Miſſionaren das unbedingteſte Vertrauen und übertrug ihnen die Erziehung ſeiner Kinder. Mit ſeinem hellen klaren Verſtande erkannte er ſchnell ebenſo die Schönheit und bewundernswerthe Reinheit der chriſtlichen Lehre, als den Gewinn, der einem Volke aus der Annahme des Chriſtenthums erwachſen müſſe; darum ermahnte er auch ſeine Unterthanen, dasſelbe anzunehmen. Sein älteſter Sohn Molapo hatte dasſelbe angenommen und ließ ſich 1840 chriſtlich trauen. Jeden Sonntag Vormittag kam Moſcheſch von ſeiner Bergfeſte herab zum Gottesdienſt, der gleich nach ſeiner Ankunft begann. Da es aber für ihn und das übrige ihn begleitende Volk zu ermüdend geweſen wäre, nach dem Vormittagsgottesdienſt auf den Berg zurückzukehren und Nachmittags wieder herabzukommen, ſo blieben ſie den ganzen Sonntag auf der Station. Die Zeit zwiſchen beiden Gottesdienſten war aber nicht verloren. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder machten ſich eifrigſt an's Leſenlernen. Zuerſt zeigten ſie großes Widerſtreben; denn es war ihnen lächerlich, zu glauben, daß ein Schwarzer je ſo geſchickt werden würde, daß er „das Papier könne reden machen.“ Doch beſchloß man, einen Verſuch zu machen. Kleine Fortſchritte ſtellten ſich gegen das Erwarten der Leute bald heraus, und mit jeden Sonn-

tag ſtieg die Ausſicht auf ein endliches Gelingen. Endlich fanden einige Schüler, daß ſie auch ohne fremde Hülfe einige Sätze leſen und verſtehen konnten. Die Kunde davon verbreitete ſich raſch und machte ungeheures Aufſehen. Die Wahrſager des Landes erklärten, die Miſſionare müßten mit einem allvermögenden Zaubertrank das Herz ihrer Volksgenoſſen umgewandelt haben.

Die Arbeiten der Miſſionare trugen raſch reichliche Früchte. Allein im Jahre 1845 wurden zu Bethulia 45, in Morija 61, in Beerſeba 19, in Thaba-Boſſiu 18, und in Mekuatling 24 Erwachſene getauft, und in den zwölf Jahren ſeit Beginn dieſer Miſſion 606 bekehrte Heiden zum h. Abendmahl zugelaſſen und 715 Kinder getauft, im Taufunterricht befanden ſich damals 461 Perſonen. „Die Chriſten in Morija, heißt es um jene Zeit, leben in der Furcht des HErrn. Sie hören das Wort des HErrn mit Aufmerkſamkeit und Sammlung an, ſie lieben ſich unter einander und preiſen den Namen ihres Heilands durch ihren Wandel und ihren Eifer". Aehnliches wird von den andern Stationen berichtet. Unter den Bekehrten aber waren Leute, wie der wilde Krieger Joſua Makoniane, der einſt, nachdem er eben verwundet worden, ſich nicht hatte aus dem Treffen zurückziehen wollen, bevor er ſich durch zehn Schlachtopfer gerächt, und nun voll Sanftmuth und Eifer war und ſich beſonders mit dem ewigen Heil ſeiner Seele beſchäftigte. Seine Milde und Demuth legte er in ergreifender Weiſe an den Tag, als der alte Mokatſchane, der Vater des Moſcheſch, welcher die Abweſenheit dieſes ſeines Sohnes (1845) zur Wiedereinführung der Beſchneidung in Thaba-Boſſiu benützen wollte, ihm einen Keulenſchlag auf den Kopf verſetzte, weil er ſeinen Neffen aus dem Haufen der abtrünnigen jungen Leute herausziehen und zur Beſinnung zu bringen ſuchte. Makoniane wendet ſich um und erblickt Mokatſchane, der ihn mit der einen Hand am Mantel gefaßt hat und mit der andern die Mordwaffe erhebt. „Mein Herr, ſagte er, ſchlage zu, aber ſage, warum du mich tödteſt?" Der Alte

ſchweigt und führt einen zweiten Schlag auf ſeinen ganz benarbten Diener, den er ſo oft das Leben zu verdanken gehabt. Mekoniane leiſtet keinen Widerſtand, denn er beſorgt, eine ſchnelle Bewegung von ſeiner Seite könnte den ſchwachen Greis, den er als ſeinen Oberherrn achtet, zu Falle bringen. Ein dritter Schlag fällt auf Makonianes Haupt, daß das Blut herabſtrömt, und noch einmal fragt er in mildem Tone: „mein Herr, ſage mir, warum du mich tödteſt!“ Er fühlt ſich hierauf gegen den Zaun hingezerrt, wo Mokatſchane ſeine Waffen aufgehängt hat, und gibt nach. Der alte Häuptling erfaßt einen Speer, zaudert einen Augenblick und ſetzt ſich nieder, überwältigt von der Anſtrengung, die über ſeine Kräfte ging. Makoniane aber ſetzt ſich neben ihn und ergreift die Gelegenheit, um dem verhärteten Sünder, der ihn immer noch bedroht, das Heil in JEſu Chriſto zu verkündigen.

Mochten auch einzelne Häuptlinge, wie Moroſi in Bethesda dem Werke Schwierigkeiten bereiten — Moſcheſch ſchützte dasſelbe, obgleich er ſelbſt noch ein Heide blieb, und ſprach es (1845) ſeinem Volke gegenüber beſtimmt aus: „das Evangelium wird in meinem Lande ſiegen — folget euren Lehrern und habt Mitleiden mit mir!“ Kirchen wurden erbaut, da und dort fanden Erweckungen ſtatt, und kein Jahr ging vorüber ohne zahlreiche Taufen. Unter den Bekehrten, die ſich 1846 taufen ließen, war auch der alte Oheim des Königs, Libé. Dieſer hatte von Anfang an das Eindringen der Miſſionare mit größtem Mißfallen betrachtet. „Warum jagt man dieſe Fremdlinge nicht aus dem Lande?“ fragte er, und als ihm erwiedert wurde, daß hiezu kein Grund vorhanden ſei, und Niemand gezwungen ſei, zu glauben, antwortete er: das werde immer wiederholt, aber man werde den Irrthum einſehen, wenn es zu ſpät ſei. Dieſer greiſe Götzendiener beſaß Scharfblick genug, um etwas von der Kraft des Evangeliums zu ahnen. Nach einiger Zeit verließ er Thaba Boſſiu und gründete weit weg ſein Dorf, um aus der Nähe der ihm widerwärtigen Predigten zu kommen. Aber auch dort ſuchten

ihn die Miſſionare auf; kaum hörte er ihre Stimme, ſo rief er „weg mit euch, ich kenne euch nicht; mit euch und eurem GOtt will ich nichts zu ſchaffen haben. So lange ihr euren GOtt mich nicht könnet ſehen laſſen, ſo lange werde ich nimmermehr an ihn glauben.“ Einem andern Miſſionar kehrte er einſt wüthend den Rücken mit den Worten: „Junger Menſch, du biſt mir mit deinen Worten zur Laſt; wenn du willſt, daß ich dich höre, ſo hole deinen Vater von jenſeits des Meeres; vielleicht wäre er im Stande, mich Weisheit zu lehren.“ Da er ſich in ſeinem Haß immer mehr zu verfeſtigen ſchien, ſo unterließen die Miſſionare, ihn weiter zu beſuchen. Zu ihrem größten Erſtaunen kam eines Tages ein Bote mit der Nachricht: „Libé betet und wünſcht, daß du kommeſt und mit ihm beteſt.“ Und ſo war es auch. Kamen nun in der Folge die Miſſionare zu ihm, ſo nahm er, um nichts von ihren Worten zu verlieren, ihre Hände in die ſeinigen, brachte ſein Ohr ſo nahe als möglich an ihre Lippen und wiederholte Wort für Wort Alles, was ſie ſagten. Er ward in ſeinem Dorfe unter großem Zulauf getauft. Auf einem Tragſeſſel wegen ſeiner Schwäche in die Verſammlung getragen, ſprach er vor ſeiner Taufe folgendes Bekenntniß: „Ich glaube an Jehovah, den wahren GOtt, der mich geſchaffen und bis zu dieſem hohen Alter gebracht hat. Er hat ſich erbarmet über mich, der ich ihn haßte, und hat JEſum in den Tod dahin gegeben, um mich zu retten. O mein HErr! o mein Vater! Ich habe keine Kraft mehr, meine Tage ſind zu Ende. Nimm mich zu dir! Der Tod ſoll nichts von mir bekommen als dieſe armen Gebeine. Bewahre mich vor der Hölle und dem Teufel! O mein Vater, höre JEſum, der für mich bittet! O mein HErr, o mein Vater!“ Dann forderte er ſeine ganze Familie auf, ſich zu bekehren, und ſchloß mit den Worten: „Unterwerfet euch JEſu, er wird euch ſelig machen! Entſaget den Kriegen! Liebet alle eure Mitmenſchen!“ Kurze Zeit nach ſeiner Taufe ſtarb er. An einem Sonntag früh war einer ſeiner Enkel zu ihm gekommen, um ihm einige Verſe

aus dem Evangelium zu leſen. „Weißt du, Großvater, fragte, dieſer, daß heute der Tag des HErrn iſt?“ — „Ich weiß es war die Antwort, ich bin mit meinem GOtt!“ Einige Augenblicke nachher bat er, daß man einen Mantel über ihn decke, weil er ſich ſchläfrig fühle. Er ſchlief ein, um in der ſeligen Ewigkeit bei ſeinem GOtt zu erwachen.

Bekehrte Eingeborene von Morija und Thaba Boſſiu wanderten 1847 über 3 Monate lang unter den benachbarten Völkerſtämmen mit der Predigt des Evangeliums umher und würden ihre Beſuche noch viel weiter ausgedehnt haben, wenn ſie nicht von holländiſchen Bauern zur Umkehr gezwungen worden wären. Neue Stationen wurden angelegt: Cana, Carmel, Hebron und Hermon. König Moſcheſch hielt ſich in der ganzen Zeit fortwährend freundlich zu den Miſſionaren, nahm auch jede äußere Kultur gerne an, wie er ſich z. B. eine europäiſche Wohnung bauen ließ, und ſah die Bekehrung ſeiner Unterthanen und ſelbſt ſeiner eigenen Familienglieder gerne, konnte ſich aber für ſeine Perſon noch nicht zur Nachfolge Chriſti entſchließen, weil ſein Herz noch in den Lüſten des Fleiſches verfangen war, worin ſeine Mutter und ſieben junge Weiber ihn beſtärkten. Die Miſſionare aber durften 1848 beim Rückblick auf ihre 15jährige Arbeit unter den Baſſutos rühmen: „Das Licht des Evangeliums breitet ſeine Strahlen nunmehr auch über das Land des Moſcheſch aus. Es hat GOtt in ſeiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen, ſich eine Heerde aus der Mitte derer auszuleſen, die ſonſt ihre Freude und Luſt nur in der Befriedigung ihrer fleiſchlichen Begierden geſucht haben; und der Menſchenſohn, der dieſe Heerde mit ſeinem koſtbaren Blute erkauft hat, behütet ſie wie ſeinen Augapfel. Die Liebe zu GOtt, die brüderliche Liebe, die Eintracht, die Uneigennützigkeit, der aufrichtige Glaube an den Heiland der Welt, die guten Werke ſammt dem ganzen Gefolge chriſtlicher Tugenden ſuchen ſich einen Platz in dem Herzen des Menſchenfreſſers (denn noch vor Kurzem beſtanden in der Gegend viele Kannibalenhöhlen, in welchen

geraubte Menſchen wie Thiere weggeſchlachtet wurden) und ſtürzen die Feſtungen des Satans. Für den Reiſenden, der von Ferne kommt, iſt es eine wahre Erholung, das Königreich der Baſſutos zu durchwandern. Nachdem er die Einfachheit, die Einfalt und den Frieden unter den Einwohnern bewundert hat, richten ſich ſeine Augen nach der Hauptſtadt; und bald wird er in einem einfachen Hauſe in Thaba Boſſiu freundlich empfangen. Der König dieſes gaſtfreundlichen Volkes reicht ihm die Hand und freut ſich, einen Freund gefunden zu haben. Nach einer angenehmen und freundſchaftlichen Unterhaltung geht der Reiſende nur ungern von dannen, um die wilden Völkerſchaften zu beſuchen."

Wer hätte eine ſolche Umwandlung für möglich gehalten, als die Hörden der Mantatis, von Pakalita und Matoane gedrängt, in die Thäler des Baſſutos einfielen! Und doch waren eben jene Zeiten der Trübſal in GOttes Hand das Mittel, durch welches die Baſſutos für die Aufnahme des Evangeliums vorbereitet wurden. Ja wahrlich, wenn Trübſal da iſt, ſo denkt unſer GOtt an Barmherzigkeit. Laßt uns ihm danken und ſeinen Namen preiſen! Amen.

26.

Die Baſſutos II.

Luc. 8, 7. 14. Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erſtickten es. Das aber unter die Dornen fiel, ſind die, ſo es hören und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wolluſt dieſes Lebens und erſticken und bringen keine Frucht.

Es iſt bekannt, wie vielfache Beſtätigung das Gleichniß des HErrn vom vierfachen Ackerfeld, aus welchem unſere heutigen Textesworte genommen ſind, in der Chriſtenheit findet, wie oft hier der reich geſäte Same des göttlichen Wortes auf harten, ſteinigten oder unreinen Boden fällt und darum keine Frucht bringen kann. Iſt es aber alſo in der Chriſtenheit, ſo darf es uns nicht wundern, auch ſolches aus der Heidenwelt zu vernehmen. Ein Beiſpiel davon, wie das Wort GOttes durch Sorgen, Reichthum und Wolluſt dieſes Lebens erſtickt wird, iſt Moſcheſch, König der Baſſutos.

Wir hörten das letzte Mal von der Gründung und erſten Entwicklung der Miſſion unter dem Baſſuto-Volke, wie das von franzöſiſchen Miſſionaren verkündigte Evangelium von dieſem durch ſchwere Trübſalszeiten gegangenen Volke mit Freuden aufgenommen wurde, und die Miſſionare in Moſcheſch einen kräftigen Beſchützer und Förderer ihres Werkes fanden, wenn gleich er ſelbſt ſich nicht taufen ließ. Aber gerade als dieſe Miſſion im ſchönſten Aufblühen war und auf ihren 10 Stationen mehr als 600 Gemeindeglieder und 1000 Schüler zählte, traf ſie von außen her ein ſchwerer Schlag. Die Miſſionsgeſellſchaft in Paris nämlich erlitt durch die Revolutionsſtürme des Jahres 1848 einen ſolchen Ausfall ihrer Einnahmen, daß ſie das Miſſionshaus in Paris ſchließen und

die Miſſionare im Baſſuto-Lande anweiſen mußte, ſich auf das Allernöthigſte zu beſchränken. Miſſionar Caſalis eilte in die Capſtadt, wo er bald durch Beiträge von Freunden die Miſſion für die nächſte Zeit ſicher ſtellen konnte, und dann weiter nach Frankreich, wo er es mit GOttes Hülfe dahin brachte, daß nicht blos das Werk in Afrika nach ſeinem ganzen Umfang wieder aufgenommen und die bereits verlaſſenen Stationen wieder bezogen, ſondern auch das Miſſionshaus in Paris wieder eröffnet werden konnte.

Zu dieſer Bedrängniß kamen aber in jener Zeit auch kriegeriſche Unruhen, da die Leute des Moſcheſch mit dem Häuptling der benachbarten Mantatis in beſtändigem Streit lagen, und dies wirkte nachtheilig auf die Zuſtände der Gemeinden, ſo daß Rückfälle und ſogar Abfall vorkamen.

Als nach einigen Jahren wieder Ruhe eingetreten war, und Moſcheſch ſich den Rath der Miſſionare erbat, wie er den Zuſtand ſeines Volkes nachhaltig verbeſſern könnte, und 1854 ſogar die Einführung geiſtiger Getränke in ſein Gebiet durch ein Geſetz unterſagte, konnte ſich die Miſſion wieder erholen und günſtig entwickeln. Im April 1855 befanden ſich auf 9 Stationen über 1300 Gemeindeglieder und gegen 200 Taufbewerber. Und obgleich ſich Moſcheſch noch immer nicht entſchließen konnte, ein Chriſt zu werden, ſo blieb er doch den Miſſionaren günſtig geſinnt, wie ein rührender Brief beweiſt, welchen er an Miſſ. Caſalis bei deſſen Rückkehr nach Frankreich 1856 ſchrieb. In dieſem Jahre war faſt auf allen Stationen ein beſonders kräftiges Wirken des h. Geiſtes zu verſpüren; unter den Zurückgefallenen zeigte ſich die lebhafteſte Buße und es konnte ein Theil derſelben wieder in die Gemeinden aufgenommen werden. Noch lebhafter waren die Erweckungen unter den Heiden; überall gab es Taufen und auf einigen Stationen wurden 30—40 Erwachſene getauft, darunter ſogar etliche Weiber und Kinder des Moſcheſch. Bei einer Tauffeier auf der Station Hermon ſprach ein Täufling in ergreifendſter Weiſe von der Liebe GOttes; dann wandte

er ſich an die Heiden und ſagte: „Euch, meine Freunde, mit denen ich bis dahin auf dem Weg der Sünde gegangen bin, euch gebe ich den Abſchied. Suchet mich nicht weiter auf. Eure Freuden ſind nicht mehr meine Freuden. Lebet alſo wohl! . . . Doch, was ſage ich? Wollt ihr nicht mit mir kommen? Wollen wir nicht miteinander auf dem Weg des Lebens wandern? Wohlan, laßt uns noch einmal uns vereinigen nicht mehr um den Thorheiten der Sünde zu dienen, ſondern um uns unterweiſen zu laſſen in der Schule Chriſti. Kommet, kommet, laßt uns den Himmel mit einander ſuchen!“

Bald aber zog eine neue Wetterwolke über das Baſſuto-Land herauf. Allerlei Reibungen zwiſchen den holländiſchen Bauern, welche auch den engliſchen Miſſionsſtationen unter den Betſchuanen ſo verderblich waren, und den durch ſie bedrängten Baſſutos veranlaßten im März 1858 einen Krieg der Erſteren gegen die Baſſutos, welche man zu vernichten beabſichtigte. Greulich wütheten die Bauern in dieſem Kriege; die Station Beerſeba ward zerſtört, die Häuſer der geflüchteten Einwohner niedergebrannt, Rindvieh, Schafe und Pferde geraubt, der Miſſionar verjagt und der eben noch ſo blühende Ort in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt; Morija erfuhr dasſelbe Schickſal. Wie eine Räuberhorde ſchalteten die Bauern-Commandos weit und breit im Lande, und mit Recht durfte der Heide Moſcheſch in ſeinem Briefwechſel mit den Chriſten dieſen die bitterſten Vorwürfe über die Befleckung ihres Chriſtennamens machen. Bei Thaba-Boſſiu endlich wurden die Bauern im Mai 1858 ſo aufs Haupt geſchlagen, daß ſie um einen Waffenſtillſtand baten, welchem durch Vermittlung des engliſchen Statthalters im Caplande im Oktober der Friedensſchluß folgte. Aber durch dieſe Vorgänge wurde die Bekehrung des Königs weit hinausgeſchoben; auch die Heiden hielten ſich von nun an von den Gottesdienſten ferne. Beerſeba, das im Gebiet des Oranje-Freiſtaates lag, mußte aufgegeben werden und Bethulia ging einem ähnlichen Schickſal

entgegen. Im Jahre 1861 zählte die Miſſion in dem über 100,000 Seelen zählenden Volke auf 7 Stationen über 2000 Communikanten; eigentliche Gehülfen aus den Eingeborenen waren nicht vorhanden, wohl aber gingen beſtändig je zwei und zwei als freiwillige Evangeliſten aus, um in der Umgegend GOttes Wort zu verkündigen. Im Großen und Ganzen aber bekam man um dieſe Zeit faſt auf allen Stationen den Eindruck des Stillſtandes, wenn nicht des Rückſchrittes. Moſcheſch ſelbſt war geradezu „kühl" geworden gegen die einſt ſo freundlich aufgenommenen Miſſionare; der Reichthum und die Wolluſt dieſes Lebens erſtickten in ihm das Wort; denn außer dem letzten Kriege kam bei ihm die Vielweiberei in's Spiel, indem von ſeinen vielen Weibern immer wieder etliche gläubig wurden und in Folge deſſen ſich von ihm trennten. Nun wurde 1862 wie ganz Südafrika ſo auch das Baſſuto-Land von einer beiſpielloſen Dürre heimgeſucht; in Thaba-Boſſiu, in Morija und andern Orten traten falſche Propheten auf, aber doch wandte ſich das Volk allmälig von den Zauberern und Regenmachern zu den Miſſionaren mit der Bitte, den HErrn um Hülfe anzuflehen. An Stelle der aufgegebenen Stationen Beerſeba und Bethulia wurden neue angelegt: Leribe, Thabana Morena und Siloah. „Im Uebrigen, heißt es 1863, geht es mit der Miſſionsarbeit noch immer auf und ab. Auf Erweckungen wie in Berea folgt leicht eine verſtärkte Reaktion des Heidenthums. Bekehren ſich auch Familienglieder des alten Moſcheſch, ſo kommt er ſelbſt um ſo ſeltener zur Predigt und belebt etwa auf's Neue irgend welche Unſitte. So gleichbleibend aber auch das Völklein ſcheint, man merkt doch einen langſamen Fortſchritt. Die europäiſche Kleidung wird immer allgemeiner; noch ſieht man ſie in den Volksverſammlungen nach alter Weiſe mit Schild und Speer bewaffnet, im Schmuck der bunten Federn; neuerdings aber miſchten ſich damit auch etliche abgelegte Uniformen und Gewehre. Nach Pulver iſt viel Nachfrage; noch rühmen ſie ſich ihrer Unabhängigkeit, werden aber immer weniger im Stande ſein, ſich

der Bauern zu erwehren, wenn es noch einmal zum Krieg kommen sollte. Ihre Behausungen (in 7—800 Dörfern,) sind noch ziemlich die alten Hütten: das Land ist zu holzarm, als daß dafür schnell Rath geschafft werden könnte. Sonst aber kommt zum alten Viehreichthum der Gewinn aus den reichen Kornernten, wenn nicht gerade eine Dürre die Hoffnungen des Jahres vereitelt. Der Missionsstationen sind es nun zehn, und man rechnet einen Missionar auf 8000 Seelen. Der Einfluß, den eine solche Anzahl von Familien auf ihre Umgebung ausübt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Er hebt in mancher Beziehung die Macht der Häuptlinge auf, welche noch am meisten der Zauberei, Regenmacherei und andern Resten des Heidenthums zugethan sind. Vielweiberei und Beschneidung (wegen der damit verbundenen Festlichkeiten) sind noch immer die Hauptklippen auch für die hoffnungsvollsten Neubekehrten. Im ganzen letzten Jahre wurden derer 145 getauft, an 500 erwarten noch ihre demnächstige Aufnahme in die Gemeinde. Tüchtige Missionsgehülfen aus den Eingeborenen aber sind noch immer eine seltene Frucht."

Das folgende Jahr brachte neue Verstärkung an Missionaren, darunter Casalis den Sohn, der in das Land seiner Geburt zurückkehrte, um der Mission namentlich auch durch seine ärztlichen Kenntnisse zu dienen. Diese hob sich wieder, obgleich Moscheſch immer noch in der gleichen kühlen Stellung verharrte und von den Missionaren sich wohl beherbergen und unterhalten, aber nicht taufen und lehren ließ. Auch hatte er bereits Sendboten anderer Kirchengemeinschaften die Erlaubniß ertheilt, in sein Land zu kommen und Kirchen zu bauen. Da waren denn die Katholiken von Pieter-Maritzburg im Natal-Lande gekommen und hatten bei Thaba-Bossiu eine Niederlassung gegründet. Gleichwohl genossen die evangelischen Missionare aus Frankreich eines immer allgemeineren Vertrauens, und von verschiedenen Seiten her kamen wiederholt dringende Bitten um Lehrer an sie. So beschlossen sie denn auf einer Zusammenkunft im April 1864, eine Schule zur Heranbild-

ung von Lehrern aus Eingeborenen zu gründen. Auch auf Erweiterung der Miſſion war man bedacht, und Jeſaje Sejele von Berea zog aus zu dem entfernten Stamme der Baperi's, deſſen Häuptling Mankopane ernſtlich nach einem Miſſionar verlangte. Ein anderer Katechiſt Selele mit noch einem Lehrgehülfen aus Morija arbeitete bereits ſeit Mitte 1863 in der Nähe bei Malomo, einem Neffen des Königs Moſcheſch; ein vierter Katechiſt mit einem Schullehrer war auf Mabula, 12 Stunden von Morija, unter den Leuten des Häuptlings Tſita thätig. „So haben die Baſſuto-Gemeinden wirklich ſchon ſelbſt verſchiedene Nebenſtationen in Angriff genommen. Ueberhaupt iſt nicht zu verkennen, daß der Sauerteig des Evangeliums auf einen gewiſſen Grad das ganze Tiefland durchdrungen hat. Die heidniſchen Gebräuche weichen mehr und mehr dem Einfluß des Evangeliums und der Geſittung, und da und dort trifft man zerſtreute Chriſten auch an Orten, wo keine Lehrer ſind."

Laßt uns nun die einzelnen Stationen, wie ſie im Jahre 1865 beſtanden, überblicken. Zunächſt an der Grenze der von den Bauern beanſpruchten Gegenden lag Leribe, wo das Vorgehen der Bauern viel Unruhe verurſachte und Beſorgniſſe einflößte. Eine Schule, zu welcher die Ortsbewohner 1200 ſt. beigeſteuert, hatte gegründet werden können. Nicht ferne von jenen Grenzen war auch Mekuatling der Mittelpunkt eines beträchtlichen Diſtrikts, und konnte ſich eines fröhlichen Gedeihens erfreuen. 30 Neubekehrte waren in die Gemeinde aufgenommen, und Kirche und Schule gut beſucht. In der Nähe ſtand Miſſ. Keck nicht ohne Erfolg der Station Mabulele vor. Auf Berea ging es ebenfalls vorwärts, und die Gemeinde hatte ſich um einige neue Glieder vermehrt. In Thaba-Boſſiu verurſachte Moſcheſch den Miſſionaren lebhafte Bekümmerniß: „obwohl er an Gott glaubt und an die Wirkſamkeit des Gebetes, wird er doch alt, ohne den Sitten ſeiner Väter zu entſagen." Hier war ein großer Mittelpunkt der Evangeliſation; 13 Glieder waren kürzlich der Kirche zuge-

fügt, und die Beiträge zur Mission hatten bereits eine hohe Summe erreicht. Acht Stunden von da, auf Morija, wo das Evangelium in weitem Umkreis seine Strahlen warf, wuchs das geistliche Leben sichtlich; hier wurde auch eine Zeitung, „die kleine Leuchte von Lessuto" gedruckt und in mehr denn 300 Exemplaren verbreitet. In Hermon wohnten an 500 Zuhörern dem Gottesdienst bei und 25 Personen waren kürzlich getauft worden. In Thaba Morena war für den Missionar freilich ein beschwerliches Leben aber nicht ohne Frucht; es gab hier 64 Communikanten und 27 Taufbewerber, in Siloah 45 Kirchenglieder und 8 Taufbewerber. In Bethesda hatte eine Erweckung stattgefunden, welche in verdoppelter Frömmigkeit und erneutem Missionseifer sich kund gab; 80 umliegende Ortschaften wurden mit der Predigt des Evangeliums besucht, und man hoffte bald auf zwei neuen Mittelpunkten einen Evangelisten und Lehrer aufstellen zu können. Das neue Beerseba schien Alles zu vereinigen, was dem greisen Rolland und seiner Familie den Schmerz über das Verlassen ihrer früheren Arbeitsstätte versüßen konnte. Eine vorläufig gebaute Kirche faßte 600 Personen, und 36 neue Gemeindeglieder waren aufgenommen worden. Carmel hatte durch Auswanderung in Folge langer Dürre allerdings gelitten, doch besuchten noch immer gegen 200 Personen den Gottesdienst. Erfreulich war besonders die Theilnahme der Eingeborenen an dem Missionswerk nicht blos durch ihre Gaben, sondern auch durch eigene Verkündigung des Evangeliums, womit bereits neun Katechisten beschäftigt waren; um so wichtiger erschien das neuerdings errichtete Predigerseminar. Es war in der That eine gesegnete Mission: 12 Stationen und auf jeder eine Kirche. Zum h. Abendmahl kamen 1700 Bekehrte, unter welchen 17 Missionare und 8 eingeborene Lehrer den Dienst des Wortes betrieben. In einer Erweckung im letzten Jahre waren Hunderte gewonnen worden; die im Jahre 1864 Getauften allein waren 92, während wohl fünfmal mehr auf die Taufe warteten. In den Schulen saßen 1200 Kinder,

während die Preſſe immer mehr Bücher und auch eine Zeitung unter dem Volke verbreitete.

Da brach ein neuer verderblicher Krieg aus, der die mühevolle und geſegnete Arbeit vieler Jahre vernichtete und zerſtörte.

Die holländiſchen Bauern des Oranjefreiſtaates hatten ſchon länger geſucht, ihr Gebiet gegen die Baſſutos zu erweitern. Das erregte viel Bitterkeit bei den Baſſutos, beſonders bei dem alten klugen König Moſcheſch, und einige Häuptlinge machten den Streit dadurch viel gehäſſiger, daß ſie mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Holländern in Beſitz genommene Gebiet machten. Eine Entſchädigungsſumme wurde verlangt aber nicht bezahlt, und ſo kam es im Juni 1865 zum Kriege. Im erſten Gefecht waren die Bauern ſiegreich, im zweiten aber wurden ſie mit bedeutendem Verluſte geſchlagen, und die Baſſutos machten einen Einfall in das Gebiet des Freiſtaates, von dem ſie mit reicher Beute heimkehrten. Nun aber drängten die Bauern in großer Anzahl nach und zerſtörten Alles, was ihnen in den Weg kam. Bei Thaba-Boſſiu vereinigten ſich ihre verſchiedenen Abtheilungen, während die Baſſutos flohen und ſich in die wilden, öden Malutiberge zurückzogen. Der alte wilde Geiſt der Barbarei erwachte in Vielen, und unbarmherzig metzelten ſie gefangene Bauern nieder, was ihnen von den Weißen wieder reichlich vergolten wurde. Es war nun freilich der Befehl gegeben, die Miſſionare mit ihrem Eigenthum zu ſchonen, und die Kirchen blieben auch für diesmal ſtehen; aber die Dörflein der Chriſten wurden wie die Wohnungen der Heiden niedergebrannt.

Zweimal beſtürmten die Bauern Thaba-Boſſiu, aber erfolglos; da umlagerten ſie den Berg, um jede Zufuhr abzuſchneiden, und mit jedem Tag ſtieg die Noth der Baſſutos; denn für ihr zahlreiches Vieh fehlte das Waſſer. Endlich durch die wiederholten Ausfälle der Baſſutos ſowie durch die herannahende Regenzeit veranlaßt gaben die Bauern die Be-

lagerung auf. Erſchütternd war der Anblick von Thaba-Boſſiu nach ihrem Abzug. Haufenweiſe lagen ringsumher verweſende Thiere, von denen die meiſten verſchmachtet, andere durch die Kugeln der Feinde gefallen waren. Der Krieg nahm von beiden Seiten einen immer wilderen Charakter an; weil man keinen entſcheidenden Schlag führen konnte, ſo ſuchte einer dem andern zu ſchaden, ſo viel er konnte.

Im folgenden Jahre beſchloſſen die Bauern nicht allein, den Krieg mit neuer Kraft fortzuſetzen, ſondern auch den Miſſionaren den beſtimmten Befehl zu geben, bis zum 1. März ihre Stationen zu verlaſſen und das Land zu räumen. Moſcheſch verlor den Muth und bat um Frieden, der auch im Frühjahr 1866 bei Thaba-Boſſiu freilich unter harten Bedingungen geſchloſſen wurde. Außer einer Kriegsſteuer von 3000 Stück Vieh mußte Moſcheſch zwei Drittel ſeines Landes und zwar den fruchtbarſten Theil deſſelben abtreten, welchen alle Baſſutos zu verlaſſen hätten mit Ausnahme des Molapo, eines Sohnes des Moſcheſch, mit ſeinen Leuten, der ſchon vorher mit den Bauern ſich verglichen hatte. Und abermals wurden die Miſſionare zum Verlaſſen ihrer Stationen aufgefordert; alle Vorſtellungen, alle Bemühungen ſogar von Seite Englands und Frankreichs waren vergeblich. Mit Gewalt wurden ſie über die Grenze gebracht.

Von Hunger und Mangel aller Art getrieben, ſtrömten die verjagten Baſſutos in die chriſtlichen Gebiete des Caplandes, um ſich als Arbeitsleute und Taglöhner anzubieten. Die meiſten Baſſuto-Chriſten ſammelten ſich auf den beiden noch beſtehenden Stationen Berea und Thaba-Boſſiu, um nach wie vor die treue Pflege ihrer alten Lehrer zu genießen. Hier nun findet eine allgemeine Bewegung ſtatt und ein neuer Eifer namentlich bei ſolchen, die das Evangelium ſchon angenommen, hatten aber dann wieder erkaltet und der Welt zugefallen waren. Auch Heiden werden mit ergriffen und kommen zum Worte Gottes trotz des Wiederſtandes der Häuptlinge.

So iſt dieſes reiche und große Volk von chriſtlichen Bauern zertreten und der Vernichtung anheimgegeben, dies Volk, das zu ſchönen und großen Hoffnungen zu berechtigen ſchien. Hoffen wir und beten wir zu Gott, daß das Feuer der Trübſal alle die Dornen, die bisher das Wort in den Herzen erſtickten, wegbrenne, und das Volk ſelbſt gereinigt und geläutert aus demſelben hervorgehe, auf daß das Wort hundertfältige Frucht bringe! Amen.

27.

Die Kaffern I.

Jes. 55, 5. Siehe, du wirst Heiden rufen, die du nicht kennst, und die Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen um des HErrn willen, deines Gottes und des Heiligen in Israel.

Nachdem wir früher die evangelische Mission im Caplande und unter den Völkern im Norden und Nordosten desselben, unter den Buschmännern, den Namaquas und Betschuanenstämmen betrachtet haben, wenden wir uns gegen Osten. Dort liegt das Kaffernland, das sich in der Hauptrichtung gegen Nordosten längs des indischen Oceans bis über die Delagoabay hinauf erstreckt. Ehedem reichte das Gebiet der Kaffern viel weiter in das Kapland hinein, aber seit dem Jahre 1812 wurde die Grenze desselben bis zum Großfischfluß und später in Folge blutiger Kriege bis zum Großkeyfluß zurückgeschoben und das dazwischen liegende Land zum Gebiet der Capcolonie genommen. Von dem Lande der Betschuanen ist Kaffernland durch ein hohes Gebirge getrennt, das gegen Norden zu je mehr und mehr vom Meere zurücktritt, so daß jenes immer breiter wird. Bis auf die Gipfel der Berge hinauf ist das Land ungemein fruchtbar und ergiebig; da aber der Ackerbau bei den Kaffern auf niedrigster Stufe steht, so sind sie auch leicht dem Mangel, ja selbst der Hungersnoth ausgesetzt.

Die Kaffern, welche in 4 Hauptstämme, die Kosas, Tambukkis, Pondos und Zulus zerfallen, unterscheiden sich in Sprache, Gestalt und Lebensweise von allen andern Völkern Südafrikas. Es ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag, sie sind groß gewachsen, muskulös und wohlgestaltet, von dunkler,

schwarzbrauner Farbe und mit kurzem wolligen Haar. Ihre Kleidung besteht fast nur aus einem Mantel von Thierfellen, der lose um die Schultern geworfen wird, und an dessen Stelle bei Vielen in neuerer Zeit eine wollene Decke getreten ist. Ohne seine Assagais, Speere mit eiserner Spitze sieht man nicht leicht einen Kaffern gehen. Männer und Weiber schmücken sich gerne mit Perlen und Messing- oder Elfenbeinringen; von einer Kopfbedeckung wissen die Männer nichts, die Weiber aber tragen hohe viereckige Fellmützen, die ihnen ein sehr männliches Aussehen geben. Ihre Wohnungen sind Hütten in der Form großer Bienenkörbe, welche einen schmalen niedrigen Eingang haben, der zugleich als Thüre, als Fenster und als Schornstein dient. Wie in der Kleidung, so ist auch in der Wohnung zwischen Vornehm und Gering kein Unterschied, nur, daß die Häuptlinge mehrere Hütten haben, die von ihren Weibern und Kindern bewohnt werden; die Aufrichtung derselben liegt allein den Frauen ob. Sechs bis zwölf solcher Hütten bilden einen Kraal, dessen wichtigster Theil der in der Mitte gelegene Viehhof ist, dorthin wird jeden Abend alles Vieh zum Melken getrieben und die Nacht über bewacht. Ihre Nahrung besteht im Sommer meist in Milch, später in Getreide und Kürbissen; geschlachtet wird nur im Winter, weil sie sich dann auch neue Kleider machen. Haben sie nicht reichlich geerntet, so fängt bald Mangel an und dann müssen sie sich mit wilden Gewächsen behelfen, so gut es eben geht.

Dem Kaffern ist sein Vieh die eigentliche Hauptsache, die Rinderheerde der kostbarste Schatz; mag er auch mehrere hundert Stücke besitzen, er entschließt sich doch nur schwer, eines davon zu schlachten oder zu verkaufen, und ein gefallenes beweint er oft zärtlicher als ein verstorbenes Kind. Zu ihrem Lebensunterhalte bauen sie Kafferkorn, eine Art Hirse, die 10 Fuß hoch wächst, Mais, Wassermelonen und Kürbisse, sowie Tabak, den sie gut zu bereiten verstehen und aus hölzernen Pfeifen rauchen.

Was nun ihr häusliches Leben betrifft, so sind die Männer vollständig die Herren, die sich daheim nur mit der Sorge für die Rindviehheerde abgeben. Die ganze Last der Haus- und Feldarbeit liegt auf den Weibern ebenso wie die Erziehung der Kinder, wenn von einer solchen die Rede sein kann. Die Rechte eines Mannes werden dem Jüngling mit der Beschneidung ertheilt, welche eine rein äußerliche Ceremonie ohne irgend eine religiöse Bedeutung ist und immer an mehreren Jünglingen von 14—18 Jahren zugleich vollzogen wird. Diese sowie die Aufnahme der Mädchen in die Gesellschaft der Frauen gibt natürlich Anlaß zu großen Schmausereien und Zechgelagen. Zu dem ganzen Ansehen eines Mannes gelangt aber der junge Kaffer erst durch seine Verheirathung. Die Zahl der Weiber, welche ein Mann nimmt, richtet sich nach seinem Reichthum und steigt von drei bis zu zehn und noch höher; die Eifersucht aber der verschiedenen „Schwestern," wie sich die Frauen eines Mannes nennen, ist oft des Ehemanns größte Plage. Die Frauen werden gekauft, und ihr Kaufpreis beträgt je nach dem Range der Braut und dem Reichthum des Bräutigams 10—100 Stück Vieh.

Wird ein Kaffer krank und haben die Mittel der gewöhnlichen Heilkünstler nicht angeschlagen, so muß irgend Jemand einen bösen Zauber auf den Kranken ausgeübt haben, und nun wendet man sich an den Zauberdoctor, „Tsanuse" oder Riecher genannt, der den vermeintlichen Urheber „herausriechen" soll. Alle Bewohner des verdächtigen Kraals müssen zum Tsanuse ziehen — eine Weigerung nämlich würde sofort als Beweis der Schuld angesehen — und jedesmal trifft auch derselbe den Schuldigen; denn der Bezeichnete gesteht immer das angegebene Verbrechen, mag er es begangen haben oder nicht, schon aus Furcht vor der Tortur, welche bei Leugnen angewendet würde. Das gewöhnliche Urtheil lautet: er soll „aufgefressen" werden, d. h. er wird seiner ganzen Habe beraubt und aus dem Lande gejagt. Was er besaß, fällt zum Theil dem Beschädigten, zum Theil dem Häuptling zu. Daß auf diese

Weise durch die Tsanuse die größten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten verübt werden können, und die Häuptlinge hiedurch sich große Reichthümer sammeln, liegt auf der Hand; insonderheit ist keiner, der zu Reichthum gelangt ist, auch nur einen Augenblick vor dem „Aufgefressen=werden" sicher, sobald das Auge des Häuptlings auf seine Heerden gefallen ist. Freilich brauchen die Häuptlinge auch eine beständige Vermehrung ihres Besitzes; denn wer Mangel an Lebensunterhalt leidet, geht zu seinem Häuptling und bittet ihn um eine Kuh zum Melken oder ein Stück Vieh zum Schlachten; wer ein Kleidungsstück bedarf und kann es sich nicht beschaffen, geht zu seinem Häuptling und bittet ihn darum; kurz alles Mögliche was man bedarf wird ihm abgebettelt, und er muß geben, was er hat und kann.

Merkwürdig ist, daß die Kaffern von Religion und einem GOtt so gut wie nichts wissen. Sie haben zwar Namen für das höchste Wesen, aber es sind das nur leere Namen. In dem Sinne, was wir beten heißen, beten sie nichts an. Sie schwören bei den Namen ihrer verstorbenen Häuptlinge; sie halten deren Gräber so heilig, daß sie allen Verfolgten als sichere Zufluchtsstätten dienen; sie bringen den Geistern ihrer Ahnen Opfer, um sich ihnen geneigt zu machen — aber ein höchstes Wesen kennen sie nicht. Dabei haben sie eine erschreckliche Furcht vor dem Tode, so daß sie von demselben gar nicht mögen sprechen hören, und in der Verehrung, welche sie manchen Gegenständen und Kräften in der Natur erweisen, spricht sich nur eine dunkle Furcht vor einer finsteren Macht aus. Hievon nur ein Beispiel: an der Mündung des Keiskammaflusses lag ein alter Anker eines daselbst gestrandeten Schiffes, und ein Kaffernkönig ließ ein Stück davon abschlagen. Da nun der Mann, der dies that, nicht lange darnach starb, so glaubte das Volk allgemein, der Anker habe die Macht, jeden zu bestrafen, der ihn ungebührlich behandle. Der Anker bekam einen eigenen Namen, und kein Kaffer ging an ihm vorüber, ohne ihn mit diesem Namen zu begrüßen. Aber

je mehr ihnen der Glaube an den lebendigen GOtt fehlt, desto größer ist ihr Aberglaube, desto stärker ihr Vertrauen zur Zauberei. Die Zauberer besorgen das Starkmachen der Soldaten, daß sie in den Kriegen nicht besiegt werden, sie sind auch die Regenmacher. So oft das Feld Regen bedarf, wendet man sich an diese, welche, wenn ihre gewöhnlichen Künste vergeblich gewesen sind, irgend einen Menschen bezeichnen, der sich mit dem Kopfe auf die Erde gestellt und so den Regen verhindert habe. Diese Unglücklichen werden dann getödtet, ihr Vieh aber aufgefressen. So traurig steht es um die Kaffern in religiöser Beziehung.

Unter solchen Umständen läßt sich natürlich auch von ihrem Charakter nicht viel Gutes erwarten. Zwar haben sie einen scharfen Verstand, viel Ueberlegung und ein gutes Gedächtniß; im Allgemeinen sind sie freundlich und gastfrei; aber in fleischlicher Lust gänzlich versunken, haben sie im vollsten Sinne des Wortes „Augen voll Ehebruchs" und eine angeborene Neigung zum Stehlen und Rauben. Habsüchtig, listig und rachsüchtig tragen sie Beleidigungen lange nach und jeder Kaffer ist von Natur ein heimtückischer Mensch, der das Kriegen, das Lügen, die Verschmitztheit, den heimlichen Ueberfall sein Leben lang nicht läßt.

Das waren die Kaffern, zu welchen im Jahre 1799 der bekannte Missionar van der Kemp, mit seinem jüngeren Begleiter Edmonds als der erste Bote des Evangeliums kam. Vor Menschenaugen mußte freilich diese Zeit höchst ungünstig für dieses Unternehmen erscheinen, da ein erbitterter Kampf zwischen der Capcolonie und den Kaffern bevorstand, und in Graaf-Reinet bot man auch Alles auf, um die Missionare zurückzuhalten; aber van der Kemp zog doch seine Straße und stand im September dieses Jahres vor dem Kaffernkönig Geika. Durch einen Dollmetscher ließ er dem König sagen, er sei gekommen, ihn und sein Volk in Dingen zu unterrichten, welche sie in diesem Leben und nach dem Tode glücklich machen würden; er bitte ihn nur um die Erlaubniß, in seinem Lande sich niederlassen zu dürfen, und rechne auf seine Freundschaft und

seinen Schutz. Diese Worte klangen den Ohren des Häuptlings ganz seltsam; „kam dieser Plan aus deinem eigenen Herzen?“ fragte erstaunt und forschend Geika, und bei allem Mißtrauen lag doch in dieser Frage auch der Gedanke, er halte diesen Plan für zu edel und wohlwollend, als daß er blos aus einem Menschenherzen entsprungen sein könne. Aber obgleich auch auf diese Frage van der Kemp eine vollständig zufrieden stellende Antwort geben konnte, gleichwohl zögerte Geika mit seiner Zusage, erhob mancherlei Einwürfe und schien gar nicht geneigt, auf diesen Plan einzugehen. Endlich nach 2 Wochen wurde dem Missionar jenseits des Keiskammaflußes ein Platz zur Niederlassung angewiesen. Hier in der Einsamkeit dichter Urwälder, unter dem Geheul der Wölfe, abgeschnitten von allen Annehmlichkeiten gesitteter Länder, in Gefahren unter Heiden und Mördern, unter Dieben und Räubern, die ihm sein Zelt ausstahlen, lebte dieser sich selbst verläugnende Knecht Christi dem Unterricht einiger Kaffernjünglinge und treuer Hottentotten. Um für seine magere Kost das nöthige Salz zu gewinnen, mußte er sich 4 Tage lang durch das wilde Gebüsch hindurch arbeiten und am Meeresufer ein Loch mit Seewasser füllen, das die heißen Sonnenstrahlen allmälig zu Meersalz verdünsteten. Bald fehlte es ihm an Hut, Schuhen und Strümpfen und mit verwundeten Füßen zog er umher, um die Kaffern in ihren Waldhütten mit der Botschaft des Heils aufzusuchen. Sogar sein Begleiter Edmonds, dem der Muth entfallen war, verließ ihn und kehrte in das Capland zurück; er aber harrte aus, und der HErr segnete auch seine Arbeit an einigen Heidenseelen. Selbst Geika wohnte mitunter dem Abendgebete bei und erklärte einmal, es komme ihm zuweilen vor, er werde fast ein Christ werden. Nicht minder treulich nahm sich van der Kemp der bei benachbarten Colonisten wohnenden Hottentotten an und hoffte schon in der Bekehrung einiger Frauen der Erstlingsfrucht seiner Arbeit sich erfreuen zu können, als ihn der ausbrechende Kaffernkrieg nöthigte, nach einem Aufenthalt von 16 Monaten Kaffernland

wieder zu verlassen. Die Folgezeit erwies es, wie tiefe Eindrücke der Aufenthalt van der Kemp's bei den wilden, trotzigen, argwöhnischen Kaffern zurückgelassen hat. Diese Eindrücke brannten wie ein stilles Feuer in den Kaffernherzen, seit er von ihnen gegangen war, und von nun an war der Name eines Missionars im Kaffernlande so hoch gehalten, daß die später nachfolgenden Boten Christi frei und sicher umherreisen konnten. Er hat die Saat ausgestreut und geharret, und die nach ihm kamen, durften schneiden und seine Saat ernten.

Sechzehn Jahre waren vergangen seit dem Weggange van der Kemp's, er selbst für die Rechte der unterdrückten Hottentotten kämpfend, im J. 1811 in der Capstadt gestorben. Während dieser Zeit hatte Sikana, ein von jenem erweckter Kaffer, bei Geika angesehen und wohlgelitten, wie Johannes der Täufer den Weg des HErrn unter seinem Volke bereitet, indem er sein selbst gedichtetes JEsuslied singend und betend das Land durchzog. Da wandte sich 1816 ein junger Häuptling Jan Tzatzoe, durch van der Kemp erzogen und bekehrt, an die englische Regierung mit der Bitte, daß Missionare in sein Land gehen dürften. Da dieser Bitte gerne entsprochen wurde, so machten sich die Missionare Read und Williams mit Jan Tzatzoe und einigen bekehrten Hottentotten im April 1816 auf den Weg. Bald kamen ihnen 100 Kaffern entgegen, die erzählten, Sikana habe ihnen befohlen, dem Ehebruch, Mord, Diebstahl, Zauberei u. s. w. zu entsagen, wegen weiteren Unterrichts sie aber an die weißen Lehrer gewiesen. Sikana selbst schloß sich ihnen mit Freuden an und sprach öfters zu seinen Landsleuten, welchen er Vorwürfe wegen ihrer Verblendung und Herzenshärtigkeit machte. Als die Missionare endlich zu König Geika kamen und ihn fragten, ob er einen Lehrer haben wollte, sprach er: „das ganze Land steht euch offen; gehet und wählet, was ihr wollt!" Nach einer Predigt ging er einsam in den Busch und betete; bei seiner Rückkehr sagte er, so wenig man die Sterne zählen könne, so wenig könne man seine

Sünden zählen, er denke oft an Jan Sanna (van der Kemp) und habe ihn sehr lieb gehabt und immer frei mit ihm umgehen können; selbst wenn er mit seinen beschmierten Füßen ganz nahe zu ihm hingesessen sei, habe er nie gesagt: „gehe weg mit deinem schmutzigen Karoß!“ aber das Wort, das jener gepredigt, habe er nicht genug benützt und er schäme sich; nun aber habe ihn Gott wieder besucht, weil er ihn nicht in Unwissenheit wollte sterben lassen. Die Missionare sollten nur nicht müde mit ihm werden; sein Herz sei immer bei seinen Weibern und bei seinem Vieh, aber jetzt sehe er ein, daß Alles ohne JEsus nichts sei.

So ließ sich denn Missionar Williams am Katzfluß nieder, Sikana und etwa 150 Kaffern waren seine kleine Gemeinde, an der er seine Herzensfreude hatte. Aber schon 1818 nahm der HErr ihn unerwartet aus der Zeit; das stille ergebene Wesen seiner Wittwe bei seinem Tode machte, einen solchen Eindruck auf diese Wilden, daß sie ihr nicht nur kein Haar krümmten, sondern sie auch treulich beschützten, bis sie mit ihren Kindern in das Capland abgeholt wurde. Ein neuer Krieg verhinderte zunächst die Fortsetzung der Mission.

In diesem Kriege rief Geika gegen die Häuptlinge Hintza und Unhlambe die Engländer zu Hülfe, mit deren Hülfe er siegte, aber auch ein Stück Landes abtreten mußte. Nach Beendigung des Kriegs ließ sich auf seine Bitten Missionar Brownlee mit zwei Gehülfen zu Chumie am Flusse gleichen Namens nieder (1820). Sikana, der in der Zwischenzeit das Wort des HErrn im Kaffernlande fortgesetzt hatte, starb im folgenden Jahre, auf seinem Sterbebette die Leute seines ganzen Kraals zu dem neuen Lehrer weisend. Und diese folgten seiner Ermahnung, ein Monat nach seinem Tode kamen sie alle nach Chumie, wo bald einige Hunderte von Kaffern sich sammelten, um im Juni 1823 fünf als die Erstlinge dieser Mission getauft werden konnten. Drei Jahre später (1826) wurden zwei neue Stationen Lovedale südöstlich und Balfur nordwestlich von Chumie, letzteres im Gebiet Makomos, Geikas

älteſten Sohnes, errichtet. Die Schulen waren fleißig beſucht, eine Druckerpreſſe im Gange, und obgleich Kriegsunruhen und eine anhaltende Dürre nachtheilig wirkten, war doch „das Werk GOttes im Kaffernlande noch immer im Gedeihen, und der gute Same, der in's Herz geſtreut war, ging auf und trug Frucht."

Unterdeſſen war auch die Methodiſten-Miſſions-Geſellſchaft in die Arbeit an den Kaffern eingetreten. Der Prediger der Methodiſtengemeinde Salem machte 1823 eine Reiſe zu dem Häuptling Pato und ſeinen Brüdern Kongo und Kama und wurde mit Freude aufgenommen. „Du mußt unſer Vater ſein, rief Pato, wir betrachten dich von nun an als einen großen Dornbuſch, unter dem wir gegen Regen und Wind geſichert ſind." So wurden Wesleyville an dem Kalumafluße angelegt. Bald nacher kam Kongo in die Stadt Grahamſtown und war voll Staunen über alles, was er ſah und hörte; nach einem Gottesdienſte ſagte er: „ich ſehe jetzt, warum die Engländer Männner ſind. GOtt hat ſie groß gemacht, weil ſie ihm dienen. Wir ſind nur Kinder und nicht Männer, weil wir weder Gott kennen noch ihm dienen." Im Jahre 1825 folgte eine zweite Station im Gebiet des Königs Islambi, der die Erlaubniß in einer großen Verſammlung mit den Worten gab: „Das Ding iſt beſchloſſen; ihr könnt euern Platz wählen, das Land liegt offen vor euch. Wahrlich es iſt wunderbar, was ich heute ſehen darf. Ich bin alt und vermag nicht länger die Streitart zu führen, jetzt kommt der Miſſionar, um mein großer Kapitän zu ſein. Mein Auge ſoll er werden und mein Ohr auch. Heute darf ich ſehen, daß ich Freunde habe. Ich bin immer ein Erdenwurm geweſen, aber jetzt darf ich aus der Larve ausſchlüpfen. Wir ſind bis jetzt Wölfe geweſen und wilde Hunde im finſtern Wald; heut erſt dürfen wir uns Menſchen nennen und das Tageslicht ſchauen. Nie waren wir ſicher; jetzt kommen die Umfondi's (Lehrer) um unſer Buſch zu ſein." Faſt jedes Jahr wurde eine neue Station weiter angelegt, und wie erfolgreich die Wirkſamkeit dieſer Miſſionare war, erhellt u. A.

daraus, daß 1833 drei Häuptlinge eine strenge Sonntagsfeier zum Landesgesetz erhoben und alle öffentlichen Geschäfte, allen Handel, alle Tänze an diesem Tage bei Strafe verboten.

Seit dem Jahr 1828 begann auch die Brüdergemeinde das Evangelium im Kaffernlande selbst zu verkündigen, nachdem schon früher einzelne Kaffern auf ihren Stationen im Caplande bekehrt worden waren. Einige Monate nach der Gründung von Siloh durch feindselige Kaffern von dort vertrieben, kehrten die Missionare 1829 dahin zurück; am Osterfest 1830 konnte die erste Frau getauft werden, eine Schule für Kinder ward errichtet, und die Einwohnerzahl, obschon nur Wenige getauft werden konnten, stieg auf 320.

Vier Missionsgesellschaften arbeiteten um diese Zeit an mehr als 12 Orten im Kaffernlande, und der Stand der Dinge war ein ungemein erfreulicher und hoffnungsreicher; jedes Jahr mehrte sich die Zahl der Bekehrten, das Licht der göttlichen Wahrheit verbreitete sich allmälig unter der Masse des Volkes und Tausende von Kaffern kamen zu den Missionaren um des HErrn willen unsres GOttes und des Heiligen in Israel. Ihm sei Lob und Preis, daß er also auch die Heiden berufst aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte! Amen.

28.

Die Kaffern II.

Ps. 33, 10. 11. Der HErr macht zu nichte der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker; aber des HErrn Rath bleibet ewiglich, seines Herzens Gedanken für und für.

Es ist eine trostreiche Verheißung, die wir so eben aus dem 33. Psalm vernommen haben, daß der HErr der Heiden Rath zu nichte mache, während sein Rath in Ewigkeit besteht; aber solchen Trost bedarf auch die Mission gar oft. Denn wenn da oder dort die Heiden gegen das Wort des HErrn sich verhärten und auch die, welche es annehmen wollen, mit List und Gewalt davon abzuhalten suchen, wenn das Friedenswerk der Mission durch Krieg und Blutvergießen immer wieder gehemmt und unterbrochen wird, müßte ihr nicht ohne solche Verheißungen der Muth entsinken, daß sie verzweifelnd die Hände in den Schooß legt und ihr Werk aufgibt? Aber des HErrn Wort gibt ihr neue Kraft, daß sie das unterbrochene Werk wieder aufnehmen kann und endlich den Sieg gewinnt.

So ging es der Mission im Kaffernlande, deren Anfänge wir das letzte Mal betrachteten. Da hörten wir, wie Missionar van der Kemp im muthigen Glauben und größter Selbstverleugnung allein unter dem wilden Kaffernvolke wohnte und ihm das Evangelium verkündigte, bis ihn ein ausbrechender Krieg nöthigte, in das Capland sich zu flüchten; wie nach 16 Jahren ein neuer Versuch gemacht wurde, der größeren Erfolg hatte, so daß um das Jahr 1830 von 4 Missionsgesellschaften an mehr als 12 Orten das Evangelium verkündigt wurde, und

man die besten Hoffnungen für die Zukunft hegen durfte. Aber ganz anders kam es.

Nach dem Friedensschluß vom Jahre 1819 sollte das Land zwischen dem Keiskamma- und Großfischfluße weder von Kaffern noch von Colonisten bewohnt werden; da es aber zu den fruchtbarsten Theilen des ganzen Landes gehörte, so hatten sich allmälig Colonisten und Kaffern daselbst angesiedelt, und unter diesen auch der Häuptling Makomo, den die Engländer mit Gewalt vertrieben. Makomo dürstete nach Rache, und kaum hatte sein Vater, König Geika die Augen geschloßen, so überfiel er im Bunde mit andern heidnischen Häuptlingen 1834 ganz unerwartet die Grenzen der Colonie mit großer Heeresmacht. Alle Missionsstationen bis auf vier wurden zerstört, und von allen Missionaren konnten nur die der Brüdergemeinde in Siloh bleiben. Nachdem der Krieg, der mit großer Grausamkeit geführt wurde, 9 Monate gewährt hatte, und die Kaffern besiegt waren, wurde ein Friede geschloßen, der den früher verbotenen Verkehr zwischen der Colonie und den Kaffern eröffnete, diese zu Schutzbefohlenen der Engländer machten, ja sogar englische Gesetze in einem Theil des Landes einführte.

Nun trugen nicht allein die Missionore ein herzliches Verlangen, auf die verlassenen Arbeitsstätten im Kaffernlande zurückzukehren, sondern wurden sogar auch von einzelnen Häuptlingen auf's Dringendste dazu aufgefordert. Im Jahre 1836 wurden alle Stationen auf's Neue besetzt, und war auch der Zustand der Gemeinden vielfach beklagenswerth, so wurden doch die Missionare mit Freuden aufgenommen, und sogar Makomo, der Urheber des letzten Krieges, zeigte sich den Missionsarbeiten entschieden günstig. In demselben Jahre 1836 begann auch die Berliner Missionsgesellschaft ihre Arbeit unter den Kaffern, indem Missionar Döhne bei dem Kaffernhäuptling Gazela sich niederließ. Als dieser auf einer Häuptlingsversammlung davon hörte, daß ein Missionar zu ihm ziehen wolle, war er von der Freude so überwältigt, daß er anfangs kein Wort sprechen konnte, seinen künftigen Missio-

nar am Arm faßte, wie einer, der große Beute bekommt, ihn von Oben bis Unten mit Verwunderung und Entzücken betrachtete, und so mit ihm zum Statthalter ging, wo er denn gelobte, den Lehrer in Ehren halten, seinem Worte gerne folgen und ihn als seinen Freund und Bruder hegen zu wollen. Nachdem Döhne in Kurzem so großen Einfluß auf Gazela gewann, daß er selbst einen Krieg zu hindern vermochte, verlegte er seinen Wohnsitz an einen günstigeren Platz und nannte ihn Bethel. Der Anfang war freilich schwer, doch mehrte sich rasch die Zahl der Stationsbewohner und das Kirchlein war bei den Gottesdiensten stets überfüllt; der alte Glaube an die Regenmacher und Zauberdoctoren, die Hartherzigkeit gegen Kranke und Sterbende schwand, und die Todten wurden ordentlich begraben. Von tieferen Eindrücken war aber lange nichts wahrzunehmen. Manche schliefen während der Predigt, andere trieben Narretheidinge mit einander, und wenn beim Gebet niedergekniet wurde, so konnte sich mancher vor Lachen über das ihm spaßhaft erscheinende Knieen kaum fassen. Ihr Hauptbegehren an den Missionar blieb lange ihr unverschämtes „bazela" d. h. schenk' mir was! Als neue Arbeiter dem Missionar Döhne zu Hülfe kamen, wurde die Station Itemba, später Emmaus angelegt; aber die Macht der Finsterniß wollte nicht weichen. Am wenigsten mochten die Kaffern von ihrem Sündenelend, von Buße und Bekehrung hören, obgleich gerade damals die alten Kaffernsünden in vollem Schwange gingen: „mein Herz ist so weiß, so weiß! mein Herz ist wie meine flache Hand!" waren ganz gewöhnliche Tugendversicherungen, die sie den Pfeilen des göttlichen Worts als undurchdringlichen Schild entgegenstreckten. Am empfänglichsten zeigten sich theilweise noch die Kinder, die gerne zur Schule kamen und auch zu beten anfingen. Der Häuptling Gazela bezeugte den Missionaren fortwährend seine Zuneigung, aber zur Bekehrung kam es bei ihm nicht, weil er es nicht wagte, als Häuptling die Schmach Christi auf sich zu nehmen. Endlich konnten, wie mehrere Jahre zuvor in Bethel, so 1842

auch in Itemba die ersten Kaffern getauft werden; unter ihnen war Mazuza, der später die bezeichnende Aeußerung that: „daß das Evangelium Wahrheit ist, sehe ich daraus, daß die Leute nicht daran glauben. Wäre es eine Lüge, so würden die Leute sie schnell annehmen; denn hier unter den Kaffern finden alle Lügen und die unwahrscheinlichsten Nachrichten schnell Eingang. Mit dem Worte GOttes ist es aber nicht so. Es muß also wohl anderer Natur sein als die vielen Nachrichten, die wir sonst hören."

Um das Jahr 1843 ging mit Gazela eine traurige Veränderung vor. Schon lange hatte er dem Worte Gottes widerstanden, und je mehr und mehr wuchs sein Verdruß und sein Groll gegen diejenigen seiner Unterthanen, die sich bekehrt hatten, und auch gegen die Missionare selbst. Ja auf einmal fing er an, mit Vertilgung der Stationen in seinem Gebiete und mit Ermordung ihrer Einwohner und der Missionare zu drohen. Aber der HErr machte seinen Rath zu nichte. Weil auf seinem Kraal ein Sohn des verstorbenen Königs Geika ermordet war, wurde er von der Blutrache der Stammgenossen des Ermordeten bedroht, mußte, von allen seinen Leuten verlassen, flüchten und irrte monatelang in den Schluchten und Wäldern umher, bis er von der englischen Regierung ein Stücklein Land zur Niederlassung erhielt. Von dieser Gefahr befreit, hatte das Werk einen gesegneten Fortgang, und das Jahr 1845 endete mit frohen Aussichten auf eine immer weitere und erfolgreichere Ausdehnung der Arbeit.

Auch die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften ging rüstig vorwärts. Die Zahl der Stationen der Methodistenmissionare waren bis 1841 dreizehn, auf einzelnen derselben konnten bereits Missionsversammlungen gehalten werden, Beiträge wurden gegeben, und der innern Umwandlung folgte bald auch die äussere Gesittung nach. Nicht weniger erfuhr auch die Brüdermission in Siloh reichen Segen, dessen aus Kaffern und Hottentotten gemischte Bevölkerung, bis 1845 auf 589 Personen gestiegen

war wozu noch Viele kamen, die rings umher in kleinen Kraalen wegen ihren Viehheerden sich niederließen. Merkwürdig ist, daß hier von halben Bekehrungen kaum etwas zu hören war; und Glieder verschiedener sonst sich hassender Heidenstämme verkehrten in Siloh so friedlich mit einander, als wären sie Kinder derselben Haushaltung.

So hatte das wilde Kaffernvolk wieder zehn Jahre lang die Segnungen des Evangeliums erfahren, und manche Seele war errettet worden von der Obrigkeit der Finsterniß. Der englische Statthalter hatte bestimmt, was auch von den Kaffern angenommen war, daß Niemand, der sich auf einer Missionsstation niederlassen wolle, davon mit Gewalt oder wie immer abgehalten werden dürfe, daß Niemand gezwungen werden solle, die heidnischen Gewohnheiten mitzumachen, daß endlich die Häuptlinge auf einen regelmäßigen Besuch der Schulen von den Kindern ihrer Unterthanen zu sehen hätten. Da brach über die kaum emporgewachsene Saat der wilde Kriegssturm des Jahres 1846 herein. Schon lange bestand eine Abneigung der Kaffern gegen die englische Regierung; daß aber dieselbe in offene Feindseligkeiten ausartete, dazu gab den Anlaß die Erbauung einer kleinen Festung tiefer im Kaffernlande, um die Capcolonie gegen die immer häufigeren Räubereien und Gewaltthaten der Kaffern zu schützen. Zwar hatte ihr mächtigster Häuptling dazu die Erlaubniß gegeben, aber sie fragten nichts darnach, und Anfangs Februar 1846 standen plötzlich 4—5000 Kaffern unter den Waffen. Die Regierung, auf einen so plötzlichen Angriff nicht gerüstet, konnte die Missionare nicht schützen, so daß ihnen nichts anderes übrig blieb als die Flucht. Von den 26 Stationen vermochte nur eine einzige, Siloh, sich zu halten, und bis auf 100 Stunden von der Grenze wurde das Capland von den mordenden, sengenden und brennenden Kaffern verwüstet. Auch um Siloh wurde im Laufe der Zeit das Kriegsgetümmel immer ärger; trotz aller Bemühungen fing die Gemeinde an zu verwildern, der Nahrungsmangel wurde immer drückender, und weder Tag noch

Nacht war eine ruhige Stunde oder ein ſtilles Plätzchen zu finden.

Zu den Drangſalen des Krieges kamen auch noch Seuchen und eine große Hungersnoth, welche die Kaffern, die von allen Vorräthen entblößt waren, mit doppelter Schwere traf. Als mit der Zeit der Krieg nach Kafferuland zurückgedrängt war, mehrten ſich zwar die Schwierigkeiten für die Engländer, doch ſiegten ſie in mehreren Treffen, der Häuptling Sandili wurde gefangen, und im Dezember 1847 mußte ſich auch der letzte Häuptling, Pato, ergeben. Die Folge des Sieges war, daß das ganze Land bis zum Keyfluß von den Engländern in Beſitz genommen wurde und den Namen Britiſch Kafferland erhielt. Das Land wurde den Häuptlingen zurückgegeben, dieſe waren aber dem Statthalter zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet. Sofort erging auch an alle Miſſionare die Einladung, auf ihre Stationen zurückzukehren, wobei ausdrücklich bemerkt war, daß das zu den Stationen gehörige Gebiet nicht unter den Kaffernhäuptlingen, ſondern unmittelbar unter dem Schutz der Regierung ſtehen ſolle; dazu wurde den Miſſionaren jede Erleichterung, Unterſtützung und Hülfe zugeſagt.

Schon nach drei Monaten kehrten die Sendboten der Berliner Geſellſchaft nach Bethel und Itemba zurück, und binnen weniger Jahre wurde auch von den übrigen im Kafferulande bisher thätig geweſenen Geſellſchaften eine ganze Anzahl von Stationen theils wieder bezogen, theils neu angelegt; ſo hatten 1850 die Methodiſten 19, die Londoner Geſellſchaft 9, die freie ſchottiſche Kirche 3, das ſüdafrikaniſche Miſſionspresbyterium 4 Stationen und die Brüdergemeinde außer Siloh noch Sichem und Mamre angelegt. Im Ganzen arbeiteten auf dieſen Stationen 34 europäiſche Miſſionare, und daß deren Arbeit nicht vergeblich war in dem HErrn, davon konnte ſich Miſſionar Freeman, der um dieſe Zeit einen Theil derſelben beſuchte, zur Genüge überzeugen. In Kingswilliamstown fand er eine Druckerpreſſe der Miſſion mit Herausgabe einer viel geleſenen chriſtlichen Zeitung beſchäftigt. Auf der

neu angelegten Station Peelton war Kirchlein und Missionshaus gebaut, eine Wochenschule und eine Sonntagsschule mit je 100 Schülern im Gang und die Glieder der Gemeinde gingen predigend unter den Heiden umher. Hier hatte sich auch folgende bezeichnende Geschichte zugetragen: eine junge Kafferin hatte ihren Kaffernputz aufgegeben und europäische Kleidung angenommen, um die mit ihr vorgegangene Veränderung auch äußerlich darzustellen. Sie ging in den Unterricht. Ihr Bruder, der noch Heide war, wollte sie zu einem heidnischen Tanze mitnehmen, was sie verweigerte. Er holte einen Stock und drohte, sie mit Schlägen zu zwingen. Er schlug sie, ließ ihr die Kleider ab und schlug sie wieder bis der Stock zerbrach. Sie zuckte nicht, sie weinte nicht, sie sprach kein Wort des Vorwurfs. Er wollte einen andern Stock holen, als sich eingeborne Frauen darein mischten, weil sie fanden, sie habe genug gelitten. Jetzt zog er ihr mit Gewalt heidnische Kleider an, und da fing sie bitterlich an zu schluchzen, weil es ihr wie ein Rückfall in's Heidenthum erschien. „Warum hast du denn vorher nicht geweint, fragte der Bruder, als ich dich schlug, und weinst jetzt, da ich dich anziehe?" — Einige Zeit ging hin, bis der Bruder wieder zu ihr kam. Er wollte nicht in ihre Hütte gehen; er schämte sich vielleicht seines Betragens und fürchtete Vorwürfe; aber sie kam heraus, gab ihm die Hand und einen Schwesterkuß. Das brach seinen harten Sinn und sie durfte nun ungestört den Unterricht besuchen.

„Die Gläubigen aus den Kaffern, urtheilt ein anderer Missionar, stehen in Erkenntniß und Wandel weit über den mir bekannten Stämmen Südafrika's. Man fühlt es ihnen ab, daß ihr Christenthum nicht auf Gefühl beruht, sondern ein aus Ueberzeugung hervorgegangenes und erkämpftes ist." Anders freilich stand es um die heidnischen Kaffern, denen die neue Ordnung der Dinge im Lande keineswegs gefallen wollte. Die Häuptlinge fühlten recht gut, daß ihr früheres Ansehen nach und nach verloren gehe, benahmen sich daher sehr scheu

und vorsichtig und zogen sich auch von den Missionaren ganz zurück; ja sie sahen dieselben sogar als ihre Feinde an, nachdem sie auf den Stationen nichts mehr zu sagen hatten, auch Niemanden zurückhalten konnten, auf denselben sich niederzulassen. Oft konnte man sagen hören, es werde doch wieder Krieg werden, und das ganze Verhalten der heidnischen Kaffern ließ auch voraussehen, daß der Friede nicht lange währen werde.

Und so geschah es denn auch. Um die Mitte des Jahres 1850 trat ein junger Mensch, „Umlandsheni" (Flußmann) genannt, weil er angeblich im Fluß Keiskamma lebte, als Prophet im Kaffernlande auf. Stationsbewohner kehrten anfangs mit Verachtung von ihm zurück und erzählten: „Er ist ein 15jähriger Junge und sitzt gegen die Sonne und betet sie an. Er lehrt, daß die Sonne Gott sei, und wenn die Sonnenstrahlen durch die Wolken brechen, so sehen wir Gottes Zweige. Nachts deckt er seinen Mantel über uns; die Sterne sind seine Hunde." Wunderbar rasch aber gewannen diese und andere verworrene Vorstellungen bei dem Volke Eingang; immer allgemeiner wurde er als Gesandter GOttes, für den er sich ausgab, anerkannt, seine neuen Vorschriften über Essen und Trinken und die Verrichtungen des täglichen Lebens befolgt, und am ersten Weihnachtsfeiertag 1850 erscholl auf den Bergen und in den Wäldern des Kaffernlandes das wilde Getümmel eines neuen furchtbaren Krieges. Mit gewaltiger Macht erhoben sich fast alle Kaffernstämme, zerstörten und mordeten, was immer von Weißen in ihrem Bereiche lag, und so schnell brach diese Empörung aus, daß von Seite der Regierung keinerlei Vorkehrung getroffen waren, und auf diese Weise die Missionsstationen wie in den frühern Kriegen schutzlos dastanden. Diese waren besonders in's Auge gefaßt und wurden sofort angegriffen, nachdem die geringe englische Truppenmacht den Rückzug hatte nehmen müssen. Missionar Niven mußte mit Frau und Kind zu Pferd fliehen, während seine Station hinter ihm in Flammen aufging; Missionar Birt in Peelton wurde von

den Kaffern seiner nächsten Umgebung verrätherisch überfallen und ausgeplündert und mußte nach dem Weggang der Räuber mit den getauften Kaffern nach Kingwilliamstown flüchten; dahin kamen am andern Tage auch die Berliner Missionare von Bethel und Itemba mit ihren Gemeinden. Die Kaffern aber benützten ihre augenblickliche Ueberlegenheit zu den entsetzlichsten Greueln. Die Wohnsitze weißer Colonisten bis weit in die Capcolonie hinein wurden ausgeplündert und niedergebrannt, die Bewohner ohne Unterschied ermordet. Allnächtlich rötheten Feuersbrünste weithin den Himmel, Blut und Leichen bezeichneten die Streifzüge der Feindeshaufen. Von Monat zu Monat verschlimmerte sich die Lage; die mit der englischen Regierung unzufriedenen Bauern stellten sich erst dann zum Kampfe, als jedem Manne, der nicht in's Feld ziehe, die Todesstrafe angedroht war. Nur die Fingu's und die getauften Hottentotten hielten treu zur Regierung, während die heidnischen Hottentotten, deren viele schon im englischen Heere gedient hatten, zu den Kaffern übergingen, und diese dadurch kampfgeübter wurden. Ihre Hauptkraft bestand darin, jedem offenen Kampfe auszuweichen und beim Herannahen größerer Truppen in die Wälder und Schluchten sich zurückzuziehen, wohin ihnen die englischen Soldaten nur mit größtem Verlust folgen konnten. So wüthete der Krieg bald schwächer, bald stärker über zwei Jahre lang fort, indem Umlandsheni das Feuer desselben immer wieder schürte, während die mächtigen Häuptlinge Sandili und Rili an der Spitze der Kaffern standen. 23 Missionsstationen waren verbrannt und zerstört, und bereits schien England wegen der großen Opfer an Geld und Menschenleben geneigt, die Colonie aufzugeben; da gelang es endlich dem Statthalter mit Rili und dann mit Sandili und Makomo Frieden zu schließen. Am 3. März 1853 wurde die Friedensproclamation veröffentlicht und 7 Tage später vor einer Versammlung von Häuptlingen vorgelesen, wobei das Volk wegen der sei-

nen Häuptlingen bewiesenen Treue belobt, diese aber zu gleicher Treue gegen die Königin von England ermahnt wurden.

Bald erhoben sich wieder die meisten zerstörten Missionsstationen aus dem Schutt, und ihre Einwohnerzahl wurde größer denn früher. Und bis zum Jahre 1855 war Kaffernland gegen Süden, Osten und Westen von einer dichten Reihe Stationen umgeben, von welchen manche in blühendem Zustande sich befanden.

Auf einer Missionsversammlung zu Midda-Drift, die am 3. Juli 1855 gehalten wurde, hielten außer den anwesenden Missionaren auch mehrere Eingeborene Ansprachen. Unter andern sprach auch der Häuptling Kama etwa folgendes: „Als ich getauft wurde, sagten viele meiner heidnischen Freunde: er ist ein rechter Narr; er hat nun seine Hauptmannschaft weggeworfen; er wird hinfort im Kaffernlande nichts mehr gelten, da er ein Christ geworden ist. — Nun aber, ist dies wahr? Habe ich meine Hauptmannschaft eingebüßt? Im Gegentheil, ihr wißt, ich habe einen Namen im Lande, und meine Anhänger haben sich bedeutend vermehrt. Ich weiß, daß ich das nicht zu Stande gebracht habe, der HErr hat's gethan." Und noch mit vielen andern Worten suchte er es seinen Leuten begreiflich zu machen, daß sie dem Evangelium und dem Missionaren den größten Dank schuldig sein.

So hat der HErr den Rath der Heiden zu nichte gemacht, so oft sie auch darauf ausgingen, das Evangelium und die Predigt desselben in ihrem Lande zu vernichten. Seine Friedensgedanken und sein Friedensrath, den er über das Kaffernvolk gefaßt, bleibt und wird noch endlich völlig hinausgeführt werden. Und damit wir das glauben, und in solchem Glauben die Hände stärken zur Ausrichtung dieses seines Gnadenraths, hat er uns in den bereits bekehrten Kaffern ein Unterpfand gegeben. Sein Name sei hochgelobt in Ewigkeit! Amen.

29.

Die Kaffern III.

Pſ. 9, 16. 17. 19. Die Heiden ſind verſunken in der Grube, die ſie zugerichtet hatten; ihr Fuß iſt gefangen im Netz, das ſie geſtellt hatten. So erkennet man, daß der HErr Recht ſchaffet. Die Hoffnung der Elenden wird nicht verloren ſein ewiglich.

Wir hörten das letzte Mal, wie das Evangelium im Kafferulande in immer weiteren Kreiſen verkündigt wurde, wie zwar 3mal, im Jahre 1834, 1846 und 1850 von den heidniſchen Kaffern heftige Kriege entzündet wurden, ſo daß die Miſſionare flüchten mußten, die Stationen in Feuer aufgingen und das Miſſionswerk ein und mehrere Jahre unterbrochen ward, wie aber doch immer wieder die Heiden unterlagen, und die Predigt von Chriſto ſtets neu wieder aufgenommen wurde. Zwei Jahre nach dem letzten Friedensſchluße, nämlich im Jahre 1855 finden wir eine dichte Reihe von Miſſionsſtationen im Weſten, Süden und Oſten des Kafferulandes, welche meiſtens eine größere Einwohnerzahl hatten, als vor dem Krieg.

Die Regierung hatte das aufrichtige Beſtreben, den Frieden im Lande zu erhalten; durch Anlegung von Waſſerleitungen und neuen Straßen ſollten die Kaffern Beſchäftigung und Verdienſt erhalten, durch Anſiedelung einer größeren weißen Bevölkerung im Zaum gehalten werden. Neben den früheren Miſſionsgeſellſchaften begann nun auch die engliſch-biſchöfliche Kirche die Miſſionsarbeit unter den Kaffern. Dieſe Miſſion unterſcheidet ſich dadurch von anderen, daß ſie nicht von einer Privatgeſellſchaft, ſondern von der engliſchen Kirche als ſolcher getrieben wird. Sie geht weniger auf Herzensbe-

kehrung Einzelner als auf die Bekehrung des ganzen Volkes aus und legt darum ihre Stationen am liebsten in der Nähe der Häuptlinge an, um wo möglich diese zuerst für das Christenthum zu gewinnen. Außer der Hauptstation St. Lucas waren 1856 zwei weitere St. Johannes in der Nähe von Sandili's Kraal für den Stamm der Gaika's und St. Andreas für den Stamm der Galeka's errichtet, zu welchen später noch St. Markus, St. Matthäus und All-Saints kam.

Da die zerstörte Station Itemba auf der alten Stelle oder in der Nähe nicht wieder aufgebaut werden konnte, so zog Miss. Rein von der berliner Gesellschaft nach dem 9 Jahre früher verlassenen Emmaus, später Wartburg geheißen. Die äußern Verhältnisse waren günstig, und nicht eine Stunde entfernt wohnten in 25 Kraalen über 800 Gaika's unter dem Häuptling Kuse, einem hochbejahrten und bereits erblindeten, der Mission wohlgesinnten Manne, die schon vor längerer Zeit das Verlangen nach einem Missionar ausgesprochen hatten; und bereits am Pfingstfest 1856 konnte eine junge Frau als Erstling aus den Heiden an diesem Platze getauft werden. In diesem Jahre kam noch eine neue Station dazu, welche den Namen Petersberg erhielt, nachdem die auf dem Petersberg bei Halle a/S. versammelten Missionsvereine ihr eine Glocke zum Geschenk machten; auch sie hatte guten Fortgang.

Aber noch immer sollte das arme Kaffernland nicht zur Ruhe kommen. Nur ungern hatten sich die Kaffern dem Willen ihrer Besieger gefügt. Nun hörten sie von dem Kriege zwischen den Russen und Engländern und bald hieß es, die Russen würden die Engländer vertreiben und die Kaffern befreien. Die Zauberer unter den Galekas mit ihrem König Kili geboten schon Anfangs 1856, man solle das Vieh schlachten und die Gärten nicht bestellen, denn kämen die Russen, so könnte man alles hundertfältig von dem weißen Manne wiedernehmen. Im Mai dieses Jahres trat dann ein neuer Prophet auf, Umhlakaza, der von den Geistern der alten Helden und Häuptlinge des Volks wollte gehört haben, zur Zeit des Vollmonds

werde eine Trompete ertönen, dann würden sie wieder auferstehen, in einem furchtbaren Orkan die Weißen aus dem Lande fegen und dasselbe wieder in den Besitz ihres Volkes setzen; alle Kaffern, die das nicht glaubten, würden vom Wirbelwind mit fortgerissen; darum sollte jeder all' sein Vieh schlachten, sein Korn wegwerfen und keinen Garten mehr bestellen, sonst würde er verloren gehen. Sehr auffallend ist, daß dieser Mann christliche Vorstellungen, wie die Auferstehung der Todten, die auf den Ton einer Trompete hin erfolgen soll, verkündigte, welchen doch sonst die Kaffern nur hartnäckigen Unglauben oder Spott entgegenzusetzen pflegten; es erklärt sich aber daraus, daß derselbe eine Zeit lang bei einem englischen Geistlichen in Dienst war und mit mehreren Christen in vertrautem Verkehr stand. Um aber diese Vorstellungen den Kaffern schmackhafter zu machen, dehnte er die Auferstehung auch auf das Vieh aus, was von diesen mit unendlich größerer Freude begrüßt wurde als die Wiederkehr aller ihrer verstorbenen Vorväter. Bereits im August war die Aufregung unter allen Kaffern sehr groß, und man schlachtete nach Herzenslust, so daß im Oktober schon der Hunger im Galeka-Lande fühlbar wurde. Als der erste Termin zur Auferstehung verflossen war, erklärte der Prophet, es sei noch nicht genug geschlachtet. Auf seinem Kraal glaubte man des Nachts die Geister der alten Helden in den Lüften zu vernehmen, ja sogar die Ochsen und Kühe, ungeduldig des Tages ihrer Auferstehung harrend, unter dem Boden brüllen zu hören. Die Aufregung stieg höher und höher, so daß die Engländer ein nicht unbedeutendes Heer an der Grenze des Galekas aufstellten. Da erschrack König Kili, der bereits selbst wenigstens 6000 Ochsen geschlachtet hatte, aber der Prophet beruhigte ihn damit, daß einige Häuptlinge seinem Befehl nicht gehorcht hätten; würde aber der nächste Vollmond blutig aufgehen, so sei das ein Zeichen, daß die Geister wieder gnädig seien. So ging denn der Taumel fort und bis Ende Januar 1857 waren wohl an 400000 Stück Vieh geschlachtet. Blut-

roth ging der Vollmond auf und nun befahl König Rili, binnen 8 Tagen müsse alles Vieh, eine Kuh und eine Ziege für jeden ausgenommen geschlachtet sein, dann werde die große Auferstehung erfolgen. Das unsinnige Schlachten begann noch einmal und die letzten Kornvorräthe wurden weggeschüttet. Endlich kam der verheißene Tag, der 18. Februar — er verging und der 19. verging, und die Hoffnung der Betrogenen war und blieb unerfüllt. Es war nun zu erwarten — und darauf schien das ganze höllische Spiel berechnet zu sein — daß nun die Kaffern, vom Hunger zur Verzweiflung getrieben, zu Tausenden raubend und stehlend in das Capland einfallen würden; aber der englische Statthalter verhinderte es theils durch strenge Gesetze gegen den Diebstahl, denen er durch seine Truppen Nachdruck geben konnte, theils dadurch, daß er die Kaffern, die dazu willig waren, mit Weib und Kind in das Capland aufnahm, wo sie sich auf mehrere Jahre um geringen Lohn verdingten. Andere wanderten nach Osten und Norden aus, nur ein Theil, auf bessere Zeiten hoffend, blieb auf den Kraalen sitzen und kam da jämmerlich vor Hunger um. „So befindet sich denn jetzt, heißt es im Jahre 1858, dies einst starke, wohlgenährte, jubelnde und lachende Volk seinem größten Theil nach als Fremdling zerstreut in benachbarten Ländern, und was sich noch in der Heimath befindet, das schleicht mit schlotternden Knien und hohläugigen Gesichtern wie Gespenster umher, oft kaum menschlichen Geschöpfen ähnlich.“ Ja, das Wort des Psalmisten ist an ihnen in Erfüllung gegangen: die Heiden sind versunken in der Grube, die sie zugerichtet hatten, ihr Fuß ist gefangen im Netz, das sie gestellet hatten.

Eine nicht geringe Zahl solcher halb verhungerter Kaffern fanden sich auf den Stationen der Brüdergemeinde Siloh und Gosen mit der Bitte um Aufnahme ein, erhielten nicht nur Unterstützung und Arbeit, sondern auch Unterricht im christlichen Glauben und schloßen sich in stillem Gehorsam den schon Bekehrten an. Hiedurch sammelten sich aber so Viele

an diesen beiden Orten, daß eine dritte Station Engotini angelegt werden mußte, wo am 21. März 1859 der Grundstein zum Missionshaus gelegt wurde. Das äußere Aufblühen der drei Orte wurde auch dadurch gefördert, daß der Regierungsbefehl, nach welchem alle ausgewanderten Kaffern sich entweder bei den Colonisten verdingen oder in ihre Heimath zurückkehren müßten, auf Bitten der Missionare für die Eingewanderten in Siloh, Gosen und Engotini nicht in Anwendung kam. Bei dieser Zunahme der Einwohner reichte die bisherige Kirche nicht mehr aus; eine neue wurde 1862 zu bauen begonnen, wobei die Gemeindeglieder gerne und unentgeltlich Hand mit anlegten. Im Aeußern aber kam mit einem Male ein Hinderniß nach dem andern; schon früher hatten diese Gemeinden durch Dürre, Theurung und Mangel an Lebensmitteln zu leiden, da verwüstete 1863 wiederholtes Hagelwetter Felder und Gärten und 1864 wurde die Ernte durch Heuschreckenschwärme zerstört. Innerlich aber blühten die Gemeinden. Allgemeine Theilnahme erregte der Heimgang der alten, treuen Nationalhelferin Wilhelmine. „Sie war unter ihrem Volk, den Kaffern, eine unermüdete und unerschrockene Predigerin von der Gerechtigkeit im Blute Christi, und der herzliche Wunsch, daß ihre ganze Nation der Macht des Heidenthums entrissen und zu JEsu gebracht werde, erfüllte ihr Herz und war der Gegenstand ihres Gebets noch in ihren letzten Tagen, da sie ihrem Ende mit freudigem Verlangen entgegensah." Zu diesen 3 Stationen kam im Jahre 1864 noch eine vierte weiter östlich an der Bazyia; Joyi, der Oheim und Vormund des Häuptlings Queya, welcher zur Gründung der Station sehr behülflich gewesen war und sein schönstes Land angewiesen hatte — die Kaffern sagten den Missionaren: Joyi hat euch sein Herz gegeben — starb zwar bereits 1864, aber Queya bewies sich ebenfalls der Mission zugethan. Von den verschiedenen Kraalen her kamen die Kaffern zur Predigt, bewiesen sich auch freundlich gegen den Missionar, hatten aber noch keine Lust, sich zu bekehren. Es bedurfte des gläubigen

Wartens in Geduld, bis die zähe und schlaue Natur dieses Volkes durch die Kraft des Evangeliums überwunden, sich unter das sanfte Joch JEsu Christi beugte. Nach 3 Jahren der Geduld wurden am 29. April 1866 die drei Erstlinge getauft, welche bisher ihrem Glauben gemäß wandelten.

Daß übrigens die Kaffern auch hoher Geistesbildung fähig sind, davon ist ein lebendiges Beispiel der Prediger Tiyo Soga in Emgwali. Dieser wurde als Knabe von Missionaren nach Schottland gebracht, hier sorgfältig erzogen und auf niederen und hohen Schulen unterrichtet. Als ordinirter Geistlicher kehrte er in seine Heimath, das Kaffernland zurück und steht da im Rufe nicht nur als ausgezeichneter Prediger sondern auch als Gelehrter.

Wie die methodistische und die englisch-bischöfliche, so setzte auch die berliner Missionsgesellschaft ihre Arbeit im Kaffernlande fort. Die Station Bethel sah freilich auch im Jahre 1859 noch immer recht kafferisch aus; den Leuten waren ihre verräucherten Bienenkorbhütten noch zu lieb, als daß sie feste Häuser in europäischer Weise sich gebaut hätten. Aber doch zeigten sie rege Theilnahme bei der Reparatur der baufälligen Kirche, und die Gottesdienste wurden nicht blos von den Stationsleuten, deren Zahl nahezu 200 betrug, sondern auch aus der Nachbarschaft fleißig besucht, so daß auch das neugebaute Kirchlein die Zuhörer bald nicht mehr zu fassen vermochte. Auch auf Petersberg blieben die Kaffern in ihren gewohnten Hütten; der Häuptling Tois war freundlich gegen die Missionare, besuchte auch die Kirche ziemlich häufig, aber zur Bekehrung hatte er keine Lust, wodurch natürlich die Leute seines Stammes auch sich abhalten ließen das Wort GOttes anzunehmen. Störungen in Folge des früheren heidnischen Aberglaubens kamen etliche Male vor, doch gewann der Missionar immer wieder das Vertrauen der Leute, die endlich anfingen, sich anständig zu kleiden und einige europäische Häuser zu bauen. Im Jahre 1862 zählte die Gemeinde nahezu 60 Seelen, die Schule war fleißig besucht und zum Sonntagsgottes-

dienst fanden sich immer ein paar hundert Leute ein. Mit Tois aber blieb es auf dem alten Fleck; äußerlich nahm er immer mehr Lebensart an, aber selig zu werden, darnach trug er kein Verlangen.

Die Station Wartburg zählte 1860 etwa 400 Seelen, und wenn auch das folgende Jahr ein Jahr der Reinigung und Läuterung, der Prüfung und Sichtung war, indem Trunksucht und Unzucht bei geistlicher Sattheit und Sicherheit die Gemeindeglieder zu Fall brachte, so wurde es doch bald besser. Die neue Kirche wurde unter großer Theilnahme von Christen und Heiden am 15. März 1863 eingeweiht, und an Ostern und Pfingsten konnten mehrere Erwachsene sammt ihren Kindern getauft, auch einige Ausgeschlossene wieder aufgenommen werden.

Um diese Zeit hatten fast alle Missionsstationen im Kaffernlande unter der fieberhaften Unruhe zu leiden, welche sich der farbigen Bevölkerung in Folge einer Anordnung der englischen Behörde bemächtigt hatte. Diese bestimmte nämlich, daß ein nordöstlich zwischen dem Kayflusse und der Basche gelegener Landstrich nicht unter der englischen Regierung stehen und steuerpflichtig sein, sondern unabhängig und steuerfrei bleiben solle. Diese Nachricht rief nun im ganzen Kaffernlande eine freudige Erregung hervor, und Wandergedanken bemächtigten sich fast aller Kaffern. Doch kam es nicht zu einem Massenaufbruch, nur Einzelne wanderten aus. Diese allgemeine Aufregung vermehrte aber nicht wenig die Schwierigkeiten, welche dem stillen Wirken des Wortes GOttes hier im Wege stehen.

Ein solches Hinderniß sind die eingewanderten Europäer, meist Engländer und Deutsche; obgleich sehr treffliche Christen unter ihnen sich finden, ist doch die große Masse mehr ungebunden und genießt die reichen Einkünfte in allen verfeinerten Genüssen der Civilisation. Diesen Einflüssen ist nun das arme Heidenvolk der Kaffern ausgesetzt, das mit den Hottentotten nur die Trägheit, die Genußsucht und den Hang zur Unabhängigkeit theilt, im Uebrigen aber viel härter und

unzugänglicher ist, stets bereit, seine Freiheit wieder zu gewinnen, stumpf gegen alle geistigen Eindrücke und in seinem Aberglauben mit ehernen Ketten gefesselt. Das von den Vätern angeerbte Heidenthum im Bunde mit dem civilisirten Heidenthum unchristlicher europäischer Sitten bildet nun ein Bollwerk, dessen Ueberwindung für Menschenkraft unmöglich ist. Früher lebte der Kaffer ohne große Bedürfnisse, jetzt verleiten ihn die hohen Arbeitslöhne, sich auch die Genüsse der Europäer zu verschaffen; die Männer wollen die Herren, die Frauen und Mädchen die Damen spielen. Auf's Schuldenmachen kommt es dem Kaffern dabei nicht an, für seine Arbeit aber stellt er unverschämte Forderungen. Selbst in der Hungersnoth, wo der europäische Arbeiter herzlich gerne um's liebe Brod arbeitet, steigert der Kaffer seine Forderungen; werden sie ihm nicht erfüllt, so verläßt den besten Dienst und hungert weiter, bettelt und stiehlt. Andere werden geizig oder fallen in die schändlichsten Gräuel der Trunksucht und Unzucht. Dabei verhärten sie sich immer mehr gegen Gottes Wort und berufen sich auf die Weißen, die es auch nicht angenommen hätten. Auch die Getauften hinken oft nach beiden Seiten und suchen den Missionar zu hintergehen. Allmälig kommen sogar die alten heidnischen Sitten wieder auf, wie die „Lobola", der Verkauf der Mädchen an ihren Mann um Vieh; an der gräuel vollen heidnischen Beschneidung haben sich selbst christliche Confirmanden betheiligt, die heidnischen Spiele wurden im Geheimen betrieben. So untergräbt eine falsche Civilisation die Lebenswurzeln des Kaffernvolkes.

Dazu kam also noch die Auswanderung in die freien Kaffernländer und die damit zusammenhängende stille Vorbereitung zu einem Vernichtungskrieg gegen die Weißen, in welchem auch die Missionare in große Gefahr gerathen würden. Selbst getaufte Christen wurden von diesem Wandertrieb ergriffen und ließen sich nicht halten. „Der letzte Hunger, klagt ein Missionar, trieb die Heiden zu den Christen, heute wandern die Christen zu den Heiden, um freies Land zu haben. Wir

haben es mit einem Volk zu thun, da kein Rath innen ist, und es ist kein Verstand in ihnen".

Daß es unter diesen Umständen nicht an betrübenden Vorgängen fehlte, läßt sich leicht begreifen; über Lauigkeit und Stumpfheit der Kaffern müssen die Missionare klagen; viele Gemeindeglieder aus dem Stamm der Fingus verlassen die Stationen, und besonders Petersberg, so daß es eine Zeit lang schien, als löse sich diese Station ganz auf; hier nämlich konnte der Häuptling Umditschwa sein Recht gegenüber seinem von den Engländern begünstigten Bruder Tois nicht geltend machen und reizte darum die Kaffern zur Auswanderung auf. Damit war denn auch viel Abfall verbunden, so daß Miss. Liefeldt schrieb: „Seit Anlegung der Station Petersberg habe ich zuerst zwei Hungerjahre, dann sechs Friedensjahre und nun ein Trauerjahr durchlebt; da ist Geduld der Heiligen und Trost und Unverzagtheit recht am Orte." Zu dem Bußtag in der Theuerung des Jahres 1866 kamen hier wohl 4—500 Kaffern zur Kirche, 3 Wochen später, als durch fruchtbares Wetter ein reicher Segen in Feld und Au beschеert war, zu einem Lob- und Dankgottesdienst kaum 300; und nie fehlte es an wohlfeilen Ausreden, warum man das Wort Gottes nicht annehme.

Aber die Hoffnung der von der Welt verachteten und elenden Gläubigen, daß auch Kaffernland noch das Eigenthum unsres HErrn werde, kann ja nicht verloren, solche Arbeit an den Seelen nicht vergeblich sein. Und so fehlt es denn auch, so trüb die Verhältnisse sein mögen, doch auch nicht an Tröstlichem und Erhebendem. In Bethel traten an die Stelle der ausgewanderten Fingus Hottentotten, und am Ende des Jahres 1866 zählte die Gemeinde 136 Seelen. In Petersberg sagte ein junger Kaffer zum Missionar: „Ermüde doch nicht über unsere Herzenshärtigkeit; GOtt und Menschen wissen es, daß du uns die Wahrheit bringst, und an irgend einem Tage werden sie sich dennoch bekehren." In dem nahen 1864 errichteten Embiseni nahm im folgenden Jahr die Zahl

der Zuhörer mit jedem Monat zu, die Ueberreste eines sich auflösenden Kraals zogen hierhin, ebenso eine ganze Gemeinschaft von Fingus, darunter 5 Getaufte, und nach 2 Jahren konnten die Erstlinge getauft werden.

Erinnern wir uns an die vielen gewaltsamen Unterbrechungen der Missionsarbeit durch Kriege, an die Schwierigkeiten, welche die Lebensweise, die Denk- und Sinnesart der Kaffern der Predigt des Evangeliums entgegenstellt, und an den schlimmen Einfluß, welchen das Beispiel ungläubiger Europäer auf die Heiden ausübt, so werden wir uns nicht wundern, daß wir nicht von großen Siegen des göttlichen Worts hier hören. Aber die Mission hat doch tiefe Wurzeln im Volk geschlagen und erweckt Hoffnung für die Zukunft. So laßt uns mit rechtem Ernst unsre Hände und Herzen zum HErrn erheben, daß er bald diesem armen verführten und elenden Volke sein Heil zeigen und durch sein Wort alle die Wunden heilen wolle, welche Götzendienst und Aberglaube ihm geschlagen! Amen.

30.

Natal und Zululand I.

Röm. 3, 15—18. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens können sie nicht; es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen.

Die eben verlesenen Worte des Apostels Paulus bezeichnen recht deutlich den Charakter der Zulukaffern, welche nordöstlich von Brittisch Kaffernland zwischen dem Drackengebirge und dem indischen Ocean wohnen. Das Land von vielen Flüssen und Bächen, die vom Gebirge dem Meere zueilen, durchschnitten, hat durch die tiefen Flußbette meistens eine wilde, unebene und zerrissene Gestalt, welche den Fuhrwerken große, mitunter fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, ist aber im Uebrigen sehr fruchtbar. Bis auf die Berge hinauf ist alles Land, wo es nicht bewaldet oder angebaut ist, mit dichtem Gras bewachsen, das sobald es trocken genug ist, angezündet wird, um es zu vertilgen und dem neuen Nachwuchs Raum zu schaffen. Meilenweit führt der Wind die Flamme, welche in unbewohnten Gegenden wochenlang fortbrennt, alles rings umher in Rauch hüllend. Während das Land der Meeresküste entlang sich mehr für südliche Pflanzen, Baumwolle, Zucker, Kaffee u. dgl. eignet, bieten die höher gelegenen Gegenden den besten Getreideboden und vortreffliche Viehweide.

Die Bewohner des Natallandes, das nördlich bis zum Tugelafluß reicht, waren ehedem mehrere kleine, feindlich sich gegenüberstehende Stämme des Kaffernvolkes, die sich durch fortwährende Kriege selbst aufrieben, bis der mächtige Nach-

harrigat der Zulukaffern ihrem Dasein ein Ende machte. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Zulu's zwischen drei andern mächtigen Kaffernstämmen gewohnt. Da überwand ihr Häuptling Tschaka seine Nachbarn, bildete aus den unterworfenen Stämmen ein bis dahin in diesem Lande noch nie gesehenes Heer und ging um das Jahr 1820 südwärts über die Tugela. Innerhalb vier Jahren war das ganze Land von der Küste bis zum Drackengebirge zu einer Einöde gemacht; was flüchten konnte, flüchtete gegen Süden. Plündernd und verwüstend und die Reste der überfallenen Kaffernstämme vor sich hertreibend, drang Tschaka nach Süden vor, bis ihm die Pondokaffern kraftvoll in den Weg traten. Damals stand die Macht des Zulukönigs in ihrer höchsten Blüthe. Tschaka hatte ein geübtes Heer von 100000 Kriegern und war ein Despot und Menschenschlächter wie je einer auf Erden gelebt hat. Ganze Regimenter, die nach seiner Ansicht nicht tapfer genug gekämpft hatten, ließ er ohne Weiteres tödten und keiner seiner Unterthanen war auch nur einen Tag seines Lebens sicher. 1828 sandte Tschaka einen seiner Häuptlinge als Gesandten zu den Engländern in's Kapland, nach dessen Abreise er sein ganzes Heer als Geleite ihm nachschickte. Unaufhaltsam drangen die wilden Schaaren bis an den Keyfluß vor, so daß die bedrängten Kaffernstämme von den Engländern sich Hülfe erhaten. Aber ehe diese kamen, hatte Tschaka auf den Rath eines bei ihm sich aufhaltenden Europäers sein Heer zurückgerufen; so schnell die Horden erschienen waren, ebenso schnell und plötzlich waren sie verschwunden. In demselben Jahre schenkte Tschaka einem der wenigen Europäer, die sich dort aufhielten, in der Nähe von Port Natal einen großen Landstrich; das war der Anfang der Natalcolonie. Bald darnach wurde er von seinen Brüdern ermordet und Dingan wurde der alleinige Herrscher des Zulureiches.

Dingan an persönlicher Tüchtigkeit seinem Bruder nachstehend auch kein Krieger wie dieser aber nicht weniger blutdürstig, setzte das alte Schreckensregiment fort. Da erschienen

1837 holländische Bauern, die aus der Kapkolonie ausgewandert waren, um ein von den Engländern unabhängiges Land zu suchen, und glaubten es in dem menschenleeren Natal gefunden zu haben.

Ihrer 70 kamen zu Dingan um ihm das Land südlich von der Tugela abzukaufen und wurden von ihm mit erheuchelter Freundlichkeit aufgenommen. Schon war der Kauf abgeschlossen und die Bauern im Begriff umzukehren; da erhob Dingan den Zeigfinger der rechten Hand — das bekannte Zeichen zum Erwürgen — und in wenigen Minuten lagen sämmtliche Bauern entseelt zu seinen Füßen. Sogleich machte sich die ganze Zulumacht auf, um die am Buschmannsfluß zurückgebliebenen Bauern zu überfallen. An einem Sonntagmorgen, als eben der Tag graute, überfielen etwa 40000 Wilde, die sorglos schlafenden Bauern, fanden aber gleichwohl so heftigen Widerstand, daß sie, nachdem etwa 600 Weiße gefallen waren, zurückweichen mußten. Trotz dieses Verlustes blieben die Bauern entschlossen, in Natal sich niederzulassen. Durch neue Zuzügler gestärkt, drangen sie in's Zululand ein und zwangen nach mehreren siegreichen Gefechten den Dingan, die gegenwärtige Natalkolonie ihnen abzutreten. Nicht lange nach diesem Friedensschluß verbanden sich die Bauern mit Umpanda, einem durch Liederlichkeit und Ausschweifung verkommenen Bruder Dingan's, der nach der Herrschaft trachtete. Dingan mußte fliehen und fand bald darauf seinen Tod. Umpanda wurde von den Bauern zum König ausgerufen.

Seit 1845 ist Natal eine englische Kolonie. Nun begann der bis dahin von den Bauern abhängige Umpanda selbständiger zu herrschen und vergoß das Blut seiner Unterthanen in Strömen. In Folge dessen wanderten die Schwarzen, darunter selbst die Angesehensten der Zulus, schaarenweise in Natal ein, so daß in 3 Jahren die Zahl der Schwarzen auf's Vierfache stieg. Da nun die englische Besatzung nur sehr gering war und die Weißen im ganzen Lande umher zerstreut wohnten, so geriethen diese auf das bloße Gerücht hin „Um-

panda kommt," oder „ein Aufruhr unter den Schwarzen" gar oft in größte Angst und Schrecken und flüchteten in die Städte. Die Kaffern leben hier in der völligsten Ungebundenheit; alle ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche sind ihnen gelassen. Vielweiberei, Verkauf der heirathsfähigen Mädchen, Beschneidung u. s. w. besteht in voller Kraft; Schlägereien, Mordthaten und Gewaltstreiche aller Art kommen unter ihnen täglich vor, aber Niemand achtet darauf. Erst seit dem Jahr 1857 ist in dieser Beziehung eine Besserung eingetreten, insoferne nämlich als alle über die Tugela kommenden Flüchtlinge zuerst 3 Jahre bei den Kolonisten um Lohn dienen müssen und dann erst frei werden. Bei den meisten dieser Flüchtlinge, schreibt ein Missionar, namentlich bei den sogenannten Soldaten finde ich, daß sich die Brutalität ungemein stark auf dem Gesichte ausgeprägt hat. Der Mund ist dick und groß und scheint nur zum Zerfleischen bestimmt zu sein; die Stirne ist schmal und hat in der Mitte eine tiefe Falte; der Blick ist tückisch, das ganze Gesicht verräth große Gefühllosigkeit und Abgestumpftheit, der Körper ist knochig und vollfleischig. Ja wen Umpanda erzogen hat, der muß wohl wie eine Hyäne aussehen. Kommt nun mein sanftmüthiger Herr Christus und bildet einen solchen Schwarzen, was für andere Gesichtszüge macht er doch! o wir werden verklärt in dasselbige Bild von einer Klarheit zur andern. Und wär er ein Bär, er wird zum Lamme."

Fast könnte es scheinen als ob der Zulukaffer ein Mensch ohne alle Religion wäre; denn er hat keinen Gottesdienst, keine Tempel, Altar, Opfer, Priester, kein Gebet, keinen Glauben, keine Auferstehung der Todten, keinen Himmel und keine Hölle, kein gutes und kein böses Wesen. So ist denn auch seine Sprache eine der dürftigsten für religiöse Vorstellungen, und der Missionar muß sich durch Umschreibungen, Erklärung mit Beispielen und durch neue Wörter helfen. Dabei ist nur das Gute, daß Tschaka alle unterworfenen Stämme zwang eine Sprache zu lernen, so daß also eine Bibelübersetzung für die ganze Zulunation ausreicht.

Ein Anknüpfungspunkt findet sich aber doch für den Missionar. Denn bei aller Rohheit und Wildheit hat der Zulu wenigstens das Bewußtsein, daß das menschliche Herz in Zwiespalt mit sich selbst liege; er redet häufig von „zwei" Herzen in seinem Innern, von welchen das eine so will, das andere so will. Zu seinen guten Eigenschaften gehört die sorglose Heiterkeit und Fröhlichkeit des Gemüthes, die freilich auch oft zur Ausgelassenheit und Rohheit wird; Gastfreundschaft übt der Zulu gerne und ist höflich und artig gegen seine Volksgenossen, zum Theil auch gegen die Weißen. Ihre Liebe zu ihren Kindern ist so groß, daß sie ihnen alle Unarten hingehen lassen und sie fast nie züchtigen.

Das ungefähr ist das Volk der Zulukaffern, welchem nun seit mehr als 30 Jahren das Evangelium von Christo verkündigt wird. Als nämlich die Kunde von dem großen Zulureich nach England kam, machte sich ein frommer Offizier, Gardiner mit Namen, nach Afrika auf den Weg, durchwanderte die Ostküsten Afrika's und besuchte 1835 auch den König Dingan in seiner Residenz. Dieser nahm ihn zwar freundlich auf, wollte aber durchaus nicht gestatten, daß sein Volk von dem fremden Lehrer unterrichtet werde. Er gründete deßhalb zuerst auf dem Gebiet der Colonie zu Berea eine Schule für Eingeborne, und als Dingan sich endlich zur Aufnahme von Lehrern bereit erklärte, auch jenseits der Tugela in einer volkreichen Gegend die Station Kumula; ein halbes Jahr lang predigte er, hielt Schule und sah mit Freuden Jung und Alt zum Lernen herbeieilen. Nach England zurückgekehrt forderte er die kirchliche Missionsgesellschaft zur Aussendung von Missionaren unter die Zulus auf, was dieser aber im Augenblick nicht möglich war.

Unterdessen war die amerikanische Missionsgesellschaft in die Arbeit im Zulureiche eingetreten. Mit Erlaubniß des Königs Dingan ließen sich ihre Missionare südlich von Port Natal am Fluß Umlazi nieder und errichteten eine Schule. Als Dingan von dem Erfolg derselben hörte, war er sehr freundlich, wünschte

dringend Unterricht im Lesen und wies den Missionaren nördlich der Tugela einen Platz an, wo diese in Gottes Namen die Station Ginani anlegten. Die Eingebornen erwiesen sich durchaus nicht feindselig; rings um Ginani ruhte am Sonntag jede Arbeit und zwischen 100 und 200 Leuten fanden sich zur Predigt ein.

Mitte 1837 kam auch Gardiner wieder nach Natal und mit ihm Missionar Owen, der sich in nächster Nähe des Königs niederließ und eine Zeit lang mit diesem im besten Vernehmen stand; aber vergeblich bat er um die Erlaubniß dem Volke predigen zu dürfen, bis ihm endlich gestattet wurde, eine Predigt in des Königs und seiner Räthe Gegenwart zu halten. Dabei gab es einen solchen Auftritt des bittersten Hohnes und Spottes der Zuhörer gegen die ewige Wahrheit, daß Owen am liebsten sogleich fortgegangen wäre. Dingan aber hieß ihn bleiben; erst nach jener Ermordung der 70 Bauern konnte er mit den amerikanischen Missionaren das Land verlassen.

Nach Beendigung des Krieges zwischen den Bauern und Dingan, in welchem auch die Stationen in Natal zerstört und die Missionare vertrieben worden waren, kehrten zuerst die amerikanischen Sendboten zurück und fanden bei den Bauern die freundlichste Aufnahme. Auch der neue Zulukönig Umpanda verlangte so dringend einen Lehrer, daß Missionar Grout zu ihm zog und die Station Inkanyezi gründete. Anfangs ging Alles gut, ja als in dürrer Zeit öfters auf Grout's Gebet Regen fiel, war König und Volk ganz außer sich über den gewaltigen Regenmacher. Aber bald vermerkte es Umpanda sehr übel, daß das bei Inkanyezi wohnende Volk seinen Kraal so wenig besuchte, und das benützten die Feinde der Mission, um den König durch allerlei Lügen gegen dieselben einzunehmen. Eines Morgens erschien eine Abtheilung Soldaten auf dem Platz, welche die Hütten der besten Freunde Grout's überfielen und Groß und Klein in denselben todtschlugen. Dem Missionar thaten sie nichts, er hielt es aber doch für ge-

rathen, das Land zu verlassen, denn Alle sagten, Umpanda werde auch den weißen Mann tödten.

Seitdem arbeitet diese Gesellschaft innerhalb der Natalcolonie auf 12 Stationen, die meistens der Meeresküste entlang liegen; aber wenn auch die Schulen überall blühen und die Fortschritte im äußern Leben nicht zu verkennen sind, so ist doch die Zahl der Bekehrten erst 200 und das wahrhaft christliche Leben wächst nur langsam. Einer von den Besten äußerte: „In uns Schwarzen ist kein Nachdenken, keine Weisheit, keine Ueberlegung, keine Herzensehrlichkeit, keine Liebe zu Gott, keine Festigkeit des Charakters. Dennoch glauben Einige von uns noch immer an das Evangelium und meinen auch es zu lieben. Unser Vorsatz ist noch immer, Gott zu dienen und zu ehren und darin bis an unser Ende zu verharren. Es sind das unsere Gedanken, Gefühle und Wünsche heute. Was morgen sein wird, wissen wir nicht."

Im Jahre 1847 trafen die ersten Sendboten der Berliner Missionsgesellschaft in Natal ein; während einer ein Pfarramt in Pietermaritzburg annahm, gründeten die beiden Andern in einer schönen wasserreichen, fruchtbaren und gesunden Gegend die Station Emmaus in den Drackenbergen, nicht weit von dem 2—3000 Mann starken Stamm des Häuptlings Usikali. Es währte aber lange, ehe tiefere Eindrücke des Evangeliums bei ihnen zu bemerken waren, wenn auch Schule und Gottesdienst bald in geordneten Gang kamen. Der erste Schwarze, der sich in Emmaus enger an sie anschloß, war ein alter Häuptling Umboui. Doch wollte er sich nicht zum HErrn bekehren, wollte seiner bessern Erkenntniß Trotz bieten und von dem alten Sünden- und Schandleben nicht lassen. Von Gewissensunruhe über diesen Zustand gequält, suchte er sich anfangs mit dem Taumelkelch des Lästers zu berauschen, und als es ihm damit nicht gelang, fluchte er den Missionaren, lästerte Christum und sein Wort mit den schändlichsten Reden und that sein Möglichstes, um Andere vom Besuch des Gottesdienstes abzuhalten. Den Gliedern seines Hauses, die dem

Heidenthum bereits entsagt hatten, that er alles mögliche Herzeleid an. Je ärger aber der alte Sünder läſterte und wüthete, deſto fleißiger beteten die Miſſionare für ihn und ſo hatten ſie ihn endlich doch gewonnen. Oſtern 1850 konnte er getauft werden und ſtarb bald hernach — ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Mitte 1848 verließ Miſſionar Poſſelt Emmaus und verlegte ſeinen Wohnſitz auf dringendes Bitten der dortigen Deutſchen nach Neu-Deutſchland, wo ſich ihm außer den Deutſchen unter den dortigen Zulus ein reiches Arbeitsfeld darbot. Schon war ſeine ſchwarze Gemeinde auf 50 Glieder angewachſen, als er ſich 1852 durch äußere Verhältniſſe genöthigt ſah, mit dieſer nach Emmaus überzuſiedeln. Aber die Deutſchen ließen mit ihren Bitten nicht nach, bis er nach 2 Jahren wieder zu ihnen zurückkehrte. Hier wirkte er unter der weißen Gemeinde von etwa 28 Familien, welche je mehr und mehr auch die Miſſion zu unterſtützen begannen, und errichtete in der Nähe ein ſogenanntes „Inſtitut" Chriſtianenburg, ein Miſſionsdörflein, zu welchem ſich 1858 ungefähr 500 Schwarze hielten, wenn auch nicht alle dort wohnten. Auf dem 1800 Morgen großen Grundſtücke ſtanden bald 16 europäiſch gebaute Häuſer der Kaffern, die Gemeinde beſtand aus 81 Seelen, deren Kirchenbeſuch und Wandel im Ganzen erfreulich war.

Obgleich durch den zweiten Weggang Poſſelt's von Emmaus die dortige Einwohnerzahl wieder auf 57 zurückgeſunken war, ging doch das Werk in Segen fort. Ein neues Kirchlein wurde gebaut und da der Häuptling Uſikali nur ſelten zum Gottesdienſt kam, gingen ihm die Miſſionare auf ſeinen Kraal nach; in der Gemeinde waren bei aller Gebrechlichkeit doch Fortſchritte zum Beſſern nicht zu verkennen. Mochten auch immerhin die Heiden nur ſehr unordentlich den Gottesdienſt beſuchen und oft ſogar ungezogen in demſelben ſich benehmen, ſo waren doch die Chriſten regelmäßig als aufmerkſame Hörer da.

Seit dem Jahr 1849 war die Zahl der evangeliſchen Miſſionare durch die Norweger vermehrt worden. Miſſionar

Schröder, der schon früher einen vergeblichen Versuch bei Umpanda gemacht und dann Natal verlassen hatte, kam in diesem Jahre zurück und war, nachdem 3 andere Missionare zu seiner Unterstützung eingetroffen waren, eben im Begriff, dicht an der Tugela eine Station anzulegen, — da schickte der auf den Tod erkrankte König Umpanda zu ihm um Arznei. Er erhielt sie und genas, wodurch Missionar Schröder so sehr in seiner Gunst stieg, daß er die Erlaubniß erhielt, in König Umpanda's Land selbst sich niederzulassen. Hier und auf zwei andern Plätzen arbeiteten dieselben fast ohne Erfolg. Erst im Jahre 1859 begann man in Norwegen das Werk des HErrn eifriger und kräftiger als bisher zu treiben; eine Anzahl Colonisten und Handwerker wurden zur Unterstützung nach Natal gesendet, welchen bald ein Missionar folgte. Im Jahre 1864 hatte die Gesellschaft 7 Stationen unter den Zulus, welche von 6 Missionaren und 5 Gehülfen bedient waren. Waren die Gemeinden noch klein und mehrten sie sich nur langsam, so mag der Grund darin liegen, daß die Missionare, wie alle andern, mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatten seitens des Königs oder der Prinzen, der Regenmacher und Zauberer und der unbezwinglichen Gleichgültigkeit und Sinnlichkeit der Zulu's.

Indem wir von der Arbeit der Hermannsburger Missionare in diesem Lande das nächste Mal reden wollen, schließen wir mit dem herzlichen Dank gegen Gott, daß er auch diesem Volk, dessen Füße eilend sind, Blut zu vergießen, in dessen Wegen eitel Unfall und Herzeleid ist, das so lange von blutdürstigen Tyrannen bedrückt und ganz und gar versunken ist in die Dinge dieser Welt, — daß er auch diesem Volke das Evangelium predigen läßt, welches eine Kraft Gottes ist selig zu machen Alle, die daran glauben. Amen.

31.

Natal und Zululand II.

1 Sam. 14, 6. Es ist dem HErrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen.

Als einst die Philister gegen die Kinder Israel stritten und alles Volk aus Furcht vor ihnen sich verkroch, wo es nur einen Schlupfwinkel finden konnte, so daß bei dem König Saul nur noch sechshundert Mann aushielten, da sprach Sauls heldenmüthiger Sohn Jonathan zu seinem Waffenträger: komm, laß uns hinübergehen zu dem Lager dieser Unbeschnittenen; vielleicht wird der HErr etwas durch uns ausrichten. Denn es ist dem HErrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen. Es war ein thöricht Unternehmen in den Augen der Welt; denn wie sollten diese beiden etwas ausrichten gegen ein Feindesheer, vor dem die streitbaren Männer Israels insgesammt nicht Stand hielten? Doch sie gehen hin nicht in tollkühnem Selbstvertrauen, sondern im Glauben an GOttes Macht und Hülfe; an einem bestimmten Zeichen wollten sie des göttlichen Willens gewiß werden, und der HErr ließ sie nicht zu Schanden werden. Er half ihnen; sein Schrecken fiel auf die Feinde, daß sie die Flucht ergriffen. Durch diese Glaubensthat Jonathans wurden die Kinder Israel frei von der schmählichen Knechtschaft der Philister.

Eine solche Glaubensthat, da man nicht lange fragt, was andre Leute sagen, oder was die eigene Vernunft meint, sondern in reinem Vertrauen auf die gnädige Hülfe des HErrn handelt, sobald man seines Willens gewiß ist, — eine solche Glaubensthat war die Gründung der Hermannsburger Mission, welche nach kaum zwanzigjährigem Bestehen ihre Send-

boten in alle Welttheile ausgesendet, ihren größten Wirkungskreis aber bis jetzt im Natal- und Zululande gefunden hat. Als nämlich Ende der vierziger Jahre die Gemeinde Hermannsburg im Hannövrischen erweckt wurde, da flossen Missionsgaben in immer reicherer Menge herbei, aber ebenso meldeten sich Jünglinge in nicht geringer Zahl zum Missionsdienst. Der dortige Pastor Harms schrieb an die bestehenden Missionsanstalten, allein diese hatten keinen Raum mehr für die Vielen und konnten nicht helfen. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Um dieselbe Zeit trennte sich die bis dahin in Hamburg bestehende norddeutsche Missionsgesellschaft; der reformirte Theil derselben begann in Bremen eine neue Missionsanstalt, die lutherischen Glieder der bisherigen Gesellschaft vereinigten sich aber zu der Bitte an Pastor Harms, in Hermannsburg eine lutherische Anstalt zu begründen. Als nun bald darauf Harms an Stelle seines verstorbenen Vaters wirklicher Pastor in Hermannsburg geworden war, entschloß er sich zu diesem Unternehmen, um, wie er meinte, dem Drängen des h. Geistes nachzugeben. Es war das ein gewagtes Werk, und es fehlte nicht an vielen warnenden Stimmen; denn konnte man die Mission in dem großen reichen Hamburg nicht halten, wie sollte sie in einem gänzlich unbekannten Dorfe der lüneburger Haide aufgerichtet werden können und noch dazu von Einem Manne, ohne Missionscomite, ohne Beirath, ohne Hülfsgesellschaften! Allein Harms fragte nach all' dem nicht, sondern sah allein auf den HErrn. Im Glauben seiner Sache gewiß, ließ er sich durch keine Einreden der Vernunft, durch keinen Spott oder Hohn davon abbringen. Er wagte es im Glauben und wurde nicht zu Schanden. Nachdem ein Haus mit einigen Grundstücken gekauft war und sein Bruder die Stelle eines Missions-Inspectors übernommen hatte, wurden im Oktober 1849 zwölf Zöglinge zum Dienste der Mission in der Kirche eingesegnet, und der Unterricht derselben begann. Das, wodurch die hermannsburger Mission von andern sich unterscheiden sollte, faßt Harms in die Worte zusammen: „die ersten Zwölf sollen zusammen an einem und demselben Orte

bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt und dazu mannsstark genug sind, etwa ähnlich, wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Leiblichen und Geistlichen die Lehrer unsrer Väter waren. Bildet sich dann um sie her eine Heidengemeinde, so sollen etwa zwei oder drei bei derselben zurückbleiben, und die Uebrigen nicht hunderte oder zehn, sondern eine, zwei oder drei Meilen weiter ziehen und dann ebenso wieder anfangen. Die von hier Nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hineinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben, und besetzen dann ihrerseits geeignete, nahe liegende Stellen, so daß binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missionsstationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte gewaffnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist."

Da kamen mehrere junge Seeleute, die zum Glauben erweckt waren, zu Harms und theilten ihm ihre Absicht mit, in Afrika eine Colonie zu gründen und auf diese Weise dem Sclavenhandel an ihrem Theil entgegenzuwirken. Das gab Anlaß zu dem Entschluß, zugleich mit den Missionaren auch Colonisten auszusenden. Nun aber drängte sich mit Macht die weitere Frage auf: wie sollen so viele Leute nach Ostafrika geschafft werden, da dorthin eine regelmäßige Schiffsverbindung nicht bestand? Das Einfachste schien zu sein, ein Missionsschiff zu bauen, und das wurde auch trotz vielfachen Widerspruches ausgeführt. Am 23. September 1853 fand die Einweihung des Schiffes, das den Namen Kandaze erhielt, in Harburg statt, und wenige Wochen später verließen auf ihm acht Missionare und ebensoviele Colonisten Europa.

Diese Missionare sollten zu den Gallas, einem kräftigen, aber überaus rohen und wilden Volke Ostafrikas gehen, zu

welchem man nur durch das Gebiet des Sultans von Maskat gelangen kann. Als sie nun im Mai 1854 auf der dem Festlande gegenüberliegenden Insel Mombas ankamen, hofften sie rasch die Erlaubniß zu erlangen, in das Land eindringen zu dürfen. Aber gleich von Anfang wurden sie — vielleicht ihrer großen Anzahl wegen — mit argwöhnischen Augen betrachtet, so daß sie nicht einmal in der Stadt wohnen durften; und da sie nun ohne Erlaubniß an's Festland gingen, um den Häuptling der unabhängigen Pakomo zu besuchen, wurde der Statthalter auf Mombas so aufgebracht, daß er sie zur augenblicklichen Abreise zwang.

So mußten die Missionare den Gedanken, zu den Gallas zu gehen, aufgeben und wendeten sich südwärts nach der Natalcolonie, wo sie in Neu-Deutschland bei den dort angesiedelten Deutschen und bei Missionar Posselt die herzlichste Aufnahme fanden. Von Letzterem mit Rath und That unterstützt kauften sie nicht ferne von der Tugela ein Stück Landes, das sie Hermannsburg nannten. Hier richteten sie sich ein wie andere Colonisten, bauten ein großes Haus und begannen den Boden urbar zu machen. Dem eigentlichen Missionsberuf konnten sie damals freilich nur wenig nachgehen. Den Kaffern waren nämlich bestimmte, genau abgegrenzte Gebiete, sogenannte Locationen, angewiesen, wo sie wohnen und bleiben sollten. Da nun Hermannsburg keine solche Location war, ja den Weißen die Niederlassung auf denselben zu jener Zeit geradezu verboten war, kamen die Kaffern nur vereinzelt mit den Missionaren zusammen als Leute, welche bei ihnen in Dienst treten wollten. Die Missionare bemühten sich, ihre Sprache zu lernen, ließen sie Antheil nehmen an ihren Gottesdiensten, unterrichteten sie, so gut es eben gehen wollte, und tauften endlich auch Einige, welche sich dazu bereit finden ließen.

Nach anderthalb Jahren hob die englische Regierung von Natal jenes Verbot, daß sich Weiße in den Kafferlocationen niederließen, nicht allein auf, sondern befahl auch, daß jedem Missionar, der sich hier niederlassen würde, für sich und seine

Kaffern ein bestimmtes Stück Landes als unveräußerliches Eigenthum übergeben werden solle. Da verließen vier Missionare Hermannsburg und gründeten zwei neue Stationen Etembeni und Ehlanzeni, auf welchen sie nun erst eigentlich mit den Heiden in Berührung kamen und sie nach ihrem wahren Wesen kennen lernten. Vor allem tritt einem unter den Kaffern ihre unverschämte Bettelei entgegen, wobei sie oft die sonderbarsten Vorwände gebrauchen. So hatte z. B. in Etembeni ein Kaffer gehört, wie GOtt sich den Weisen aus dem Morgenlande geoffenbart hat; da kam er zu dem Missionar mit den Worten: höre, ich habe auch eine Offenbarung von GOtt gehabt; GOtt ist mir erschienen diese Nacht im Traume und hat mir gesagt, ich sollte zu dem Lehrer gehen und ihn bitten, daß er mir einen Hund gebe. Nun willst du mir ihn geben? GOtt hat es ja gesagt! Missionar Meyer erklärte ihm nun, daß GOtt ihm dies nicht gesagt haben könne, denn er habe die Lehrer zu ihnen gesendet, ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen, nicht aber ihnen Hunde zu geben, die ja doch bei den Kaffern nur mißhandelt würden und verschmachten müßten. Nun, antwortete er, wenn es denn GOtt nicht gesagt hat, du sollst mir einen Hund geben, so hat er mir doch in einer andern Offenbarung gesagt, du sollst mir ein Hemd geben; denn ich will meine Braut holen und mich mit dem Hemd schön machen. Lieber, sagt Meyer, das lügst du auch; denn ich weiß, deine Braut, die du holen willst, soll deine dritte Frau werden, und GOtt will haben, daß ein Mann nur Eine Frau haben soll. Nun, meint er, dazu könne er auch kommen, er wolle seine beiden andern Frauen wegjagen. Natürlich muß er als ein Betrüger abziehen, hat es aber doch nicht übel genommen, sondern kommt nach wie vor zum Gottesdienst.

Bald kamen neue Gehülfen nach, so daß bis zum Jahre 1859, in welchem wieder eine neue Abordnung von Missionaren in Hermannsburg stattfand, im Ganzen schon 70 Arbeiter ausgesendet waren. Die Ausdehnung, welche diese Mission in den fünf Jahren ihres Bestehens gewonnen hatte, ließ eine

Oberleitung an Ort und Stelle als nothwendig erscheinen, und diese wurde dem Miss. Hardeland, der früher unter den Dajaken auf der Insel Borneo gearbeitet hatte, übertragen. Unterdessen war den Missionaren auch die Thüre zu den Zulu's jenseits der Tugela geöffnet worden; König Panda (Umpanda) hatte ihnen kund thun lassen, sein Land stehe ihnen offen. Sofort machten sich auch zwei Brüder auf den Weg, um bei demselben die Erlaubniß zur Ansiedelung zu erholen, die auch ertheilt wurde, und Mitte des Jahres 1858 wurde die Station Emlalazi errichtet. Ein Jahr später konnten die beiden Erstlinge getauft werden. Von einer Erweiterung der Mission wollte aber König Panda anfangs nichts wissen; erst als ihm die Brüder ein neues Wagenhaus gebaut hatten, wurde er ihnen so freundlich gesinnt, daß er die Anlegung der Station Injesane gestattete. Auch in Natalkam eine neue Station dazu, welche den Namen Müden erhielt.

Wie es gegen Ende 1859 in Neu-Hermannsburg aussah, beschreibt der rheinische Missionar Hugo Hahn, der damals eine Reise durch Natal machte, etwa in Folgendem: „In der Mitte eines nicht sehr tiefen Thales liegt ein großes Wohnhaus, rund umher von einer Veranda (vorspringendem Dache) umgeben, in einem Blumengarten, an welchem sich auf der einen Seite eine Baumpflanzung anreiht. Rings umher stehen die Wirthschaftsgebäude und Handwerksstätten, aus denen heraus man hämmern, sägen u. s. w. hört. Etwas weiter stehen die großen Ställe. Dicht an den Ländereien, die in guter Ordnung sind, stehen die Garben der letzten reichlichen Ernte aufgethürmt, um sie gegen den Regen zu schützen, und weiter auf dem Felde ist gerade ein Bruder mit einem Gespann Rinder am Pflügen. Rechts das Thal hinunter in einer kleinen Vertiefung liegt eine kleine unansehnliche Mühle, deren lustiges Geklapper zeigt, daß Gottes Segen den Speicher gefüllt hat. Aus der Vertiefung ein wenig hinauf führt uns ein Fußsteig zu einem neuen großen Wohnhause. Das erste ist nämlich schon viel zu klein, trotzdem ein paar Familien schon bei der Schmiede und Wagnerwerkstätte wohnen. Links

liegt eine Reihe kleiner Häuser; das sind die Häuser der getauften Kaffern. Sie sind leicht aber nett gebaut und sehen inwendig anständig, nett und ordentlich aus. Jeder Farbige, der sich hier niederläßt, erhält fünf Acker Landes und Weidefreiheit. Acht bis zehn Familien haben sich hier bereits niedergelassen. Es sind Leute, welche bei den Bauern groß geworden, mit andern Missionaren schon vielfach in Berührung gekommen und somit für den Empfang des Evangeliums vorbereitet waren. Das offene, ungezwungene Wesen von ein paar Frauen, welche ich ansprach, gefiel mir gut. Das ganze Leben und Treiben sowohl im Hause als auf dem ganzen Platze machte übrigens den Eindruck, daß es vorwärts ging, und daß man in GOttes Namen fröhlich die Arbeit that, weil jeder ein Interesse am Wohl des Ganzen hatte. Die eigentliche Arbeit unter den Heiden beschränkt sich für diese Station zwar auf die paar Leute, die sich hier niedergelassen haben; wenn man aber bedenkt, daß das Institut erst fünf Jahre alt ist, und daß von hier aus bereits acht Stationen gegründet sind, dann muß man bekennen, daß Großes gethan ist."

Mit Anfang des Jahres 1860 traf der von Pastor Harms gewählte Missions-Superintendent Hardeland in Natal ein und wurde von allen Brüdern im Natal- und Zululande als ihr Vorgesetzter anerkannt, dem sie Gehorsam und Ehrerbietung gelobten. Er säumte nicht, alle bestehenden Stationen zu besuchen und wegen Anlegung neuer Plätze sowohl mit der englischen Regierung von Natal als mit dem Zulu-König Umpanda Verhandlungen anzuknüpfen. Weit hinauf gegen Norden bis zu den Amaswazi's dehnte der unermüdliche Mann seine Untersuchungsreisen aus und ließ sich durch keinerlei Beschwerden oder Kriegsgerüchte davon zurückschrecken. Denn solche Gerüchte beunruhigten damals das ganze Land. Bald befürchtete man einen allgemeinen Aufstand der Kaffern in Natal, wozu allerdings Ursachen vorhanden waren, bald einen bewaffneten Einfall des von Umpanda zu seinem Nachfolger ernannten Prinzen Cetschwayo, der aber wegen der Vorbe-

reitung der Engländer nicht zur Ausführung kam. Die Auffindung geeigneter Missionsplätze war freilich eine schwierige Aufgabe, indem hiebei gar mancherlei Rücksichten zu nehmen waren. Der eine Platz war wohl gesund gelegen, das nöthige Ackerland, Wasser und Holz in der Nähe, aber es fehlte die Bevölkerung, auf die es bei der Mission doch vor allem ankommt. Wo aber die Kaffern sich niedergelassen haben, da fehlen die andern Erfordernisse. Und wenn man hoffte die Kaffern würden sich bei den Missionsstationen ansiedeln, so fand oft das Gegentheil statt; so lag z. B. die Station Injesane nicht lange Zeit nach ihrer Gründung schon beinahe vereinsamt. Doch erweiterte sich das Werk zusehends. Im Jahre 1861 wurden vier, im folgenden Jahre fünf neue Stationen errichtet, und im Jahre 1866 waren in Natal und unter den Zulus zusammen 18 Missionsplätze. Die Erlaubniß zur Errichtung neuer Stationen konnte aber von König Umpanda nur dadurch erlangt werden, daß die Brüder ihm Gegendienste leisteten, daß sie ihm z. B. ein Wohnhaus bauten oder einen Rollwagen machten. Doch blieb dieses Bauen und der damit verbundene Aufenthalt bei dem Könige nicht ohne Segen. Die Missionare gewannen das Vertrauen des Königs, so daß sie nun nicht mehr wie früher in der Ferne sitzen und durch seine Diener mit ihm reden mußten, sondern auch Zutritt in seine Hütte hatten; ja was noch höher anzuschlagen ist, hier auf den Sammelplatz aller Kaffern wurde, so lange sie sich da aufhielten, Gottes Wort frei verkündigt, bis zuletzt der norwegische Missionar Schröder ganz auf den Königskraal zog.

Wie die äußere Entfaltung so ließ sich Superintendent Hardeland die innere Entwicklung und Befestigung der dortigen Mission angelegen sein. Alle Stationen wurden in drei Kreise eingetheilt, Nordzulu, Südzulu und Natal, Conferenzen der Missionare angeordnet und in Gang gebracht, eine bestimmte Reihe von Bibelstellen festgesetzt, über welche gepredigt werden sollte, eine Prüfung der Taufbewerber durch den Superintendenten vor ihrer Taufe eingeführt, u. A.

So viele Stationen aber auch errichtet wurden, von großen Erfolgen konnte nichts berichtet werden; im Jahre 1861 betrug die Gesammtzahl aller Getauften erst 60. Der Grund hievon lag keineswegs in einem Mangel an Eifer der Missionare, sondern in den besondern Schwierigkeiten, mit welchen die dortige Mission zu kämpfen hat. Ein Missionar erzählt, daß er jede Woche an zwei Tagen in die umliegenden Kaffernkraale gehe, um zur Predigt einzuladen. „Der Einladung folgen gewöhnlich nur 20—50 Leute, und diese kommen oft nur, um sich dadurch ein Geschenk bei uns zu erwerben. Wir aber halten uns steif und geben ihnen niemals etwas dafür, daß sie zum GOttesdienst kommen. Auf andächtiges Zuhören kann man aber noch bei den Meisten nicht rechnen, sondern der Kopf geht gewöhnlich hin und her oder sie haben sonst etwas vor. Doch hat man schon eine große Freude, wenn man sieht, daß einer oder zwei andächtig zuhören." Durch diese sonntäglichen Predigten kann nicht viel erreicht werden; die Heiden kommen zu unregelmäßig. Wer heute dagewesen ist, läßt sich vielleicht nach einem Vierteljahr wieder sehen und hat dann unter seinem heidnischen Unrath das früher Gehörte wieder vergessen. So muß denn die Hauptarbeit der Missionare auf den Kraalen selbst sein. Dorthin gehen sie und nehmen mit den wenigen Leuten, die sie dort finden — auf manchen Kraalen wohnen kaum 20 Menschen — die Hauptsachen der biblischen Geschichte durch. Nur auf diese Weise ist es möglich, ihnen näher zu kommen, aber es ist ein langer Weg.

Doch darüber dürfen wir nicht müde werden; es ist ja diese Arbeit nicht vergeblich. Blicken wir auf den Anfang zurück, so müssen wir sagen: es ist schon Großes geschehen. Aber noch Größeres können und werden wir sehen, wenn wir nur Glauben haben und anhalten mit dem Gebet: Dein Reich komme! Amen.

32.

Natal und Zululand III.

Joh. 3, 19. Die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht; denn ihre Werke waren böse.

Wir haben das letzte Mal von der Gründung der hermannsburger Mission und ihrer ersten Ausbreitung im Natal- und Zululande gehört. Es ist etwas Wunderbares, wie dieses Missionswerk, in einem unbekannten Dorfe der lüneburger Haide von Einem Mann im Glauben angefangen, nach so kurzer Zeit eine solche Ausdehnung gewonnen hat. In Natal und im Zululande entstand in rascher Folge eine Station nach der andern, so daß nach 10jähriger Arbeit man bereits 20 Stationen zählte. Freilich von vielen Bekehrungen konnte nichts berichtet werden; so sehr sich die Missionare auch die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden angelegen sein ließen, — lauschte man nach, was die Leute wohl über die Predigt sagten, so hieß es am meisten: „er spricht nur, er redet etwas in den Wind her!“ Gilt das Wort unsres Textes: die Menschen lieben die Finsterniß mehr denn das Licht, denn ihre Werke waren böse selbst in der Christenheit, so gilt es doppelt und dreifach von einem Heidenvolke, wie die Kaffern sind. Doch läßt der HErr es seinen treuen Knechten zur Stärkung ihres Glaubens nicht an Lichtblicken fehlen.

Von Itaka wird berichtet: „mit der Mission hier unter den Zulus sieht es noch immer recht betrübt aus. Zwar zum Gottesdienst kommen die Leute hier noch immer fleißig, die Kirche ist an Sonntagen gedrängt voll, auch sind sie ziemlich ruhig und hören GOttes Wort an. Sie hören gerne die bi-

blischen Geschichten. Nur muß man nicht auf ihr Sündenregister und auf den Tod kommen; kommt man darauf, dann werden sie unruhig an allen Gliedern. Dies ist ein Zeugniß davon, daß ihr Gewissen sie bezeugt, daß ihre Sünde einst gerichtet werden soll. Es ist nicht zu verkennen, daß wenn von dem großen GOtt unter den Heiden gepredigt wird, sie bald eine gewisse Furcht vor ihm bekommen. So z. B. haben die Frauen und Mädchen jetzt viele Arbeit in den Gärten, aber an Sonntagen sieht man hier in unsrer Nähe keinen Menschen im Garten; ja ich bin schon auf den Kraalen von den Leuten gefragt worden, ob sie auch an Sonntagen Essen kochen dürften. Daß die Heiden auf diese Stücke so bald kommen, kommt daher: sie hören von dem großen und starken Gott, der den Himmel auf- und zuschließen kann; sie hören, daß der HErr JEsus mit wenig Essen viele Leute satt machen kann; diese Geschichte nehmen sie bald auf. Da nun derselbe GOtt auch gesagt hat, am Sonntag sollt ihr nicht arbeiten, so sind sie bange und fürchten sich, daß wenn sie arbeiteten, GOtt nicht regnen ließe."

Von zwei Kaffern Jonas und Umpanjeka in Hermannsburg erzählt Miss. Hohls: diese beiden Kaffern sind nun schon 8 Jahre bei uns in Dienst. Freilich die Kaffern arbeiten selten ein volles Jahr aus, das geht bei ihnen monatweise; aber doch kann ich wohl annehmen, daß diese beiden in den genannten acht Jahren fünf Jahre bei uns gearbeitet haben. Mit diesen beiden kam ich vor vier Monaten aus dem Zululande. Umpanjeka ist ein stiller und arbeitsamer Jüngling; er hat eine Schriftkenntniß, so daß ich ihn um deßwillen heute noch taufen könnte, und hoffe immer noch, er wird noch ein Eigenthum des HErrn JEsu werden. Besonders gefreut hat es mich, von Br. Niebuhr zu hören, wie Umpanjeka in diesem Winter im Walde es angefangen hat; dort arbeiteten einige unserer Brüder mit 4—6 von unsern Arbeitskaffern, unter ihnen Umpanjeka. Da hat er denn seine heidnischen Brüder alle Abende aus eigenem Antrieb vorgenommen, ihnen

biblische Geschichten erzählt, mit ihnen gesungen und aus dem Herzen gebetet. Des HErrn Wort kommt doch nicht leer wieder zurück. Mit jenem Jonas dagegen steht es in jeder Beziehung schlechter. So oft ich mit ihm über Tod und Gericht spreche, dann, scheint es, wird ihm immer unheimlicher zu Muthe und er bricht alsbald ab. Eines Tages auf jener Reise hatten wir die Ochsen auf einem Berge ausgespannt und ich sagte: nun, Jonas, diesen Berg herauf das war eine saure Arbeit für Menschen und Vieh. Er antwortete scherzend: ja Lehrer, so muß man sich abmühen, und es darf mich nicht wundern, daß ich schon einige weiße Haare kriege. Jonas, antwortete ich, weiße Haare sind Vorboten des Todes, denke dabei an deinen Tod. Aber nein, da war Jonas auf einmal wieder ganz jung, und sterben würde er noch lange nicht. Aber die lange Zeit geht auch bald hin, sagte ich, und dann? Ja dann muß Jonas doch sterben. Jonas hat nun acht Jahre lang GOttes Wort gehört, aber bekehren will sich Jonas nicht; er will lieber ewig, ewig in der Hölle brennen. Jonas, wie dumm bist du! Jonas überlegte und ich schwieg, dann antwortete er wie in Verzweiflung: ach daß mich meine Mutter geboren hat! Es drang mir dieser Ausruf durch Mark und Bein. Ich suchte ihm zu zeigen, daß die Tage des Heils noch für ihn da wären, aber er blieb unempfänglich. Ach wie hält es doch so schwer, eine Heidenseele für den HErrn zu gewinnen!

Superintendent Hardeland, welcher seit 1860 die Oberleitung des ganzen Missionswerkes in Afrika geführt hatte, sah sich nach drei Jahren genöthigt, sein bisheriges Amt wegen geschwächter Gesundheit niederzulegen und nach Europa zurückzukehren; an seine Stelle trat Miss. Hohls. Eine der letzten Stationen, welche Hardeland anlegte und welche zugleich von nicht geringer Bedeutung zu werden versprach, war die bei dem Prinzen Cetschwayo, der bereits eigentlicher König ist und nach dem Tode des alten Umpanda es auch dem Namen nach wird. Hardeland bot dem Prinzen an, ihm ein

Haus bauen zu lassen; außer den „Lehrern des Buches" gebe es noch „Lehrer in Holz und Steinen", und ein solcher solle zu ihm gesendet werden. Wolle der Prinz 20—30 Leute stellen und dem Missionar das Recht einräumen, diese gehörig an die Arbeit zu setzen, so solle er ein schönes Haus erhalten, wie es sich für solch' einen Herren passe. Mit Freuden ging der Prinz darauf ein. Im Zululande aber wird es gewiß von gutem Einfluß sein, wenn man weiß, daß einer der Brüder beim Prinzen ist, und daß der Prinz gut mit ihnen steht.

In demselben Jahre konnte endlich auch der Erstling in Nordzulu getauft werden, was zunächst Anlaß zu heftigem Widerstand gegen das Evangelium gab. Lange hatte Miss. Mohr in Ekombela so gut wie gar keine Kirchgänger, wenigstens keine, die regelmäßig kamen. Da schien es etwas besser werden zu wollen, indem die erwachsenen Kinder eines benachbarten Kraalherren anfingen, jeden Sonntag zum Gottesdienst zu kommen, und nicht allein das, sie waren auch still und aufmerksam, namentlich die Töchter. Plötzlich blieben sie aus; weil sie zum Gottesdienst kamen, wurden sie auf dem Königskraal auf die abscheulichste Weise mißhandelt. Der Vater konnte natürlich weder Recht noch Schutz finden und zog deßhalb aus der Gegend. Aber man beschränkte sich nicht auf diese, sondern wer ein paar Sonntage zur Kirche kam, war seines Lebens nicht mehr sicher. Selbst wenn der Missionar die Kraale besuchte, wichen ihm die Leute aus Furcht aus. Doch solche Erfahrungen sind in der Mission keine Seltenheit; so betrübend einerseits der Haß der Finsterniß gegen das Licht ist, so ist doch anderseits bei dieser ausgesprochenen Feindschaft Hoffnung, daß es besser werde; denn sie zeigt, daß das Wort GOttes nicht spurlos an den Herzen und Gewissen vorübergeht, sondern einen mehr oder weniger tiefen Eindruck hinterläßt.

Auch in Südzulu regte sich neues Leben; in Emvutjini fand Ende Mai 1864 eine Tauffeier, und hier wie in Em-

lalazi und Injesane meldeten sich Leute zur Taufe, welche wenigstens zum Theil zu den besten Hoffnungen berechtigten.

Doch das Hauptaugenmerk der Missionare mußte immer noch auf die Kaffern, die bei ihnen in Arbeit standen, und auf regelmäßige Besuche der einzelnen Kraale gerichtet sein. Wie es nun bei einem solchen Besuch zugeht, das beschreibt Miss. Engelbrecht auf Emyati etwa in Folgendem: „Wenn ich auf die Kraale gehe, um zu predigen, so habe ich meine Kanzel wo ich gehe oder stehe, sitze oder liege. Da sammle ich mir so viel um mich herum, als ich nur kann. Bisweilen besteht die um mich gesammelte Gemeinde aus 20 Personen und darüber, bisweilen aber auch nur aus 10, 8, 6 und 4 Personen. Diesen Leuten suche ich denn besonders am Sonntage den Frieden in ihre Hütten zu bringen nach Anleitung unserer vorgeschriebenen Texte. Im voraus aber muß ich bemerken, daß sie nicht so willig sind, den Frieden aufzunehmen, als ich bereit bin ihnen denselben zu bringen. Auf Widerstand allerlei Art stößt man auf dem Kraal, bald ist ein Saufgelage, wenn man hinkommt, das Wort zu reden, bald ist eine Tanzgesellschaft dort, kurz bald ist dieses, bald jenes, daß man unverrichteter Sache vorüberziehen muß, und bleibt nichts anders übrig als einen Versuch bis auf einen andern Tag auszusetzen. Vor kurzer Zeit kam ich auf einen Kraal, um die süßen Geschichten von unser aller Heil zu erzählen, mußte aber vorüberziehen zu einem andern Kraal, weil ein Saufgelage dort war und alles Volk betrunken. Einige Tage nachher ging ich wieder zu diesem Kraal, da kochte man gerade Bier; da sie aber beim Kochen nüchtern waren, so setzte ich mich am Feuer hin, weil es gerade etwas kalt war. Nachdem man mich begrüßt hatte, fing eine Frau an zu betteln um Tabak. Ich sagte, bin ich denn gekommen, um euch die Nase voll Tabak zu schieben? Nein, war die Antwort, du willst uns von dem Umkulukulu erzählen, aber gib uns doch auch etwas Tabak! Ich sagte: ich werde es vielleicht thun, wenn ihr meinen Geschichten gut zuhören werdet, welche ich euch zu erzählen gedenke. Nun

knüpfte ich an jene erwähnte Aeußerung an und fragte, wer der Umkulukulu sei. Die Antwort war, er ist ein König, wie ihr Lehrer sagt. Nun ja sagte ich, er ist ein König, aber was für ein König? Ist er ein Mensch und hat er Land und Leute u. s. w.? Die Antwort war: wir wissen es nicht. Darauf sagte ich ihnen denn, was sie gewiß schon gehört hatten, daß unser GOtt ein König Himmels und der Erden sei und zwar mit Recht, weil er alles gemacht habe, was gemacht ist, und alles erhält, fügt und regiert. Darauf erzählte ich ihnen in Kürze die Schöpfungsgeschichte, den Sündenfall und die erste Weissagung. Man hörte mir, wie es schien aufmerksam zu; aber kaum hatte ich geendet, da war die erste Frage wieder Tabak. Wenn es nun also geht, wie es denn gewöhnlich so geht, so möchte man wohl die Frage aufwerfen: ist denn das Wort GOttes nicht mehr das Schwert, welches durch die Seele dringt und scheidet Mark und Bein? So könnte man fragen, wenn GOttes Wort nicht das untrügliche Wort wäre; weil es nun aber untrüglich ist, so ist und bleibt es das zweischneidige Schwert und darf nicht leer wieder zurückkommen, sondern muß ausrichten, wozu es gesandt ist. Ist denn nun gleich vor unsern Augen seine Wirkung verborgen, so muß und wird sie doch endlich noch einmal offenbar werden". Nicht am Wort fehlt es, als ob dies zweischneidige Schwert stumpf geworden wäre, sondern an den Menschen fehlt es, welche die Finsterniß mehr lieben als das Licht. So predigte Superintendent Hohls auf einem nahe gelegenen Kraal; drei Männer, fünf Frauen und einige Kinder waren seine Zuhörer. „Ich erzählte ihnen die Geschichte von dem reichen Mann und dem armen Lazarus. Als ich nun ausgeredet hatte, fragte ich meine Zuhörer, ob sie auch verstanden hätten, was ich gesagt hätte. Ja. Um mit ihnen nun noch weiter zu reden über das Gepredigte, sagte ich zu einem von ihnen, dem Makambana, ihm sei die Geschichte wohl noch erinnerlich; wie der arme Mann geheißen habe? Lazarus, antwortete er. Wo denn der jetzt wäre? Im Himmel bei Jesu. Seht, fuhr ich

fort, da könnt ihr Kaffern auch alle hinkommen, zu Jesu in den Himmel, wenn ihr euch nur rechtschaffen bekehren wollt. Möchtet ihr nicht in den Himmel kommen? Ja gerne, sagten sie, wenn es nur nicht den Hacken hätte, daß wir uns bekehren müßten; das ist zu schwer. Es ist doch bei den Kaffern so wie in Deutschland. In den Himmel wollten sie alle ganz gerne, wenn nur nicht die fatale Bekehrung wäre; aber da will keiner daran!"

Sind's auch nicht viele, die sich bekehren, kann man sie auch nicht nach Hunderten zählen, manche schaffen doch ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern. So fand z. B. 1865 auf Injezane die Taufe eines Zulukaffern statt, der früher schon eine Zeit lang auf einer andern Station Unterricht empfangen hatte. Schon glaubte man dort seine Taufe als nahe bevorstehend erwarten zu können, da trieb ihn die Furcht vor seinen Angehörigen weg. Das Gewissen aber ließ ihm keine Ruhe, und zweimal versuchte er es, auf Injezane wieder ein Unterkommen zu finden. Er wurde aber jedesmal unter fürchterlichen Mißhandlungen von seinen Verwandten wieder weggeschleppt. Endlich fand er sich zum dritten Male wieder ein, aber durch die Mißhandlungen so heruntergekommen, daß er kaum mehr gehen konnte und seine Stimme vom vielen Schreien fast ganz verloren hatte. Da ist er denn mit Liebe aufgenommen und verpflegt worden; zur leiblichen Genesung war aber keine Hoffnung mehr. Desto erfreulicher wurde bald sein Seelenzustand; er begehrte mit ganzem Ernst die h. Taufe, und da er nach geschehener Prüfung dazu tüchtig erkannt wurde, ist er am dritten Epiphaniensonntage getauft worden und hat den Namen Symeon erhalten. Drei Wochen nach seiner Taufe ist er heimgegangen, aber recht fröhlich. Denn wenn sein Lehrer ihn gefragt hat, ob er sich auch vor dem Tode fürchte, hat er stets geantwortet: nein; denn wenn ich sterbe, gehe ich ja zu meinem lieben Heilande in den Himmel.

In demselben Jahre 1865 erlitt die hermansburger Mission einen schweren Verlust, indem ihr Gründer und seitheriger

leiter Pastor Harms am 14. November nach langem schweren Leiden zur Ruhe der Heiligen eingehen durfte. Seinem Bruder und Nachfolger im Amte, Pastor Theodor Harms, der in den ersten Jahren Missionsinspektor war, hatte der Verstorbene selbst noch die Leitung des Missionswerkes übertragen, welches denn auch in gleichem Geiste von diesem fortgeführt wird.

Mit welchen Schwierigkeiten die Zulumission zu kämpfen hat, beweist folgendes Beispiel aus Emyati. Dorthin kamen zwei Mädchen von 11 und 8 Jahren in Arbeit, von welchen das ältere großes Geschick für jede Arbeit, ein treffliches Gedächtniß und einen klaren Verstand zeigte. Es lernte lesen, die zehn Gebote, den Glauben u. s. w., aber auf die Frage: willst du nicht eine Christin werden? war stets ihre entschiedene Antwort: nein, ich bin ein Zulu, ich will dahin, wohin die Zulu gehen, ich will eine Schlange werden. Als ihre Dienstzeit vorüber war, gingen die Mädchen fort auf ihren Kraal, aber schon nach vier Tagen kehrten sie wieder zurück, weil es ihnen auf dem Kraal nicht mehr gefiel; bald konnte man auch die Arbeit des Geistes GOttes an dem älteren Mädchen bemerken, so daß sie nicht lange darnach erklärte, sie wollte gerne Christin werden, fürchte sich aber vor ihrem Volke. Als von diesem Wunsche die Ihrigen hörten, nahmen sie das Mädchen mit Gewalt von der Station; es entlief abermals und wurde wiederum geholt, wobei es aber laut und bestimmt erklärte, eine Christin werden zu wollen. Auf dem Kraal gaben sie ihr ein Mittel ein, daß sie den Glauben ausbreche, und schleppten es weiter in's Innere des Landes. Aber das Kind blieb fest und sagte: mein Herz ist beim Lehrer und beim Buch. Da nun die Zaubermittel nichts helfen wollten, so wurde es mit der Weltlust versucht; man ließ es verschiedene Hochzeiten mitmachen, wo es an den heidnischen Tänzen theilnehmen mußte; aber alles vergeblich. Ueber ein Jahr wurde es streng bewacht; war ohne Buch, ohne irgend eine Anregung, und doch wurde es in seinem Entschluß, sich taufen zu lassen nicht wankend. So erfreulich diese Standhaftig-

keit bei einem jungen Mädchen ist, so heftig ist der Widerstand der Zulus gegen das Evangelium.

Während in Etembeni lange Zeit sich nur solche Kaffern taufen ließen, welche von den Bauern erzogen waren, kamen 1867 drei Kaffern von den Kraalen, um zu lernen; denn so, sagten sie, könnten sie es nicht länger mehr aushalten. Auch erzählten sie, daß noch Mehrere da seien, welche sagen, es darf nicht so bleiben, und können doch noch nicht alles überwinden. Einer von den dreien hat viel auszuhalten; seine Mutter soll alle Tage heulen, dazu will ihn seine Frau verlassen, wenn er lernen will. Ueberwindet er das Alles, dann meint er es treu. Halten aber diese treulich aus, so wird es eine große Aufregung unter den Kaffern geben.

Am Anfang des Jahres 1868 bestanden im Natal- und Zululande 21 Stationen der hermannsburger Mission, auf welchen gegen 200 Weiße theils als Missionare theils als Colonisten mit ihren Familien arbeiten. Die Zahl der Getauften betrug damals freilich erst 170; aber das ist nicht zu wundern bei einem Volke, das die Finsterniß so sehr liebt, das in Fleischeslust so tief versunken und von Aberglauben und Zauberei geknechtet ist. Dieser scheinbar geringe Erfolg darf uns nicht muthlos und verzagt machen, als sei alle Arbeit dort vergeblich; das Wort unsres GOttes kann nicht leer zurückkommen und endlich wird doch auch dieses Volk ein Eigenthum sein unsres HErrn und Heilands JEsu Christi. Laßt nur uns nicht müde werden mit Bitte und Gebet, dann werden auch wir noch sehen dürfen den Sieg des Evangeliums! Amen.

33.

Madagaskar. I.

Amos 8, 11. Siehe, es kommt die Zeit, ſpricht der HErr, daß ich einen Hunger in das Land ſchicken werde; nicht einen Hunger nach Brod oder Durſt nach Waſſer, ſondern nach dem Wort des HErrn zu hören.

Südöſtlich von dem ſtreng in ſich abgeſchloſſenen Afrika mit ſeiner eigenthümlichen Welt, zu welcher erſt in unſerer Zeit der Zutritt ſich allmälig öffnet, liegt eine einzige größere Inſel, Madagaskar; etwa 400 Stunden lang und 120 Stunden breit, gehört ſie zu den größten Inſeln der Welt und iſt ungefähr noch einmal ſo groß als England. In ihrer Mitte der ganzen Länge nach von einem hohen Gebirge durchzogen, zerfällt die Inſel in eine öſtliche und weſtliche Hälfte. Rings um die Inſel läuft wie ein breiter Saum die fruchtbare, aber in der Regenzeit durch die Fieber höchſt ungeſunde Küſtenebene, auf welcher die Hitze oft unerträglich groß iſt, während das Klima immer angenehmer und geſünder wird, je mehr man ſich den Bergen des Innern nähert. Im Ganzen ſtellt ſich dort dem Auge eine herrliche Landſchaft dar, und die Natur ſcheint ihre Reichthümer in verſchwenderiſcher Fülle ausgegoſſen zu haben. Liebliche Thäler, großartige Engpäſſe, finſtere Schluchten, ungeheure Wälder, Flüſſe und Seen finden ſich in reichſter Abwechslung, während die Küſten, beſonders die nordweſtliche, von geräumigen Buchten eingeſchnitten ſind, die den Schiffen einen ſichern Hafen gewähren. Welcher Pflanzenreichthum auf der Inſel herrſcht, zeigt, daß von 400 Pflanzen, welche dort ſ. Z. geſammelt wurden, etwa 100 ſo gut wie nicht bekannt waren; alle ſüdlichen Pflanzen gedeihen

dort, und die Wälder, welche die Flächen bedecken und bis zu den höchsten Gebirgen hinaufreichen, bestehen aus ungeheuren Riesenbäumen, deren manche einen Umfang von 80 Fuß und noch mehr haben, und sind durch die Masse der Schlingpflanzen und Palmen fast undurchdringlich. Wilde Thiere, wie Löwen und Tieger gibt es nicht, Hornvieh aber, Geflügel, Hunde und Katzen in Ueberfluß. Dies ist das Land, „die Königin des indischen Oceans", wie diese Insel genannt wurde; welches sind nun seine Bewohner?

Die Madagassen gehören ursprünglich vier verschiedenen Völkern an; im Süden wohnen Abkömmlinge von Kaffern, im Westen von Negern, im Norden von Arabern und im Osten von Malaien, welch' letztere wie in Sitten und Gebräuchen, so auch in der Sprache zur Herrschaft gelangt sind. Früher standen die einzelnen Stämme unabhängig von einander unter ihren Häuptlingen, bis die Könige der Howas, Radama I und dessen Vater anfingen, die andern Stämme sich zu unterwerfen. Die Madagassen zeichnen sich aus durch schönen Wuchs und eine mehr als mittlere Größe, und haben angenehme, regelmäßige, mitunter fast europäische Gesichtszüge. In ihrer Kleidung sind sie sehr einfach; eine farbige Binde wird um die Hüften gewunden, dazu ein Stück Zeug aus Baumwolle oder bei Vornehmen aus Seide als Mantel um die Schulter geschlagen. Ihre Wohnungen sind sehr verschieden; es gibt bienenkorbähnliche Hütten aus dünnen Flechtwerk, die gegen Regen und Sturm keinen genügenden Schutz gewähren, und fast europäisch gebaute Steinhäuser; alle ihre Dörfer aber waren ringsum mit hohen Pfählen umgeben, bis diese Befestigungen durch die Einfuhr der Feuerwaffen nutzlos wurden. Die Häuser sind zum größten Theil mit Bäumen umschattet, was den Dörfern ein malerisches Ansehen gibt, so daß sie wie aus einem Wald von Palmen, Pomeranzen und Citronen hervorblicken, die durch schattige Kühle, lieblichen Duft und saftige Früchte gleich sehr einladen.

Grundzug im Wesen der Madagassen ist Gutmüthigkeit

und Sinnlichkeit; von den Ausländern nicht selten übel behandelt, sind sie jetzt aber zum Theil grausam und verrätherisch geworden. Dennoch ist Gastfreundschaft eine ihrer ersten Tugenden, die sie in verschwenderischer Weise auch gegen Fremde üben. Wer die Pflichten gegen die Verwandten vernachlässigt, den trifft nicht selten der Abscheu des Volkes. Sich zu besuchen, einander in der Noth beizuspringen, zu borgen und zu leihen, Gutes mit Gutem zu vergelten, den Freund zu erfreuen, dankbar zu sein, sind Tugenden, die bei ihnen mehr ausgebildet sind als manchmal in der Christenheit. Leider fehlt es auch nicht an großen Untugenden und Lastern. Schwelgerei und Trunksucht sind Nationallaster, welchen Radama I durch strenge Gesetze, nicht aber durch sein Beispiel Einhalt zu thun strebte. Zweizüngigkeit, Verstellung und Lüge gelten bei ihnen als Tugenden; Fleischeslust, Unzucht und Ehebruch sind sehr im Schwange und werden nicht für Laster gehalten; Vielweiberei aber ist mehr nur unter den Großen und Reichen.

Was nun ihre Religion betrifft, so haben sie keinen Priesterstand, keinen sinnenreizenden Kultus, keine hohen Tempel; aber, das Hereinwirken unsichtbarer Mächte in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens wohl ahnend, dabei aber vom Licht göttlicher Offenbarung verlassen, sind sie der dunklen Nacht der Zauberei verfallen und setzen in die Unfehlbarkeit der Zauberkunst ein unbegrenztes Vertrauen. Sie reden zwar von Gott und beten zu ihm, aber ihre Vorstellungen von ihm sind äußerst leer und unklar. Fragt man sie darüber, so ist die Antwort: wir wissen es nicht, oder wir denken über diese Dinge nicht nach. Sie haben 12—15 Hauptgötzen, die sie ihre Helfer in jeglicher Noth nennen; außerdem hat jede Provinz, ja jedes Haus, seine besonderen Götzen. Die meisten Personen tragen Krokodilszähne als Schutz im Leben und im Sterben. Zauberei ist die furchtbare Macht, die ihr ganzes Leben beherrscht, und die Zauberer treiben auch hier ihr tolles Wesen. Ist ein Kind geboren, so ist der erste Gang des Vaters zum Beschwörer, damit dieser erkläre, ob es

ein glücklicher oder unglücklicher Tag sei; ist es das Letztere — und unglückliche Tage gibt es in jedem Monat sechzehn — so muß das Kind sogleich erstickt oder an einem abgelegenen Orte lebendig begraben oder an den engen Eingang des Dorfes getragen werden, damit es dort von der Viehheerde zertreten werde. Zauberei ist auch die gewöhnliche Anklage gegen Feinde, vor der keiner auch nur einen Augenblick sicher ist; und um sich von ihr zu reinigen, hat der Beklagte die furchtbare Probe der zu Tangena bestehen. Zuerst muß er drei Stücke einer Hühnerhaut verschlucken, dann folgt der Tangenatrank, der Absud einer giftigen Nuß, welcher in einer kleinen Menge Erbrechen, in größerer sogar den Tod bringt. Hierauf muß er eine große Menge Reiswasser trinken Gibt er nun die drei Stücke Hühnerhaut wieder, so ist er unschuldig und wird an einem bestimmten Tage in weißer Kleidung und unter lautem Jubel nach dem Wohnorte seiner Familie geführt; im andern Falle aber wird er todtgeschlagen. Daß aber bei der Bereitung dieses Gifttrankes die größte Willkür herrscht, bestimmt durch Bestechung und andere Umstände, ist als sicher anzunehmen. Wann kommt der Tag, an welchem dieser Zauberbann völlig gebrochen wird, unter welchem die Madagassen ihr ganzes Leben von der Geburt bis zum Tode in Furcht zubringen?

Der erste Missionsversuch auf Madagaskar ging wenige Jahre nach ihrer Entdeckung durch Lorenz Almeida 1506 von portugisischen Mönchen aus; ein Häuptling hatte ihnen seinen Sohn übergeben, der in Indien zwar getauft wurde, nach seiner Rückkehr in's Vaterland aber wieder in's Heidenthum zurückfiel. Fast 150 Jahre später erneuerten französische Priester den Versuch und wurden von dem Häuptling Manango freundlich aufgenommen, so daß sie sich der Hoffnung hingaben, ihn bald zum katholischen Glauben bekehrt zu haben. Doch der Priester Etienne griff den Häuptling an seiner empfindlichen Seite an, indem er gebieterisch von ihm die Entlassung aller seiner Weiber bis auf eine forderte. Als sich der

Häuptling weigerte, riß ihm Etienne die Amulette vom Leibe und warf sie höhnend in's Feuer. Darauf wurden die Priester ermordet, die Franzosen mußten die Insel verlassen und die Bekehrungsversuche erreichten damit vor der Hand ein Ende.

Erst im Anfang dieses Jahrhunderts wurden neue Missionsversuche gemacht und zwar von der londoner Missionsgesellschaft; als Missionar Le Brun 1814 nach der in der Nähe von Madagaskar liegenden Insel Mauritius reiste, erhielt er auch Aufträge für Madagaskar. Dort hatten sich mittlerweile große Veränderungen angebahnt. 1810 war Radama I in dem Alter von 18 Jähren seinem Vater in der Regierung gefolgt, welcher sich bereits 4 große Provinzen erobert hatte und seinem Sohne auftrug, nicht zu ruhen bis er die ganze Insel erobert und gewonnen habe. Mit diesem war der englische Statthalter von Mauritius wegen Abschaffung des Sclavenhandels in Unterhandlung getreten, und 1817 wurde zu Tamatave ein Vertrag abgeschlossen, wonach König Radama den Sclavenhandel bei Todesstrafe verbot, die Engländer aber eine Entschädigung zu zahlen sich bereit erklärten. Nun wurden auch zwei Missionare für Madagaskar abgesendet. Als diese beiden, Bevan und Jones, nach Mauritius kamen, wurden sie von dem Stellvertreter des abwesenden Statthalters kalt empfangen. Derselbe hatte auch jenen Vertrag mit Radama für ungültig erklärt und allen Verkehr mit Madagaskar abgebrochen, wodurch nicht allein Radama gegen die Engländer höchst erbittert wurde, sondern auch der Sclavenhandel neuen Aufschwung nahm. Aber trotz dieser ungünstigen Verhältnisse wagten die Missionare den Versuch und landeten am 18. Aug. 1818 in der Hafenstadt Tamatave. Sie begannen eine Schule mit sechs Kindern, denen bald mehrere folgten, und waren über die Fähigkeit und Gelehrigkeit wie über ihre Fortschritte gleicherweise erfreut; auch die Eltern hatten ihre Freude an dem, was sie an den Kindern sahen und hörten, besonders auch an ihrem Gesange. Doch auch Leiden blieben nicht aus; Frau Jones,

sowie Bevan und seine Frau starben bald, vermuthlich an Gift, welches ihnen die Sclavenhändler beigebracht hatten. Jones selbst von diesen verfolgt, verspottet und schimpflichst behandelt, mußte sich nach Mauritius zurückziehen.

Doch bald traten bessere Verhältnisse ein. Im Jahre 1820 kehrte der Statthalter nach Mauritius zurück und sandte sofort den edlen Hastie nach Madagaskar, um mit König Radama den Vertrag zur Unterdrückung des Sclavenhandels zu erneuern. Ihn begleitete Miss. Jones nach der Hauptstadt Tananarivo, um wo möglich den Grund zu einer Missionsstation zu legen. Und als, freilich mit vieler Mühe, der Vertrag erneuert war, lud Radama den Missionar selbst zum Bleiben ein und sicherte ihm und den andern Missionaren, die noch kommen würden, seinen besondern Schutz zu. Am 8. Dez. 1820 wurde eine Schule eröffnet, welche im April des folgenden Jahres, da Miss. Griffiths ankam, 22 Schüler zählte. Auch hier war der Lerneifer der Schüler, die sämmtlich der königlichen Familie und dem Adel angehörten, über Erwarten groß, so daß sie zuweilen schon vor Tagesanbruch sich vor dem Schulhause versammelt hatten; und diesem ihrem Eifer entsprachen auch ihre Fortschritte. Das Jahr 1823 brachte einen dritten Missionar mit 4 Handwerkern nach Tananarivo, die das Volk in ihren Künsten unterrichten sollten. Bald waren in der Hauptstadt und in deren Nähe 22 Schulen errichtet, die 2000 Schüler zählten. Ein weiterer Schritt geschah durch die Predigt in der Landessprache, in welcher jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wurde; Hunderte hörten mit Aufmerksamkeit und augenscheinlichem Interesse zu, wenn ihnen das Wort des Lebens verkündigt wurde.

Radama zeigte großen Eifer für Alles, was sein Volk heben konnte, und traf auf Anregung und mit Hülfe des englischen Agenten Hastie verschiedene wohlthätige Einrichtungen. Eine Ackerbau- und Handelscolonie wurde errichtet, neue Straßen angelegt, trägen Müssiggängern die Strafe öffentlicher Arbeiten gedroht, und besonders sollten alle diejenigen

als Mörder bestraft werden, welche die an einem s. g. unglücklichen Tage geborenen Kinder aussetzten oder tödteten.

Inzwischen waren den Missionaren ihre ersten Arbeitsjahre vorübergegangen. Sie hatten dieselben größtentheils mit den auf jedem neuen Missionsfeld immer wiederkehrenden Vorarbeiten verbracht; sie lernten die Sprache und begannen mit der Uebersetzung der h. Schrift. Bei den Gottesdiensten überstieg die Zahl der Zuhörer oft 1000, Thüren und Fenster und der Hofraum waren besetzt. Die Schulen auf dem Lande mehrten sich, selbst zu Betsisaraina, dem Sitz des großen Götzen Rabehasa, wurde eine solche begonnen Doch konnte gerade hier der Widerstand nicht ausbleiben. Der dortige Lehrer, von der Thorheit und Sünde des Götzendienstes überzeugt, hatte eines Tages sich vor seinen Kindern nicht eben in sehr respektvollen Ausdrücken über den Götzen Rabehasa ausgelassen. Darüber von den Dorfhäuptlingen streng getadelt, vertheidigte er sich und behauptete, der Götze sei nichts, der Staub der Erde selbst sei nützlicher als ihr Gott. Als er nun von einem deßwegen sehr heftig geschlagen wurde, brachte man die Sache vor die Richter, welche es für's beste hielten, den Lehrer von der dortigen Schule zu entfernen. Doch war damit die Sache noch nicht zu Ende. Als nicht lange darnach ein Gewitter mit starken Hagel sich entlud, schrieben die Leute dieses Unglück dem Mißfallen des Götzen zu, der darüber zürne, daß die Kinder nicht mehr an ihn glauben. Sie drohten daher den Kindern mit schweren Strafen, wenn sie ferner ihren Götzen geringschätzig behandelten. „Wir haben euch ernährt, sagten sie, und aufgezogen bis auf diesen Tag, und nun verlaßt ihr die Gebräuche eurer Väter. Wir geben euch Zeit darüber nachzudenken, und wenn ihr euch nicht entschließet, bei unsern Wünschen und Gewohnheiten zu verharren, so werden wir euch beim König anklagen." — Die Kinder erwiderten: „Wir können euch nicht hindern, beim Könige Klage zu führen, aber wir sind gelehrt worden, die Wahrheit zu sagen, und wenn wir, euch zu Gefallen, mit den Lippen

bekennen würden, daß wir an den Götzen glauben, so können wir dies doch in unsern Herzen nicht". Bei nächster Gelegenheit nun beschwerten sich die erbitterten Leute über den schlimmen Einfluß der Schulen bei dem Könige. „Habt auf eure Arbeit Acht, war des Königs Antwort, und eure Kinder laßt auf ihren Unterricht Acht haben." — Eine gleich gute Antwort gab er, als etwas später einige aus demselben Dorfe von ihm ein Stück feines Tuch erbaten, um damit ihren Götzen zu bedecken. „Er muß sehr arm sein, erwiederte Radama, wenn er sich nicht selbst ein Stück Tuch verschaffen kann. Ist er ein Gott, so kann er selber für seine Kleider sorgen."

Dennoch machten Klagen ähnlicher Art, die von verschiedenen Seiten laut wurden, den König bedenklich, so daß er den Missionaren sagen ließ, sie seien zu thätig und eifrig. Wenn sie mit solcher Eile fortführen, die Leute zu unterrichten, so würden sie die Welt umkehren; sein Volk hange hartnäckig an seinen alten Gebräuchen und könne es nicht ertragen, von einem Gott zu hören, der höher sei als seine Götter, und von einer Religion, die nicht die der Väter sei.

Gleichwohl zog er seine Hand nicht von den Missionaren zurück. In einer Volksversammlung, der er selbst nicht beiwohnen konnte, sprach sein Abgeordneter von ihnen: „Sie haben ihr Vaterland, ihre Verwandtschaft und Freundschaft verlassen, und sind zu euch gekommen, um euch und eure Kinder zu unterweisen, und bei der Ausführung ihrer wohlthätigen Absicht haben ihrer Mehrere ihr Leben eingebüßt. Dort (auf den Gottesacker der Christen hinweisend) dort, fern von den Gräbern ihrer Väter, ruhen ihre Gebeine. Das ist ein Beweis von dem, was ich auch von ihrer Gesinnung gegen euch gesagt habe. Traget daher Sorge, daß eure Kinder die gebotene Gelegenheit wohl benützen, und daß diejenigen, welche die Schule schon verlassen haben, bei den monatlichen Prüfungen sich einstellen, damit sie, was sie gelernt haben, nicht wieder vergessen".

Uebrigens ging die Sache lange nicht so rasch vorwärts,

als es dem Könige schien, wenn auch immerhin die Missionare manches Erfreuliche sehen durften. Von besonderem Vortheil war die Missionspresse, welche die heilige Schrift, Gesangbücher und Katechismen in der Landessprache druckte. Da bereits Viele Lesen gelernt hatten, so wanderten diese Schriften in verschiedenen Richtungen durch die Insel, die Quelle lebendigen Wassers in mitten dieses dürren Landes eröffnend.

Ein empfindlicher Schlag traf Madagaskar durch den Tod des englischen Agenten Hastie. Mit demselben schien Radamas Schutzgeist von ihm gewichen zu sein. Der König gab sich immer mehr dem Trunke und einem ausschweifenden Fleischesleben hin, wodurch er seine sonst feste Gesundheit untergrub. Bei der jährlichen Schulprüfung am 8. Febr. 1828 war er schon nicht mehr anwesend und starb am 27. Juli desselben Jahres. Damals im Februar hatte er die Schüler noch zu besonderem Fleiße ermahnen lassen mit dem Beifügen: wenn sich Personen fänden, welche getauft oder durch die Missionare getraut zu werden wünschen, so solle ihnen das vollkommen frei stehen. Das war ein großer Fortschritt, denn bisher hatte noch keine Taufe stattgefunden. Etwa 50 wirklich bekehrte Madagassen wurden auf dieselbe vorbereitet. Die Zahl der Schulen belief sich auf 32 mit 44 Lehrern, die der Schüler auf 4000, 14 weitere Schulen kamen hinzu und ehe das Jahr zu Ende ging, war die Schülerzahl auf 5000 gestiegen. Außer diesen konnten mindestens ebensoviele lesen. Einige der Bestgeschulten wurden ausgewählt, um die Missionare als Katechisten zu unterstützen. Dreimal wurde Sonntags Gottesdienst gehalten und die reifere Jugend noch besonders in der christlichen Lehre unterrichtet. Dies war der vielversprechende Stand der Mission bei dem Tode des Königs Radama I, der sich so sehr der Mission angenommen hatte. Welche Veränderung mit seinem Tode eintrat und wie sehr das Wort vom Kreuz auch dort sich als GOtteskraft erwies, das wollen wir das nächste Mal hören. Amen.

34.

Madagaskar II.

2 Cor. 4, 9. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden untergedrückt, aber wir kommen nicht um.

Die merkwürdigste Erscheinung in der ganzen Welt ist doch das Evangelium; wo es nur immer gepredigt wird, findet es auch Annahme und gläubige Aufnahme, aber nicht weniger auch heftigen erbitterten Widerstand; es wird Feindschaft erregt, die Gläubigen werden gehaßt, oft streng verfolgt, und doch kann man das Evangelium nicht unterdrücken, sondern gerade unter dem Druck breitet es sich immer mehr aus, und geht immer mehr in die Tiefe. Das zeigte sich auch auf Madagaskar, wo bei dem Tode Radamas I die Mission einen ungemein blühenden und vielversprechenden Stand hatte. Das änderte sich aber bald; über die dortigen Christengemeinden ging ein furchtbarer Sturm der Verfolgung nicht ein, sondern viele Jahre, und doch waren die dortigen Christen nicht verlassen, bei aller Verfolgung und bei aller Unterdrückung konnte man doch das Christenthum nicht ausrotten. Davon laßt uns heute hören.

Nach dem Tode Radamas I (Juli 1828) bemächtigte sich eine seiner Frauen, Ranawalona, der Regierung durch Betrug und ließ alle Glieder der königlichen Familie, die ihr gefährlich schienen, hinrichten. Bei ihrer Thronbesteigung hatte sie zwar den Missionaren die Zusicherung ertheilen lassen, sie werde sie schützen und in ihren Arbeiten unterstützen, auch fehlte es nicht an Aeußerungen und Versprechungen hoher Beamten in ähnlichem Sinne. Gleichwohl war das Aergste zu befürchten. Schon die 12monatliche Trauerzeit mußte lähmend auf das Missions-

werk einwirken, indem während derselben kein Gottesdienst und ein halbes Jahr auch keine Schule gehalten werden durfte. Manche Schulen wurden ganz geschlossen und 700 eingeborne Lehrer und Schüler plötzlich zu Soldaten gemacht, wodurch die Eltern so erschreckt wurden, daß die Schülerzahl bald auf die Hälfte herabsank. Den Götzen erwies die Königin alle mögliche Aufmerksamkeit und suchte ihre Gunst durch große Opfer zu gewinnen. Das Zauberwesen kam wieder in Schwung, Kindermord und Giftprobe gehörten zur Tagesordnung, welch' letzterer wohl Tausende zum Opfer fielen. Unter diesen Umständen verwendeten die Missionare Zeit und Kraft vorzüglich auf ihre Uebersetzungs- und Druckarbeiten, wodurch sie geistlichen Vorrath für eine Zeit schufen, wo sie von Madagaskar weichen und ihre Heerde GOtt und dem Wort seiner Gnade befehlen mußten.

Um der Franzosen willen, welche einen Theil der Küste angriffen, ließ die Königin den englischen Missionaren noch freiere Hand, was diese treulich benützten. Im Frühjahr 1830 waren bereits 5000 Neue Testamente gedruckt und an der Uebersetzung und dem Drucke des Alten Testamentes wurde mit Eifer gearbeitet; sonntäglich wurde gepredigt, in Tananarivo zwei neue Kirchen gebaut, in deren einer schon gläubige Madagassen predigten. Denn der Eingang des Worts unter dem Volke nahm mächtig zu. Viele waren ergriffen und im Jahre 1831 fanden die ersten Taufen statt.

Durch diese Taufen entzündete sich ein neues Feuer und das Reich GOttes kam um diese Zeit mit Macht auf Madagaskar. Täglich waren die Missionare von Seelen umgeben, die nach dem Weg zur Seligkeit fragten; die Bekehrten zeugten von der Gnade, die ihnen wiederfahren, und kamen auch in den Häusern zum Worte GOttes und zum Gebet zusammen, die Zahl der Getauften wuchs fort und fort. Auf diese Ermuthigungen folgten aber Entmuthigungen, und bald zeigte es sich, daß lebendiges Christenthum am Hofe nicht genehm sei, auch wurden die Christen nach alter Weise von den

Heiden Gläubige gescholten. Langsam reihte die Königin eine Beschränkung des Missionswerkes an die andere. Etlichen Höherstehenden, welche sich taufen lassen wollten, wurde bemerkt, daß dieser Schritt Mißbilligung finde; der Gebrauch des Weines beim h. Abendmahl wurde verboten, sowie die Taufe für die Soldaten und alle, welche auf Befehl der Regierung die Schulen besuchten; kein Sclave sollte unterrichtet und in den Schulen nichts mehr vom Christenthum gelehrt werden, und endlich wurden die eingeborenen Lehrer und alle Schüler, die über 13 Jahre alt waren zu Soldaten gemacht. Aber trotz alle dem stieg das Verlangen nach christlichem Unterricht und nach Büchern, so daß in einem Jahre 15000 Bibeln verkauft wurden. Wohin die eingeborenen Christen gingen, nahmen sie ihr Neues Testament und andere Theile der h. Schrift mit, lasen ihren Landsleuten daraus vor und ermunterten Andere, auch lesen zu lernen; die Missionare aber reisten umher und munterten auf, und allenthalben wurden Amulette weggeworfen und Götzen verbrannt. Bereits fand man in allen Familien, unter Hohen und Niedern, Christen, und auch auf dem Lande wuchs ihre Zahl. Durch all' das wurde aber die Lage der Christen immer bedenklicher und im Januar 1835 begann die erste öffentliche Verfolgung. Ein junger Christ, der an einem heidnischen Feiertag gearbeitet hatte, wurde deßhalb der Verachtung der Götter angeklagt und zur Tangena-(Gift) Probe verurtheilt. Er bestand sie und wurde von den Christen mit Jubel in die Stadt zurückgebracht; das verdroß die Königin sehr, und als sie kurz darauf an einer Kirche vorübergehend den Gesang der Christen hörte, rief sie unwillig: „sie werden nicht eher ruhen, als bis Einigen von ihnen der Kopf abgeschlagen ist". In ihrem Vorhaben, dem Christenthum ein Ende zu machen, auch wenn es allen Christen das Leben kosten würde, wurde die Königin wesentlich bestärkt durch einen Häuptling, welcher von ihr einen Speer forderte, um sich das Leben zu nehmen, weil er nicht länger die den Göttern von den Fremden angethane Schmach sehen wolle.

Den Missionaren wurden Gottesdienste, Taufen und Religionsunterricht untersagt, und am 1. März 1835 in einer großen Volksversammlung verkündigt, wer an den Gebräuchen der Missionare Theil genommen habe, solle sich selbst binnen einem Monat angeben, außerdem habe er Todesstrafe zu erwarten; die Bibeln aber sollten an besondere Beamte ausgeliefert werden.

Jetzt war die Zeit der Sichtung gekommen; die Lautern und Unlautern, die Starken und Schwachen wurden jetzt offenbar. Viele entschuldigten sich mit Neugierde und flehten um Gnade, Manche sagten offen: „da GOtt uns nicht beschützen will, können wir auch thun, was uns gefällt", und kehrten in's Heidenthum zurück. Andere dagegen erklärten muthig: „wir thaten und beabsichtigten nichts Uebles für Königin und Land, indem wir beteten und den Sonntag feierten; ja wir beteten zu dem GOtt Himmels und der Erde, daß er ihr Glück gebe". Die Erweckten unter den Christen hörten während dieser Zeit nicht auf, in mitternächtlichen Versammlungen sich zu erbauen. Denen, welche sich selbst als Christen angegeben hatten, wurde zwar das Leben geschenkt, 400 Adelige und Offiziere verloren aber ihren Ehrenrang und die Andern, etwa 2000, wurden mit Bußen belegt. Im Juli 1836 mußten sämmtliche Missionare die Insel verlassen und nun ging die Verfolgung erst recht an. Wenigstens 200 gingen im Elend in der Wüste, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde, Manche wurden in die wildesten und beinahe unzugänglichen Höhen gejagt. Gegen Alle, die irgendwie verdächtig waren, wurde eingeschritten, und in den 8 Monaten nach dem Abzug der Missionare wurden 1016 Personen theils hingerichtet, theils als Sclaven verkauft, theils sonst gestraft.

Aber die junge Christengemeinde, die nur so kurze Zeit der Pflege der Missionare genoß, erhielt sich in dieser neunjährigen Verfolgung lebendig und wuchs nach innen und außen. Der Heldenmuth ihres Glaubens und ihre Treue bis in den

Tod hatte Viele angezogen, die bis dahin gleichgültig geblieben waren. Die Königin jedoch wurde in ihrem Wüthen gegen die Christen und gegen Jeden, der ihr Mißfallen auf sich zog, nur täglich ärger.

Das Jahr 1846 brachte plötzlich „herrliche Nachricht von Madagaskar. Die Christenzahl wächst. Eine große Erweckung hat stattgefunden. Es sind mehr als hundert Neubekehrte, unter ihnen der Erbe des Thrones, der einzige Sohn der Königin Ranawalona. Noch ist er ein Nikodemus, aber er betet mit den Christen und liest mit ihnen die Schrift. Die Königin hatte Befehl gegeben, neuerdings alle Christen zu ergreifen, und 22 waren zum Tode verurtheilt, als der Prinz zu ihrer Vertheidigung auftrat. Er brachte es dahin, daß nur 9 das Tangena trinken mußten, von denen leider Einer starb. Die Andern wurden verkauft, sind aber bereits durch ihre Freunde, man sagt mit Hülfe des Prinzen losgekauft". Prinz Rakoto war damals 17 Jahre alt, und seine Bekehrung wirkte bereits so, daß seine Mutter eine weitere Anzahl gefangener Christen nicht hinrichten ließ. Der Minister verbrannte die Liste vieler Personen, die als Christen angeklagt waren, denn er fand unter ihnen seine nächsten Amtsgehülfen. Ein Jüngling, Namens Ramaka, der mit ungemeiner Kühnheit das Wort Christi predigte, war das Werkzeug zur Bekehrung des Prinzen, der nun jede Nacht etliche Christen um sich zum Gebet versammelte und offen als das Haupt derselben dastand, da seine Mutter ihn zu lieb hatte, um ihm deßhalb etwas anzuhaben. Sein Beispiel und Einfluß hatte auch die Bekehrung eines andern Prinzen, Ramonja, zur Folge Das geschah um's Jahr 1846. Die Königin war indessen durch diese Vorgänge wenig überzeugt; sie schrieb sie der Zauberei zu, der die beiden Prinzen erlegen seien, und ihre Vorurtheile wurden durch die politischen Feinde ihres Sohnes nach Kräften genährt. Doch war die Mutterliebe in ihr stärker als der Haß des Verfolgers. Als ihr nämlich ein Minister erklärte, ihr Sohn sei ein Christ, bete mit den Christen

und ermuthige sie in ihren neuen Lehren, und wenn ihm auf diesem Wege nicht Einhalt gethan werde, so seien die Heiden verloren, antwortete die Königin: „er ist mein Sohn, mein einziger, mein geliebter Sohn. Laßt ihn thun, was ihm gefällt; wünscht er ein Christ zu werden, laßt ihn. Er ist mein geliebter Sohn."

Eine große Freude hatten die Christen an der sich weithin kundgebenden Begierde, lesen zu lernen. Obgleich nur die zum Unterricht angenommen wurden, an denen man eine Liebe zum Worte GOttes wahrnehmen konnte, waren nicht weniger als 150 mit Lesenlehren beschäftigt, von denen jeder 6—20 Schüler um sich hatte. Aber auch innerlich gediehen die Christen; die gefangen waren, redeten das Wort zu Allen, die sie sahen, so daß auch die Gefangenwärter Christen wurden. „Dies erfüllt die Herzen der Leute mit Staunen, schrieb eine Madagassin; die Verfolgung hat die Ausbreitung des Wortes GOttes nicht verhindert, sondern eher weiter geführt. Die Bande der Gefangenen und das Blut der Märtyrer haben das Wachsthum des göttlichen Worts in den Herzen befördert."

Aber solches Wachsthum und Förderung war auch nothwendig; die Zeit der Erleichterung ging rasch zu Ende, die Sonnenblicke verschwanden, und ein neuer Ausbruch des Verfolgungssturms erfolgte.

Am 19. Febr. 1849 gab die Königin den Befehl, zwei Häuser, in denen Gottesdienst gehalten wurde, zu zerstören. Bald darauf berief die Königin das Volk zusammen und ließ verkündigen: „warum wollt ihr die neue Religion und ihren Gottesdienst nicht aufgeben? Ich habe Offiziere ihrer Ehren beraubt, Andere tödten lassen, noch Andere zur Sclaverei verurtheilt, und dennoch fahrt ihr fort, diese Religion zu üben. Was ist der Grund davon?" Zwei Christen wagten im Namen Aller die Antwort: wir fürchten Gott und müssen seinem Gesetz gehorchen. Als sie der Königin hinterbracht wurde, rief sie das Volk noch einmal zusammen und ließ ihm sagen:

Es dürfe überhaupt keine neue Religion in ihrem Lande eingeführt werden, besonders die der Christen nicht. Verboten sei die Taufe, die Sonntagsfeier, das Nichtschwören bei Vater oder Mutter u. s. w. „Kommet deßhalb und bekennet, die ihr euch hierin schuldig gemacht, damit ich euch die entsprechende Strafe auflegen kann. Wer nicht bekennet, und er wird angeklagt, der soll ohne Barmherzigkeit gestraft werden. Und so wurden denn in kurzer Zeit über 2000 Personen an Geld und Eigenthum gestraft oder in die Sclaverei verkauft; der Schwestersohn der Königin selbst verlor alle Würden und mußte eine bedeutende Geldstrafe zahlen. 18 Christen aber waren zum Tode verurtheilt. Laßt uns diese edlen Märtyrer auf ihrem Todesgange begleiten. Da saßen sie in der letzten Nacht vor ihrem Tode auf dem Boden des Gefängnisses, in Lumpen gehüllt, und von Soldaten umgeben; aber solch' ein Geist der Freuden war über sie ausgegossen, daß sie ein Lied um das andere aus ihrem Gesangbuch anstimmten z. B. O Ehrenburg, sei nun gegrüßet mir u. s. w. Am Morgen wurde jeder von ihnen an eine Stange gebunden und dann getragen von zwei Männern zum Richtplatz geschleppt. Obgleich man ihnen Lumpen in den Mund gestopft hatte, redeten Einzelne doch auf dem Wege zum Volke; und Etliche von diesen sagten hernach, daß ihre Angesichter gewesen wie Engelsangesichter. Als man auf dem steil abfallenden Felsenvorsprung, Ampamarina genannt, angekommen war, wurde Jedem der 14, die hier hinabgestürzt werden sollten, ein Seil fest um den Leib gebunden, dann Einer um den Andern an demselben ein wenig über dem Abgrund schwebend gehalten, in der Hoffnung, es werde ihm der Muth entsinken, während einer der Henkersknechte ein scharfes Messer in der Hand auf den Befehl wartete, den Strick entzwei zu hauen. Noch einmal erging die Frage: willst du das Beten sein lassen? Nur Eine Antwort wurde darauf gegeben, ein entschiedenes Nein. Ein Wink — der Strick ward durchschnitten und der treue Bekenner stürzte in die Tiefe. Einer um den andern theilte dies schreckliche

Loos. Während einer von ihnen zur Felsenspitze geführt wurde, erbat er sich noch einige Augenblicke zum Gebet; denn, fügte er hinzu, deßhalb werde ich getödtet. Seine Bitte wurde gewährt. Er kniete nieder und betete laut; dann sich erhebend wandte er sich zuerst an die umstehende Menge in ergreifenden Worten, hierauf an die Henker: „meinen Leib werft ihr in diesen Abgrund hinab, meine Seele aber könnt ihr nicht hinabwerfen, da sie hinauf zu GOtt in den Himmel gehen wird. Darum geschieht mir wohl, im Dienst meines Schöpfers zu sterben."

Die vier andern zum Tode Verurtheilte waren Adelige, und da es dem madagassischen Gefühl widerstreitet, Adelsblut zu vergießen, so sollten diese verbrannt werden. Auf Farawohitra, einem andern Hügel der Stadt, waren Pfosten in die Erde geschlagen und ringsumher Scheiterhaufen aufgerichtet. Auf dem Todesgang sangen diese Christen: „wenn wir in höchsten Nöthen sein" und ließen sich geduldig an den Pfahl binden. Als das Feuer aufflammte, da zeigte sich in den Wolken vor ihnen ein Regenbogen; aus Rauch und Qualm aber tönte nicht Klaggeschrei, sondern Lobgesänge, und diese Märtyrer verschieden mit dem Ruf Stephani, des ersten aller Blutzeugen: „O HErr, nimm unsern Geist auf; denn deine Liebe zu uns hat dich zu uns getrieben. Rechne ihnen diese Sünde nicht zu." Sie beteten, bemerkt ein Augenzeuge, so lange noch Leben in ihnen war. Dann starben sie sanft und still. Und erstaunt waren alle die Leute, welche sie verbrennen sahen. Die Leichname der 14 andern Märtyrer wurden nun auch nach Farawohitra geschleppt und auf den Scheiterhaufen geworfen. Dieser mit Blut und Flammen in die Missionsgeschichte Madagaskars eingeschriebene Tag wird dort unvergessen bleiben, und auf den Leidensstätten dieser Dulder erheben sich jetzt die sog. Märtyrerkirchen.

Die Leiden der Andern, die zwar nicht mit dem Tode, aber sonst empfindlich genug bestraft wurden, waren kaum geringer. Wenige retteten diesmal ihr Leben durch die Flucht

über das Meer. Andere dagegen, die entweder zum Tode verurtheilt waren oder dies doch zu fürchten hatten, entrannen und verbrachten längere Zeit in heimlichem Versteck oder irrten als heimathlose Wanderer im Lande umher. Wieder Andern wurde Land und Haus und jede Art des Besitzes genommen. Diese wurden nach ihrem Vermögen bestraft, oft um die Hälfte ihres Besitzes, jene, die nichts besaßen, geschlagen, Viele als Sclaven auf den öffentlichen Märkten verkauft, nicht selten mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie unter strenger anhaltender Arbeit gehalten werden, bis sie wie man sagte, „dem Unkraut gleich seien in der Wüste, ihre Köpfe hängend, bis sie sterben."

Und doch trotz dieser schweren Verfolgung ging das Christenthum auf Madagaskar nicht unter. Es zeigte sich auch hier wieder, daß das Blut der Märtyrer die Saat der Kirche ist. Die große Zahl der leidenden Bekenner und die Willigkeit, mit der sie das Kreuz Christi auf sich nahmen, bewiesen sowohl die weite Verbreitung, als auch die Festigkeit ihres Glaubens, und das unschuldige Leiden der Christen konnte nicht anders als mit einer stillen gewinnenden Macht auf das Volk wirken. So ging in Erfüllung, was die Beamten gleich anfangs der Königin erklärten, als sie vorschlug, alle Christen hinrichten zu lassen. „Das ist nicht das rechte Mittel, sagten sie, denn die Religion der Weißen hat das Eigenthümliche, daß, je mehr Leute man umbringt, desto mehr sich zu ihr bekennen." Während dieser letzten Schreckenszeiten waren aus Einem Zehn und aus Zehn Hundert geworden, und nicht weniger als 5000 (wahrscheinlich aber eine viel größere Zahl) ließen sich nicht abhalten, eifrig die Bibel zu lesen, den Sonntag zu heiligen, auf den Bergen und in den Höhlen der Insel sich zu versammeln und gemeinsam zu ihrem Gott und Heiland zu beten. Ja selbst in der Hauptstadt waren bald wieder sieben Häuser, in welchen sich die Christen, wenn auch nur in dunkler Mitternacht zu versammeln pflegten.

Ueberhaupt ist die Gründung und Ausbreitung der christ-

lichen Kirche auf Madagaskar merkwürdig im höchsten Grade. Kaum hatte der ausgestreute Same des göttlichen Worts angefangen zu keimen, so mußten die Säleute fort. GOttes Wort und Gebet blieben allein die beiden Quellen, aus denen jene Kraft und Reife des christlichen Charakters floß, welchen die madagassischen Christen unter allen Verfolgungen bewiesen. Gelobt aber sei GOtt, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist, so daß sie mit dem Apostel rühmen können: wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen, wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um! Amen.

35.

Madagaskar III.

Pſ. 118, 16—18. Die Rechte des HErrn behält den Sieg. Ich werde nicht ſterben ſondern leben und des HErrn Werk verkündigen. Der HErr züchtigt mich wohl, aber er gibt mich dem Tode nicht.

An die eben verleſenen Worte des 118 Pſalmes werden wir unwillkürlich durch die Miſſionsgeſchichte Madagaskars erinnert; bei den großen Verfolgungsſtürmen, welche über die dortigen Chriſten ergingen, konnte es manchmal fraglich erſcheinen, wem der ſchließliche Sieg bleiben werde, der Heidenpartei mit der Königin an der Spitze, der alle weltliche Macht zu Gebote ſtand, oder aber den Chriſten, die auf den HErrn hofften auch wo — nach menſchlicher Anſicht — alles verloren war. Es konnte ſcheinen, als ob die Gläubigen dem Tode übergeben wären und es für ſie keine Hülfe und keine Rettung mehr gäbe; und doch unterlagen ſie nicht, ſondern lebten und verkündigten des HErrn Werk.

Ende des Jahres 1852 kam die Nachricht nach England, auf Madagaskar bereite ſich ein Umſchwung vor; die Wuth der Verfolgung habe nachgelaſſen, die Chriſten gingen ungehindert ihre Wege und ihre Zahl ſei auf 5000 geſtiegen. Als die Londoner Miſſionsgeſellſchaft das erfuhr, erließ ſie in der Hoffnung, die lange ſtillſtehende Arbeit wieder aufnehmen zu können, einen Aufruf zu einer Collekte, welche über 100,000 fl. eintrug. Um aber ſicher zu gehen, wurde Miſſ. Ellis nach Madagaskar abgeordnet, welcher auch mit Miſſ. Cameron am 18. Juli bereits die Hafenſtadt Tamatave erreichte. Hier wurden ſie ſehr freundlich aufgenommen und hatten während ihres 3 wöchentlichen Aufenthalts Gelegenheit, mit den Zu-

ständen im Lande bekannt zu werden. Eindringlich baten die Christen um Bibeln, und ein junger Beamter, der weit hergekommen war, weinte fast, als ihm auf seine Bitte keine Bibel gegeben werden konnte, weil keine mehr da war. Für das Evangelium und dessen Verbreitung war bereits eine große und mächtige Partei vorhanden, an ihrer Spitze Prinz Rakoto und seine Gemahlin als treue Freunde der leidenden und verfolgten Christen. Dagegen verfolgte eine andere nicht weniger zahlreiche und mächtige Partei den Zweck, das Heidenthum, die Sclaverei und allen argen Landessitten aufrecht zu erhalten, und an ihrer Spitze stand der Neffe der Königin, Ramboſalama. Bald nach ihrer Ankunft erhielten die Missionare einen freundlichen Brief der Königin, in welchem sie aber erklärte, sie jetzt nicht empfangen zu können. Auch ein zweiter Versuch, im folgenden Jahre in die Hauptstadt zu kommen mißlang; doch verkehrte Ellis während seines Aufenthalts mit den dortigen Christen sehr viel ermuthigte, und stärkte sie im Glauben.

Als Ellis am 13. Juli 1856 von England aus wieder nach Tamatave kam, erwartete die Königin seinen Besuch und sandte ihm eine Begleitung von 100 Mann entgegen. Er fand in Tananarivo, der Hauptstadt, einen solchen Empfang, wie er ihn nur wünschen konnte, und die mitgebrachten Geschenke verschafften ihm in so weit die Gunst der Königin und ihrer Großen, daß er sich eine geraume Zeit dort aufhalten und mit den Christen verkehren konnte. Vermochte er auch die Königin in ihrem Haße gegen das Christenthum nicht umzustimmen, und blieb dasselbe nach wie vor im Lande verboten, so gewann er doch die Ueberzeugung, daß das Werk GOttes keineswegs unterdrückt sei. Das Wort GOttes und das Gebet waren die Macht, welche die Christen aufrecht erhielt. Prinz Rakoto versicherte wiederholt, er werde alles thun, um die Lage der Christen zu erleichtern, und sein Volk glücklich zu machen, fürchte aber für sein Leben. Doch er setze sein Vertrauen auf GOtt, der sei sein Schutz und Trutz und Herr über sein Leben.

So lagen denn die Dinge auf Madagaskar jetzt der Art, daß

wenn fremder Einfluß sich ferne gehalten, ein befriedigender Verlauf der Dinge zu hoffen gewesen wäre. Die Königin hegte bei weitem nicht mehr den Widerwillen gegen die Europäer wie früher und schien des Verfolgens müde zu sein. Leider kam es anders. Einige Franzosen beabsichtigten mit Hülfe Rakotos, der Christen und sonstiger Unzufriedenen die Königin vom Throne zu stoßen. Der Plan wurde aber entdeckt, die Fremden von der Insel verbannt, den Christen aber ohne Unterschied Mitwissen und Mitschuld zur Last gelegt und unbarmherzig gegen sie verfahren. Viele Christen flohen, einzelne wurden ergriffen und gequält, um ihnen die Namen ihrer Mitbrüder abzupressen; Soldaten gingen von Haus zu Haus, um alle als Christen Verdächtige in's Gefängniß zu führen. Beinahe täglich ließ die Königin Versammlungen berufen und erklären, die Ursache aller Uebel, welche das Land drückten, seien die Christen und sie werde nicht ruhen, bis der letzte von dieser verhaßten Sekte ausgerottet sei. Bald war auch eine weitere Zahl von Märtyrern den früheren hinzugefügt; aber derselbe Geist der ersten Zeugen ruhte auf ihnen, derselbe unerschütterliche Glaube, dasselbe geduldige Leiden, derselbe siegreiche Tod war auch ihre Krone. Die Frauen und Kinder der Getödten wurden zur Sclaverei verurtheilt, 50—60 Andere zur Tangena (Giftprobe), an der acht starben, gegen 60 zur Kettenstrafe. Keinem Weißen war erlaubt, in die Hauptstadt zu kommen, um die Verfolgten mit seinem Rathe zu unterstützen oder durch sein Mitleiden zu erquicken, und alles, was christliche Liebe für sie thun konnte, war brünstiges Gebet, daß GOtt die Herzen ihrer Verfolger wenden oder die eiserne Ruthe ihrer Macht brechen wolle.

Und bald schlug auch die Erlösungsstunde. Am 23. August 1861 starb die Königin und Prinz Rakoto bestieg als Radama II. den Thron. Die Sonne ging an jenem Tage nicht unter, bevor er nicht allen seinen Unterthanen gleichen Schutz verheißen und erklärt hatte, daß es Jedem frei stehe, ohne Furcht und Gefahr GOtt nach den Eingebungen seines Gewissens zu verehren. Er schickte seine Beamten ab, die Ge-

fängnisse zu öffnen und die Ketten derer zu brechen, denen die Freudenrufe der Menge draußen schon verkündigt hatten, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen. Er ordnete Andere ab, um den Rest der Verbannten aus den entfernten und verpesteten Gegenden zurückzurufen, wo Viele der Krankheit oder den schweren Ketten erlegen waren, mit denen man sie Kopf an Kopf zusammengefesselt hatte. Die Verbannten eilten heim; Männer und Frauen, abgezehrt und elend von Leiden und Entbehrungen, erschienen in der Stadt zum Staunen ihrer Nachbarn, die sie längst unter den Todten geglaubt, zur dankbaren Freude ihrer Freunde.

Schon ein Jahr nach dem Regierungsantritt Radamas II. konnte Miss. Ellis berichten: „der König fährt fort, die Lasten des Volkes zu vermindern, und seinen Fleiß zu ermuthigen. Mit eigenem Verlust läßt er ihm bis dahin erhobene Taxen nach, lädt andere Nationen zu Freundschaft und Handelsverbindungen ein und verheißt Allen seinen Schutz, die ihm beistehen wollen, die Hülfsquellen seines Landes zu entfalten. Die erste That zur Hebung seines Volkes war die Errichtung eines steinernen Gebäudes zu einer Schule, in welchem die Schüler durch einen Missionar eine höhere Erziehung erhalten sollen. Die Geschenke und Botschaften, welche der König an entfernte oder feindliche Stämme sandte, haben ihm dieselben zu freiwilligen und dankbaren Unterthanen gemacht und die Anwesenheit ihrer Häuptlinge bei der Krönung wird einen ihrer hoffnungsvollsten Züge bilden. Das Gottesgericht der Tangena, die Ausübung der Wahrsagerei und Zauberei hat er abgeschafft; zu gleicher Zeit hat er den Götzen alle Unterstützung entzogen, und alle sind aus dem Palast und aus der Hauptstadt entfernt worden.“ Und welches die Stimmung der dortigen Christen war, kann uns ein Brief madagassischer Prediger an Miss. Lebrun zeigen, in welchem es u. A. heißt: „Wir sind mit Freude erfüllt, daß das Reich GOttes in unserem Lande Boden gewinnt und sich je länger je mehr befestigt. Seit Sonntag, den 29. Sept. haben wir in Tananarivo angefangen, öffentlich zum Gottesdienste zusammenzu-

kommen. Da Ein Haus nicht groß genug war, uns Alle zu faſſen, ſo verſammelten wir uns in elf verſchiedenen Häuſern, und ſie waren alle übervoll. Als die Leute ſahen, wie groß die Zahl der Chriſten, waren ſie außerordentlich erſtaunt, und was ihr Erſtaunen noch erhöhte, war das öffentliche Erſcheinen von Chriſten, die ſo lange verborgen und von Allen als todt betrachtet waren. Jedermann mußte ausrufen: Wahrlich GOtt iſt groß, der alſo über diejenigen wachen kann, die ihr Vertrauen auf ihn ſetzen! Eine allgemeine Neigung ſich uns anzuſchließen, ſcheint die Leute zu erfaſſen. Wir wünſchen daher dringend, Sie hier in Tananarivo zu ſehen, um mit Ihnen zu berathen, was unter den jetzigen Umſtänden zu thun ſei. Der König Radama II. heißt uns ſchreiben und die Miſſionare ſowie unſere Landsleute in Mauritius überreden, daß ſie kommen und ſich in Tananarivo niederlaſſen. Es iſt jetzt kein Hinderniß da, die Straße iſt für Jedermann offen, Jedermann kann in voller Sicherheit beten, und das Wort GOttes hat freien Lauf in unſerer Mitte."

Unter dieſen Umſtänden ſäumte natürlich die Londoner Miſſionsgeſellſchaft nicht, nach 25 jähriger Unterbrechung das Werk wieder aufzunehmen. Der erſte ihrer Miſſionare, der dort eintraf, war Ellis, und wurde mit großer Freude von König und Volk aufgenommen. Zu den gottesdienſtlichen Verſammlungen ſtrömten bald nach Tagesanbruch die Leute zuſammen, und die hiefür beſtimmten Locale waren mit Ausnahme zweier Stunden fortwährend bis Abends 5 Uhr dicht gefüllt mit wechſelnder Zuhörerſchaft. Keine Schilderung, bemerkt Ellis, wäre im Stande, eine richtige Idee zu geben von dem Ernſte, der Aufmerkſamkeit, der ſichtlichen Andacht und dem tiefen Gefühl dieſer Verſammlungen.

Der König, obwohl er bis dahin noch nicht die Neigung ausgeſprochen hatte, ſelbſt ein Chriſt zu werden, that dem Chriſtenthume allen möglichen Vorſchub und das war einſtweilen genug. Der erſte Eindruck aber, den die madagaſſiſchen Chriſten auf die im Auguſt 1862 angekommenen Miſſionare machten, war im Ganzen ein überaus günſtiger;

dabei sahen sie jedoch bald, daß man sich sehr irren würde, wenn man an ihre Erkenntniß und ihr Leben den Maßstab legen wollte, den man in der christlichen Heimath an wahre Christen zu legen pflegt. Gleichwohl war das durchaus nicht entmuthigend. Ueberall wuchs die Zuhörerschaft; die Zahl der wirklichen Gemeindeglieder mehrte sich durch Taufen und auch außerhalb der Hauptstadt gedieh das Werk des HErrn. Von allen Seiten aus der Nähe und Ferne erhielten die Missionare Besuche oder Einladungen, dort den christlichen Gottesdienst und Schulen einzuführen. Zwar versuchen da und dort die Heiden Widerstand, doch vergeblich; das Wort dringt durch und bald müssen neue Missionare zu Hülfe kommen, weil die bisherigen für die Arbeit zu wenige sind. Eine neue hoffnungsvolle Zeit für die Evangelisirung Madagaskar schien angebrochen zu sein.

Allein wenn je, so galt bei diesem gedeihlichen Stande der Dinge den Missionsfreunden das Wort: freuet euch mit Zittern. Schon von früher her stand der König mit einigen Franzosen auf sehr vertrautem Fuße; er ordnete den einen als Gesandten nach England und Frankreich ab und verlieh ihm trotz des Widerspruches von 200 Räthen große Vorrechte, welche jener an den Kaiser von Frankreich abtrat; dadurch wurde natürlich die Eifersucht Englands erweckt, das auch für sich möglichst große Vortheile zu erlangen suchte. Noch größer war die Gefahr, welche von der energischen Thätigkeit der katholischen Missionare drohte. Als Ellis im Jahre 1861 nach Madagaskar reiste, waren unter seinen Reisegefährten sechs katholische Priester und vier Laiengehilfen, die dasselbe Reiseziel hatten wie er. Ein Jahr später hatten die Katholiken bereits zwei Schulen mit beinahe 400 Zöglingen und mehreren Tausend Eingeborenen, die regelmäßig dem Gottesdienst beiwohnten, den Unterricht besuchten und auf die Taufe sich vorbereiteten; die Königin hatte ihnen drei Kinder, deren Adoptivmutter sie war, anvertraut, damit sie in ihren Schulen unterrichtet wurden. Da gaben sich die katholischen Priester den kühnsten Hoffnungen hin, auch die Christen, deren Christen-

thum hauptsächlich in dem Lesen der Bibel bestehe, und die keine Vorurtheile gegen die katholische Religion hätten, zu sich hinüberzuziehen, wenn gleich ein anderer Priester bemerkte, daß einer gerade so gut versuchen könne, einen Felsen mit einem Rasirmesser zu durchschneiden, als versuchen, die Madagassen zu römischen Katholiken zu machen.

Mit König Radama ging es aber nicht empor, sondern rasch abwärts. Es war ein Unglück für ihn, daß er sich mit lauter jungen Leuten umgab, die nicht nur in seine guten Absichten, sondern vorzüglich auch in seine Launen und Leidenschaften eingingen, und daß er dagegen von seinen Berathungen die erfahrensten Männer der Nation ausschloß. Mit diesen jungen Leuten verlebte er Tage und Nächte in seinem am Ende der Stadt gelegenen steinernen Hause in wilden Lustbarkeiten. Alle ernste Beschäftigung war verbannt, es wurde musicirt, getanzt, gesungen und getrunken. Aber bald fand dieses Treiben ein Ende mit Schrecken, zu welchem eine auf den abergläubischen Sinn des Königs berechnete eigenthümliche Erscheinung den Anstoß gab. Verzückte Tänzer nämlich, welche vorgaben, ihres Thuns sich nicht bewußt zu sein, kamen hüpfend, singend und springend in die Hauptstadt, und behaupteten, sie hätten Gesichte und vernähmen Stimmen aus der Geisterwelt. Nun verlangten sie man müsse vor ihnen den Hut abziehen und der König willfahrte ihnen. Hiedurch ermuthigt bereitete die heidnische Partei einen Mordanschlag gegen die Christen vor und vermochte den König zu dem Gesetz, daß ein Kampf mit Waffen zwischen zwei oder mehreren Personen nicht verhindert werden dürfe, und wenn einer falle, der Thäter straflos sei. Alle Vorstellungen und Bitten der Vornehmsten und Angesehensten um Zurücknahme dieses Gesetzes waren umsonst; mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit beharrte der König auf seinen Willen da griffen jene zur Gewalt. Die jungen Rathgeber des Königs wurden getödtet, er selbst am 12. Mai 1863 erdrosselt. So kläglich für ihn endete Radamas II. kurze Regierung, die anfangs so Großes hoffen ließ.

Seinen Thron bestieg seine Gemahlin Rasoherena. Sie

selbst ist zwar Götzendienerin, doch will sie ihren Unterthanen in Sachen der Religion volle Freiheit lassen; sie können Heiden bleiben oder Christen werden, wie sie wollen. Ausdrücklich hat sie auch in einem Vertrag mit England versprochen, daß keine Christenverfolgungen mehr stattfinden sollen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Christen in der Hauptstadt und deren Umgebung auf 18000 mit mehr als 4000 Kommunikanten, die in 79 Gemeinden von 7 londoner Missionaren und 95 eingeborenen Predigern und Lehrern bedient werden. In 4 Jahren hat sich die Zahl der Christen mehr als verdoppelt, die der Kommunikanten verzehnfacht. Als die erste der 4 Kirchen, die an den Richtstätten der Märtyrer in Tananarivo erbaute werden, eingeweiht wurde, eröffnete den Gottesdienst ein eingeborener Prediger, der Jahrelang seines Bekenntnisses wegen wie ein gejagtes Reh gelebt hatte. Wie ein Wunder wurde der längst Verschollene auch von seinen Feinden angestaunt, als er, nachdem die Verfolgung ermattet war, wieder durch die Straßen der Hauptstadt wandelte.

Und wie steht es mit dem inneren Leben dieser Madagassenchristen? Es sind herrliche Fortschritte zu sehen. Ein Anfang zur Sonntagsheiligung ist gemacht. Dadurch, daß so viele Beamte, Bürgerliche und Sclaven zur Kirche gehen, unterbleiben sehr viele Geschäfte, die sonst an diesem Tage gethan werden, und Manche müssen mitfeiern wider ihren Willen. So hat z. B. der Markt am Sonntag ganz von selbst so gut wie aufgehört. Zu weiterer Hoffnung berechtigt die Einführung der christlichen Ehe in diesem Land, wo in geschlechtlicher Hinsicht alle Bande los sind. Es war ein feierlicher und erhebender Augenblick, als zum ersten Mal ein Brautpaar vor den Altar trat, um den göttlichen Segen zu ihrem Ehebunde zu erhalten. Und mag auch in dieser Richtung noch viel zu thun bleiben, so ist doch das gute Werk begonnen. Vor Allen suchen die Missionare eine Anzahl tüchtiger Männer heranzubilden und ein christliches Geschlecht in den Schulen zu erziehen; und damit sie um so nachhaltiger auf das Volk wirken können, beschränken sie ihre Kraft auf die Hauptstadt, um sie

zu einem Lichte für die Provinzen zu machen. Mit jeder Gemeinde sind dort Werktags- und Sonntagsschulen verbunden, und in Begabung, Lernbegierde und Fleiß stehen die Schüler den europäischen nicht nach. Die höhere Schule zählte 1864 150 Schüler, darunter 50 Mädchen; die Kinder gehörten allen Klassen der Gesellschaft an von dem Sohne des ersten Ministers bis zu dem des Aermsten. Die Missionare wollten grundsätzlich Niemanden ausschließen, und nahmen alle Kinder an, ohne lange zu fragen, ob die Eltern Christen seien oder nicht. Neue Bücher für die erweiterten Anforderungen sind aus der Missionspresse hervorgegangen und 10,000 Neue Testamente nebst einer schönen Anzahl Bibeln und einzelner Theile der h. Schrift, von der englischen Bibelgesellschaft geschenkt, sind den madagassischen Christen schon zu unberechenbaren Segen geworden. So hat das Evangelium unter dem milden Scepter der Königin Rasoherena reißende Fortschritte gemacht. Da erkrankte sie Anfangs des Jahres 1868, und je mehr die Hoffnung auf Genesung schwand, desto mehr wuchsen die Besorgnisse, es möchten wegen der Thronfolge Ruhestörungen eintreten. Doch als sie am ersten April starb, wurde eine Verwandte Ramoma am folgenden Morgen ohne allen Widerstand als Königin ausgerufen. Bald konnten auch die Missionare berichten: „Die Königin und ihre Regierung haben dem Götzendienst öffentlich entsagt. Der große Nationalgötze ist fortgeschafft; das königliche Haus besucht den christlichen Gottesdienst. Alle Kirchen in Stadt und Dörfern sind überfüllt. Es ist eine wunderbare Veränderung. Mit einem Schauer von Ehrfurcht schaut man einer solchen Offenbarung des heil. Geistes zu."

So kann kein anderes Missionsfeld mit Madagaskar verglichen werden! nicht als ob Alles glatt und eben ginge — es fehlt nicht an widerstrebenden Elementen — aber gewiß ist, daß der HErr selbst hier seine Kirche zu bauen angefangen hat und mit Macht daran fortfährt. Seine Rechte muß wie überall so auch auf Madagaskar den Sieg behalten. Amen.

36.

Abeſſinien.

Joh. 2, 4. Meine Stunde iſt noch nicht gekommen.

Als Maria, die Mutter des HErrn, die Verlegenheit der Hochzeitsleute zu Cana bemerkte, da wandte ſie ſich bittend an JEſum; da jene keinen Wein mehr hätten, ſo möchte doch er mit ſeiner Wundermacht ihnen helfen. Aber ſo bereit JEſus auch ſonſt zu helfen war; diesmal erfüllt er ihre Bitte nicht ſofort: meine Stunde iſt noch nicht gekommen, antwortet er. Und ſiehe, Maria wird in ihrem Vertrauen zu ihm nicht wankend; ſie hält ſich an das Wörtlein „noch" in ſeiner Antwort und will gerne in Geduld warten, bis ſeine Stunde, die Stunde der Hülfe kommt.

Ein rechter Chriſt der die Noth und das Elend der Heidenwelt kennt, hat keinen ſehnlicheren Wunſch als den, es möchte je ſchneller deſto lieber das Licht des Evangeliums allen denen leuchten, welche noch in Finſterniß und Todesſchatten ſitzen, und wendet ſich mit ſeinem Gebet an den, der für alle Menſchen das Heil erworben hat, in deſſen Namen allein wir ſelig werden können. Ihn bittet der Chriſt, daß er dahin und dorthin ſeine Friedensboten ausſende und ihre Arbeit ſegne. Aber da kann es auch vorkommen, daß man aus der Erfolgloſigkeit aller Miſſionsarbeit, wie ſie hie und da zu Tag tritt, die Antwort des HErrn heraushören kann: meine Stunde iſt noch nicht gekommen. Sollen wir dann muthlos und verzagt werden? Das nimmermehr, ſondern in Geduld wollen wir warten, bis des HErrn Stunde kommt; denn endlich werden ja doch noch alle Zungen bekennen, daß JEſus Chriſtus der HErr ſei zur Ehre GOttes des Vaters.

Meine Stunde ist noch nicht gekommen! an dieses Wort erinnert uns die Erfolglosigkeit der bisherigen Missionsversuche in Abessinien. Dieses schöne Gebirgsland liegt im Süden von Aegypten. Nach allen Seiten steil abfallend bildet es eine natürliche nur schwer zugängliche Felsenburg. Gegen Osten liegt zwischen Abessinien und dem rothen Meer die öde und heiße Tiefebene des Adallandes und die glühende Sandwüste Samhara; nach Süden, Westen und Norden zu ist es eingeschlossen von einem 6—7 Tagereisen breiten Sumpfdistrict, einer rechten Fiebergegend, voll Urwälder und wimmelnd von reißenden Thieren. Das Innere des Landes aber ist ausgezeichnet durch wunderbare Schönheit. Da wechseln große futterreiche Hochebenen, in welchen zahlreiche Alpenseen glänzen, mit tiefen von zahlreichen Bächen und Flüssen bewässerten Thälern. Alle Arten von Getreide gedeihen auf's Vollkommenste, während in den Tiefebenen nicht nur Wein sondern alle köstlichen Gewächse des Südens zur vollen Reife gelangen.

Diese schöne Land wird von sechs verschiedenen, durch Sitte, Religion und Sprache sich unterscheidenden Stämmen bewohnt, von welchen der bedeutendste und herrschende der Stamm der eigentlichen Abessinier ist, ein kräftiges, schön gebautes Geschlecht. Neben diesen ziehen unsere Aufmerksamkeit besonders die Falascha's auf sich, die schon vor vielen Jahrhunderten eingewanderten Juden, welche durch das ganze Land in besonderen Dörfern wohnen.

Abessinien bildete einst ein mächtiges christliches Reich, berufen „die Fahne des Kreuzes bis in das Herz Afrikas zu tragen und die Leuchte des Evangeliums in die Finsterniß der Kinder Hams hineinscheinen zu lassen. Aber das Banner des Kreuzes liegt zusammengerollt unter dem Schutt und Staub menschlicher Satzungen. Die Lehre des Lügenpropheten Muhamed und das Heidenthum sind über dem zerfallendem Heiligthum Christi emporgewuchert, und die Kirche Abessiniens ist ein erloschener — nein, aber doch ein erlöschender Leuchter."

Das Christenthum ist nämlich schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts n. Ch. G. nach Abessinien gekommen. Um diese Zeit strandete ein tyrisches Schiff an der Küste des noch heidnischen Abessiniens, dessen ganze Mannschaft von den wilden Uferbewohnern ermordet wurde. Nur zwei christliche Jünglinge Frumentius und Aedesius, hatten sie aus Mitleid mit ihrer Jugend verschont; diese kamen in der Folge als Sclaven zu dem Landesfürsten, dessen Vertrauen sie in so hohem Grade gewannen, daß er ihnen die Erziehung seines Sohnes übertrug. Später erlangten beide die Freiheit, aber Frumentius, voll Verlangen, den Abessiniern das Heil in Christo zu verkündigen, kehrte 327 in das Land seiner Gefangenschaft zurück und soll nicht allein viele Kirchen, sondern durch Gottes Gnade auch viele lebendige Bausteine in die Kirche Christi hineingebaut haben.

Frumentius war zu Alexandria von dem dortigen Bischof Athanasius zum Bischof geweiht worden, und seitdem erhält von dorther die abessinische Kirche ihren obersten Bischof Abuna d. h. „unser Vater". Durch diese Verbindung mit Alexandria wurde dieselbe auch in die Lehrstreitigkeiten des 5. Jahrhunderts verwickelt, ohne doch die ganze Lehr- und Lebensentwicklung der Kirche mit durchzuleben. Insonderheit blieb ihr der frische Lebensstrom, der die abendländische Kirche seit der Wirksamkeit des h. Augustin u. A. durchzieht, fremd, und so verläuft sich dort die große Frage: was dünket dich um Christo? in feuchtigen Spitzfindigkeiten und Wortkriegen. Um den HErrn JEsum wird dort gestritten und gezankt, aber er wird weder geliebt noch im Glauben als Heiland aufgenommen.

Treten wir einmal in eine der abessinischen Kirchen ein. Die Wände sind mit elenden Gemälden bedeckt, welche die Dreieinigkeit, die Jungfrau Maria oder andere Heilige vorstellen sollen. Ein Vorhang verdeckt das Allerheiligste, in welchem die Bundeslade aufbewahrt wird. Ist ein besonderer Festtag, so ziehen die Priester in feierlicher Prozession einher, wobei sie die Bundeslade unter großen Sonnenschirmen mit sich

führen; und wie die römischen Katholiken vor der Hostie, so fällt in Abessinien vor der vorüberziehenden Bundeslade die ganze abergläubische Menge anbetend nieder. Doch heute ist gewöhnlicher Gottesdienst; der Priester liest die Messe in der dem Volke unverständlichen äthiopischen Sprache, unverstandene Gesänge werden gesungen. Von einer Predigt ist nichts zu hören; dagegen kniet das Volk vor den Bildern der Maria und der andern Heiligen und küßt die Kirchensteine. Da wird ein Kindlein zur Taufe gebracht; ist dieselbe unter mancherlei Ceremonien durch untertauchen vollzogen, so wird ihm mit einer in heiliges Salböl getauchten baumwollnen Schnur ein Kreuz auf den Scheitel gedrückt und diese unter Segenswünschen um den Hals gebunden. Dort wird Communion gehalten, aber nur Kinder und alte Leute empfangen das h. Sacrament, denn vom zwölften Jahre an gelten alle junge Leute sammt den Verheiratheten ohne Ausnahme wegen gehäufter Sünden gegen das sechste Gebot für excommunicirt. Auch Beichtende kommen; sie werden von dem Priester nach einem bestimmten Formular abgefragt, ob sie diese oder jene Sünde begangen hätten, und auf jeder Sünde steht eine bestimmte vorgeschriebene Strafe, die abbezahlt oder mit Fasten abgebüßt werden muß. Die Priester sind erstaunlich unwissend; es wird aber auch jeder, der sich meldet, ordinirt, sobald er nur lesen und das nicänische Glaubensbekenntniß hersagen kann. Dafür genießen sie so wenig Achtung, daß die einigermaßen Gebildeten sich schämen, in den Priesterstand einzutreten.

Neben dieser traurigen Entstellung des Christenthums finden sich in der abessinischen Kirche auch noch mancherlei Bestandtheile aus dem Judenthum und Heidenthum. Man verehrt nicht allein die Bundeslade als den „Tempel des ewigen Gottes", man beobachtet den jüdischen Sabbat neben dem christlichen Sonntag und die Beschneidung, und allgemein herrscht die Sehnsucht, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen, wodurch man Vergebung aller Sünden zu erlangen

meint. Aus dem Heidenthum aber stammt die abergläubische Furcht vor bösen Geistern, die Nachts in die Häuser kommen sollen, und das Vertrauen auf Amulete und heilige Zaubermittel.

Daß ein solches Christenthum wenig Gutes wirken, und noch viel weniger auf Heiden und Muhamedaner einen erleuchtenden und heilsamen Einfluß üben konnte, ist natürlich. Sind doch in sittlicher Beziehung die abessinischen Christen nicht viel besser als die umwohnenden Heiden. Bei so tiefem Abfall von GOtt und seiner heiligen Wahrheit kamen über das abessinische Volk schwere göttliche Gerichte und bittere Heimsuchungen; mehr als einmal war es von feindlichen Heeren überfluthet und schien seinem Ende nahe zu sein; doch hat es alle diese Stürme überlebt, und wenigstens ein Rest von Christenthum blieb erhalten. Würden diese Christengemeinden für das lautere Evangelium gewonnen und dadurch neu belebt, dann könnten sie für die Ausbreitung des Evangeliums von unberechenbarer Bedeutung werden.

Diese Bedeutung der abessinischen Kirche für ganz Afrika hat der römische Stuhl schon lange erkannt und darum wiederholte Versuche gemacht, sie dem Pabst zu unterwerfen, aber er konnte weder mit List noch mit Gewalt etwas ausrichten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts faßte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft Abessinien als Arbeitsfeld in's Auge. Ein gelehrter abessinischer Mönch nämlich, Abi Ruch, hatte nach zehnjähriger Arbeit die Uebersetzung der h. Schrift in die im größten Theil Abessiniens gesprochene amharische Sprache vollendet, welche dann in London gedruckt wurde. Das gab den Anlaß, eine Belebung der abessinischen Kirche durch das Evangelium zu versuchen.

Die hiezu bestimmten Sendboten Samuel Gobat und Christian Kugler kamen 1826 zu Cairo in Aegypten an; nachdem sie durch vielfachen Umgang mit Abessiniern auf ihr Unternehmen sich weiter vorbereitet hatten, benützten sie im Herbst 1829 eine günstige Gelegenheit zur Reise nach Abes-

sinien. In Adbigerat fanden sie bei dem Häuptling Sabagabis die freundlichste Aufnahme. „Ihr seid wahre Christen sagte er zu ihnen, ihr liebet die Wahrheit; aber wir sind Alle Lügner, und ich bin nicht besser als die Andern!“ Doch kaum hatten sie angefangen, das Wort GOttes zu verkündigen, so starb Kugler, ein Bürgerkrieg brach aus und Gobat mußte in dem unzugänglichen Felsenkloster Debradamo eine Zufluchtsstätte suchen. Von hier aus kehrte er Ende des Jahres 1832 von Krankheit geschwächt, nach Europa zurück.

Nach zwei Jahren machte Gobat mit Miss. Isenberg und einigen andern Gehülfen einen zweiten Versuch. Sie ließen sich in Adowa nieder, wo sich der Häuptling Ube ihnen sehr gewogen zeigte. Doch regte sich bereits die Eifersucht der einheimischen Geistlichkeit. Die manichfache Gelegenheit zu religiöser Unterweisung und Vertheilung von Bibeln war treulich benützt, auch eine vielversprechende Verbindung mit dem König von Schoa angeknüpft worden, zwei neue Missionare Blumhardt und Krapff waren eingetroffen — da erhielten sie 1838 von Ube den unwiderruflichen Befehl, binnen kürzester Zeit das Land zu verlassen. Die Priesterschaft von Tigre hatte durch arge Verleumdung die freundschaftliche Gesinnung Ubes in Feindschaft umzuwandeln vermocht.

Zu diesem Verfahren Ubes gegen die Missionare trugen übrigens nicht wenig die Umtriebe römischer Sendboten bei, die nicht lange zuvor angekommen waren. Durch Schmeicheleien und Geschenke, durch Anschmiegen an den abessinischen Kultus suchten sie das Vertrauen der Abessinier zu gewinnen, während sie die evangelischen Missionare als Ketzer in üblen Ruf zu bringen bemüht waren. Aber den neuen Abuna Salama konnten sie nicht für sich gewinnen und mußten sich begnügen, so viel Leute als möglich in ihr Haus und ihren Dienst aufzunehmen und ihnen einzelne Theile der römischen Liturgie einzuüben.

Die evangelischen Missionare Isenberg und Krapff hatten sich aber bereits 1839 nach Schoa auf den Weg gemacht. Der

König gestattete ihnen gerne, frei und ungehindert im ganzen Lande ihr Werk zu treiben, und es gelang bald, einen Anfang mit der Verkündigung des Evangeliums zu machen und eine Schule zu errichten. Während Isenberg nach Europa zurückkehrte, um den Druck verschiedener Bücher zu besorgen, arbeitete Krapff allein in der Hauptstadt Ankobar nicht ohne Segen. Aber auch diesmal sollten die gehegten Erwartungen unerfüllt bleiben. Krapff hatte sich 1842 nach Cairo begeben, um Isenberg und einen weiteren Missionar abzuholen, und machte sich mit ihnen ohne Verzug auf die Rückreise; aber überall fanden sie den Zugang nach Schoa versperrt; in Tadschura zeigte man ihnen einen schriftlichen Befehl des Königs, jedem Engländer den Durchgang nach Schoa zu wehren. Und als sie nun sich nördlich wandten, um wo möglich in Adowa die Arbeit wieder aufzunehmen, war auch dies vergeblich. Ihre alten Feinde setzten alles in Bewegung, daß Ube ja die frühere Ausweisung nicht zurücknehme, sie sogar nicht einmal vor sich ließ. So mußten denn die Missionare betrübten Herzens Abessinien verlassen, in Geduld wartend, bis der HErr die Thüre wieder aufthue, die er zur Strafe der gleichgültigen und ungläubigen Abessinier jetzt schloß.

Doch Abessinien war nicht vergessen. Nach 12 Jahren (1855) machte sich Miss. Krapff in Begleitung von Miss. Flad auf's Neue nach Abessinien auf. Schon an der Grenze hörten sie, daß Ube von dem König von Amhara, der sich nun Theodoros nannte, besiegt und von diesem alle römischen Priester des Landes verwiesen seien. Am 15. April trafen sie in dessen Feldlager ein, wo sie sowohl von dem König als von dem Abuna auf's Freundlichste aufgenommen wurden. In Folge der vom König gemachten Versprechungen kamen im folgenden Jahre vier in der Chrischona-Anstalt bei Basel gebildete Laienbrüder nach Abessinien. Sie sollten vorläufig nicht als Missionare wirken, sondern nur als ruhige Jünger JEsu Christi ihr Licht leuchten lassen vor den Menschen in Wort und That und nebenbei die h. Schrift möglichst ver-

breiten. In Gaffat ließ ihnen der König mit dem sie in bestem Einvernehmen standen, drei Hütten als Wohnung anweisen; sie arbeiteten für ihn in verschiedenen Handwerken, hielten Schule, verbreiteten Bibeln und verkündigten das Evangelium in einfachster Weise, ohne jedoch eigentlich Missionserfolge zu erzielen.

Inzwischen hatte die londoner Missionsgesellschaft auch zu den Falaschas zwei Missionare gesandt. Diese Falaschas, deren Dörfer an einem rothen irdenen Topf auf der Spitze ihres Gotteshauses leicht zu erkennen sind, halten fest an ihrem Glauben, führen ein sittliches Leben, treiben Ackerbau nebst einigen Gewerben aber durchaus keinen Handel, den sie vom göttlichen Gesetz verboten halten. Von den Nichtjuden sich streng absondernd, haben sie doch gegen die Christen keine Bitterkeit, und halten selbst JEsum für den größten Propheten. Von dem König und dem Abuna freundlich aufgenommen, gründeten die beiden Missionare Stern und Bronkhorst nach einer Rundreise unter den Falaschas eine Station in Dschenda. Und als der erste Argwohn beseitigt war, als wollten die Missionare die Falaschas mit Gewalt zu Christen machen, da strömten sie in Menge herbei, um zu hören; ein allgemeines Fragen und Forschen war erwacht, und wo nur immer Stern predigte, überall hätte man die Lehrer halten und sich noch länger von ihnen unterweisen lassen mögen.

Den Chrischona-Brüdern in Gaffat standen nun auch die abessinischen Kirchen zur Verkündigung des Evangeliums an Sonntagen und Feiertagen offen und große Haufen hörten dasselbe mit Freuden. Durch sie wurden sogar drei Muhamedamer bewogen, sich taufen zu lassen. An Wochentagen dagegen mußten sie für den König arbeiten, Straßen und Brücken bauen, Waffen ausbessern u. s. f. Noch immer erfreuten sie sich der königlichen Gunst, aber je mehr und mehr wurde offenbar, daß der König die Mission und die Missionare nur duldete, weil und so lange diese seinen weltlichen Zwecken dienen wollten. Und nachdem sein treuer Freund

und Berather, der Engländer Bell im Kampf gefallen war, machte sich seine sinnliche und barbarische Natur immer bemerkbarer.

Im Jahre 1863 schien Alles zusammenzukommen, um die Stimmung des Königs zu verdüstern. Trotz aller Kriege und trotz aller grausamen Hinrichtungen mehrte sich die Zahl derer, die ihm den Thron streitig machten; Aegypten drohte mit Krieg; auf seine vertrauensvollen Freundschaftsanerbietungen kam von England und Frankreich keine Antwort; da wies er den französischen Consul aus dem Lande. Gerade um diese Zeit wollte Miss. Stern, der den neu angekommenen Missionär Rosenthal in die Arbeit eingeführt hatte, nach Europa zurückkehren. Zu ungünstiger Stunde kam er zum König. Da das Dollmetschen seiner zwei Diener nicht recht von Statten gehen wollte, ließ sie der König unbarmherzig schlagen; Stern in seiner Angst führte die Hand zum Munde und biß sich auf den Nagel, was bei den Abessiniern allerdings ein Zeichen der Rache ist, — und sofort hieß der König auch Stern grausam schlagen und gefangen setzen. Nun wurden sämmtliche Missionare verhaftet und nach Gondar abgeführt, wo die Deutschen leidlich, Stern und Rosenthal aber sehr hart behandelt wurden. Vergeblich suchte Miss. Flad, der aus besonderer Gunst frei geblieben war, den König milder zu stimmen; nur die Chrischona-Brüder ließ er frei. Stern und Rosenthal wurden des Hochverraths angeklagt, weil sich unter ihren Papieren Bemerkungen über des Königs Grausamkeiten befanden. Dann ließ der König den englischen Consul Cameron gefangen nehmen und die beiden Missionare foltern, um zu hören, wer ihnen gesagt, seine Mutter sei eine Arzneihändlerin gewesen.

Da wurde 1864 von England ein Herr Rassam abgesendet, die Freilassung der Gefangenen zu bewirken, aber der König ließ ihn gar nicht vor sich. Von einem zweiten Gesandten forderte er 24,000 fl. für die Freiheit derselben. 1866 endlich, als Rassam wieder kam, wurden die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Im April gedachten sie Abessinien zu ver-

lassen, da plötzlich hielt sie der König abermals zurück und ließ blos Miss. Flad nach Europa gehen, daß er ihm Handwerker und Ingenieure verschaffe. Während dessen wurden die Gefangenen einmal freundlich behandelt, dann wieder streng gefesselt je nach königlicher Laune. Endlich kam die Antwort aus England: die Arbeiter und Maschinen seien an der Küste (in Massona), sie dürften aber nicht weiter ziehen, bis die Gefangenen in Freiheit gesetzt seien. Darüber war Theodoros in höchstem Grade ergrimmt: „wollen sie mit mir kämpfen, sagte er, gut, so laß sie kommen. Durch die Kraft meines Gottes will ich ihnen begegnen, und heiße mich ein Weib, wenn ich sie nicht schlage." Und so kam es zum Kriege. Am 13. April 1868 wurde die Bergfeste Magdala, wo die Europäer gefangen saßen, von den Engländern erstürmt und die Gefangenen befreit; Theodoros wollte diese Niederlage nicht überleben, er erschoß sich selbst.

Zunächst mußten alle Missionare Abessinien verlassen; aber bereits seit Anfang dieses Jahres (1869) sind einige derselben dahin zurückgekehrt. Werden sie jetzt, nach diesen Strafgerichten Gottes besseren Eingang finden für das Wort des Lebens? Wir wollen es hoffen und Gott von ganzem Herzen bitten, Er wolle Seine Stunde über Abessinien jetzt kommen lassen, auf daß, was sterben will, gestärkt werde zum ewigen Leben (Off. 3, 2) Amen.

Inhalt.

		Seite
1.	Afrika	1
2.	Sierra Leone I	12
3.	Sierra Leone II	22
4.	Goldküste I	32
5.	Goldküste II	42
6.	Goldküste III	52
7.	Goldküste IV	62
8,	Sclavenküste	70
9.	Yoruba I	81
10	Yoruba II	91
11.	Niger Miſſion	101
12.	Weſtindien I	111
13.	Weſtindien II	121
14.	Capland I	131
15.	Capland II	141
16.	Capland III	151
17.	Die Namaquas I	161
18.	Die Namaquas II	171
19.	Die Namaquas III	181
20.	Die Hereró	190
21.	Die Buſchmänner	200

Seite

22. Die Betschuanen I 210
23. Die Betschuanen II 220
24. Die Betschuanen III 230
25. Die Bassutos I 240
26. Die Bassutos II 250
27. Die Kaffern I 260
28. Die Kaffern II 270
29. Die Kaffern III 280
30. Natal und Zululand I 290
31. Natal und Zululand II 299
32. Natal und Zululand III 308
33. Madagaskar I 317
34. Madagaskar II 326
35. Madagaskar III 336
36. Abessinien 345

BV 3500 .P3
Die evangelischen Missionen in
Stanford University Libraries
3 6105 041 290 136

BV
3500
P3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.